

Saarbrücker

HEFTE

Die Krise als Dauerbeschäftigung. Standortmarketing und Ansiedlungsmanagement, High-Tech und Informatikland, Technologieparks und Think-tanks – Saarländische Wirtschaftspolitik auf der Suche nach der großen Kohle

Mölln, Rostock, Solingen
Rechtsextremismus im
Saarland

*„Saarbrücken ist der Abort
von Deutschland“*

Eine niederträchtige Verunglimpfung vom Dada-Komponisten Erwin Schulhoff

Next exit Hollywood?
Wie das Filmland Luxemburg
das europäische Kino rettet

Annegret Leiners lithographischer Kampf mit dem kleinen Format



„Eine Frau und viele Männer – die falschen, wohl gemerkt immer die falschen“

Experimentelle Prosa von
Sonja Röder

„Ich bin ja Sympathisant, ich weiß nur nicht, für was“

Ein abenteuerlicher Dialog
mit Thomas Bernhard

L'arbre de rêve
Exklusivübersetzung und Vorabdruck aus einem Roman von Denis Quiring

Albrecht, Max und Erich Ophüls, die Vierzehnte. Eine Petiteesse

Heft 69
Juni 1993

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 69, Juni 1993

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):

Dirk Bubel, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

Redaktion:

Stefan Fricke, Achim Huber, Hermann Kotthoff, Eva Labouvie, Josef Reindl, Dietmar Schellin, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Carola Schweizer, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Dudweilerstraße 22, 6600 Saarbrücken, Telefon (06 81) 39 95 14

Verlag:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauer Milchstraße 14, 6682 Ottweiler, Telefon (0 68 24) 20 97

Layout:

Dirk Bubel, Johannes K. Götzinger, Achim Huber, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf, Josef Reindl

Satz und Druck:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo:

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Hans W. Giessen, Hans Günter Grewer, Armin Heinen, Achim Huber, Thomas Klein, Christoph Lang, Bernd Nixdorf, Denis Quiring, Josef Reindl, Sonja Röder, Dietmar Schmitz, Tobias Widmaier, Reinhard Wilhelm.

Die Fotos dieser Ausgabe stammen von folgenden Fotografinnen und Fotografen:

Rolf Ruppenthal, SR, ZDF-Bilderdienst, Gerhard Heisler, privat.

Titelbild:

Rolf Ruppenthal

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken, der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.

SAARBRÜCKER HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	Diskussion	
Die Krise		<i>AG gegen Rassismus und Rechtsextremismus:</i>	
<i>Hans Günter Grewer:</i>		Rechtsextremismus im Saarland	70
Public private partnership	4	Fenster nach Frankreich	
Glossar	18	<i>Denis Quiring:</i>	
<i>Josef Reindl:</i>		Blick auf Lothringen	76
Standortmythologie	20	Kulturbilanz	
Das Kartell der Traumtänzer. Ein Organigramm	37	<i>Tobias Widmaier:</i>	
<i>Reinhard Wilhelm:</i>		„Meine Zähne klappern im Shimmytakt.“ Ein Dadaist in	
Die DV-Industrie an der Saar	38	Saarbrücken: Erwin Schulhoff	80
<i>Josef Reindl:</i>		<i>Hans W. Giessen:</i>	
CIMCIPZPCADCAMCIDAMJIT	45	Filmland Luxemburg?	88
<i>Josef Reindl:</i>		<i>Achim Huber:</i>	
HA-RA: Eine mittelständische Erfolgsstory	52	Ophüls – die Vierzehnte. Eine Petitesse	94
Literatur		Rezensionen	
<i>Sonja Röder:</i>		<i>Dietmar Schmitz:</i>	
Ein Mann. Eine Frau	60	Geronnene Augenblicke,	
Galerie		wie Bilder von Edward Hopper	98
<i>Annegret Leiner:</i>		<i>Thomas Klein:</i>	
Original Offset-Lithos vom April 1993	64	Auf Wiedersehen, Palü!	99
Abenteuer		<i>Armin Heinen:</i>	
<i>Bernd Nixdorf:</i>		Außenpolitik als autonome Sphäre	100
WURSCHT. Ein paar Gedanken von und		<i>Christoph Lang:</i>	
über Thomas Bernhard	69	Zuckerbrot und Peitsche eines Industriemagnaten	102
		Autorinnen und Autoren	

Das Saarland ist, wie wir von der sozialdemokratischen Regierung wissen, „ein Land, in dem sich Lebensfreude und Schaffenskraft zu einer ganz besonderen Einheit verbinden, ein Land, das weltweit völlig neue Horizonte eröffnet.“

Nachdem wir uns im letzten Heft intensiv der „Lebensfreude“ hingegeben haben, geht es diesmal um die völlig neuen Horizonte, die die Schaffenskraft der saarländischen Wirtschaftspolitiker dem Land in den vergangenen Jahren eröffnet haben. Sie bemühen sich emsig um den Ausbau einer einzigartigen, arbeitsplatzschaffenden Spitzen-Technologie-Forschungspolitik. Sie verlagern das Herz des Euro-Binnenmarktes in das Wachstumsdreieck zwischen Primstal, Perl und Peppenkum. Sie schaffen wie der fröhliche Gärtner im Biotop ein warmes Klima zwischen Politik und Wirtschaft, das ansiedlungswillige Unternehmer aus aller Welt magnetisch anzieht. Last not least haben sie mit Ausdauer und Finesse eine respektable Teilentschuldung zuwege gebracht.

Zugegeben: die Früchte sieht man noch nicht überall. Der Hoffnungsträger Automobil- und Zulieferindustrie erleidet ganz unerwartete Schwächeanfälle. Die Arbeitslosenstatistik schiebt sich wie ein Grauschleier vor die guten Ansätze. Der lange Schatten der Montanstruktur ist ein hartnäckiger Genosse, der sich nicht einfach abschütteln läßt. Und dennoch: am Horizont das Morgenrot, – ist es denn nicht zum Greifen nahe?

Unsere Autoren räsonieren respektlos über den Unterschied zwischen Schein und Sein, zwischen Effekthascherei und Effizienz. Sie recherchieren zwischen Mythos und Realität des Standorts Saar. Sie lösen unter der Überschrift „CIMCIPZPCADCAMICIDAMJIT“ das Welträtsel der menschenleeren Fabrik. Sie porträtieren fasziniert einen saarländischen Erfolgs-Unternehmer. Und sie haben zum ersten Mal – in freundlicher Kooperation mit der Industrie- und Handelskammer des Saarlandes – eine eigenständige kleine Untersuchung über die DV-Industrie an der Saar durchgeführt, deren Ergebnisse hier vorgestellt werden.

Der Konkurs der Saarstahl AG schreckte uns während der Endredaktion auf, obwohl wir keinen Beitrag dazu haben, verdeutlicht er die Dringlichkeit und Aktualität unserer Thematik.

Wirtschaftspolitik ist eine zu ernste Sache, als daß wir als ökonomische Laien uns nicht die Finger an ihr verbrennen sollten. Schließlich geht es den Wirtschaftspolitikern auch nicht viel anders. Daher können sie mit unserem Mitgefühl rechnen. Aber nur so lange wie die SAARBRÜCKER HEFTE selbst noch nicht genau wissen, wie man's – eingeklemmt zwischen winzigen Handlungsmöglichkeiten und hohen Erwartungen der Bevölkerung – ganz anders machen könnte.

Das vorliegende Heft hat natürlich noch mehr zu bieten: eine wohlwollende Petitesse über den Max-Ophüls-Preis, eine Bestandsaufnahme über das Filmland Luxemburg, neue deutsche und französische Literatur, ein Abenteuer mit Thomas Bernhard, einen Kampf Annegret Leiners mit dem von uns vorgegebenen kleinen Format, eine niederträchtige Verunglimpfung unseres geliebten Saarbrückens durch einen vergessenen Dada-Komponisten namens Erwin Schulhoff und natürlich Rezensionen wie gewohnt.

Zum Schluß an dieser Stelle noch ein ungewohnt ernstes Wort: Mölln und Rostock müssen durch das Wort Solingen ergänzt werden. Wir behaupten: Alle diese Ortsnamen liegen nicht nur mitten im Saarland, sondern lassen sich in unserem eigenen täglichen Handlungsspielraum lokalisieren. Deshalb bringen wir einen anonymen Beitrag über „Rechtsextremismus im Saarland“ und versprechen Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, an diesem Thema auch bei den zukünftigen Heften dranzubleiben.

»Public private partnership«

Notate und Markierungen zum Wirtschaftsstandort Saarland

von Hans Günter Grewer

I.

»Im Hinblick auf die allgemeine Wohlfahrt kann dem Verkehr und Austausch von Eigentum jeglicher Art nicht genug Erleichterung gewährt werden, da hierdurch jede Art Kapital am besten seinen Weg zu denjenigen findet, die es am vorteilhaftesten zur Hebung der Produktionen des Landes verwenden werden.«

David RICARDO

Schaut oder hört man sich die politischen und verbandlichen Verlautbarungen über den Wirtschaftsstandort Saar an, dann herrscht Optimismus vor, verhalten zwar, aber immerhin. Einige strukturelle Defizite werden, ganz zurecht, bekräftelt und seit Herbst 1992 läßt man sich unisono über die branchenübergreifenden rezessiven Einbrüche aus, die als von außen einbrechendes Schicksal interpretiert werden. Aber im Grunde ist die Zuversicht der hier behandelten Akteure ungebrochen.

Der soignierte Herr vom Arbeitgeberverband beispielsweise hebt die geographisch zentrale Lage in der Mitte Europas, die guten Verkehrsverbindungen und das anscheinend unersättliche 'savoir-vivre' hervor. Er unterscheidet sich darin in nichts vom kreativen Kommunikativen in der Staatskanzlei, die seit 1991 jährlich 2-3 Mio. DM in eine medial gut gemachte, bis dato vierphasige Imagekampagne fließen läßt. Wenn derselbe Arbeitgebervertreter auch noch die kurzen administrativen Wege für ansiedlungsbereite oder erweiterungswillige Unternehmer herausstreicht, dann braucht der umtriebige Vertraute des Wirtschaftsministers weder seine sonore Stimme zu erheben noch zum Sprung anzusetzen, sondern kann sich erstmal zufrieden zurücklehnen. Das sei eben das Ergebnis von »public private partnership« und einer »integrierten Wirtschaftspolitik«, dem guten Zusammenspiel von Politik und Wirtschaft und einem scheinbar ebenso kompakten wie kompletten Paket für Investoren, wie es so nur im Saarland vorzufinden ist. Übereinstimmend verkünden ferner die Exponenten der IHK und des Ministeriums die zweifellos günstigen Perspektiven, die sich einer stark exportorientierten Wirtschaft bei der Verwirklichung des europäischen Binnenmarktes eröffnen. Und regelrecht ins Schwärmen kommen alle, der Verbandsfunktionär wie der Hauptgeschäftsführer, der ministeriale Presseprecher ebenso wie der high-tech-Unternehmer über die Aussichten, die die zukünftige Forschungslandschaft an 'spin-off'-Effekten bieten wird.

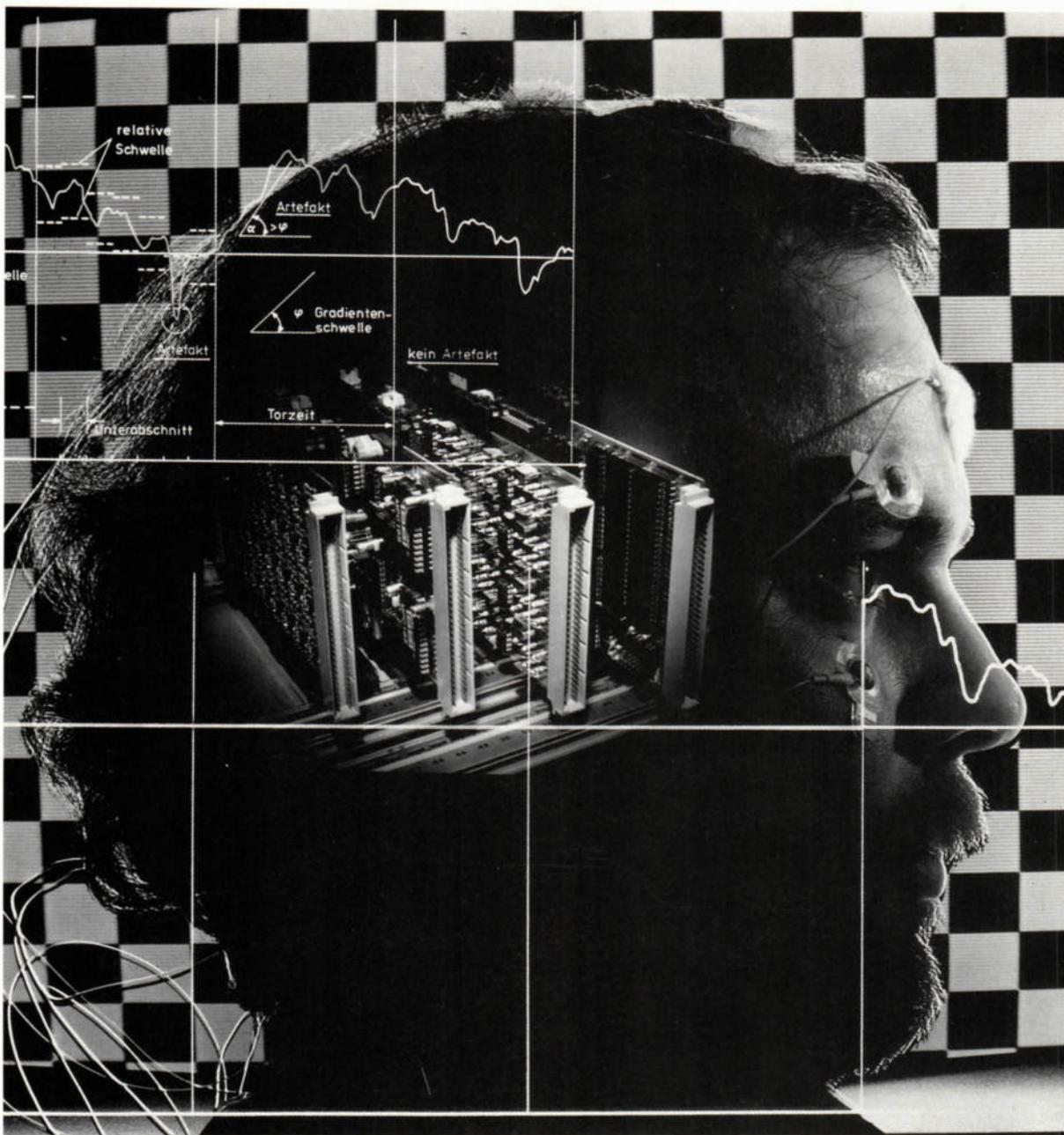
Die Rede ist von einem modernen und attraktiven Industriestandort, von großer Investitionsbereitschaft

und wachsender Innovationskraft, von Überschaubarkeit und vorteilhaften, nicht-anonymen bürokratischen Gegebenheiten und von einer eingetübten engen Kooperation mit den ausländischen Nachbarn. Hervorgehoben werden die dichte innere Verkehrsstruktur, die guten Anbindungen an überregionale Netze und die damit verbundenen kurzen Wege in wichtige Industrie- oder Handelszentren (erwähnt werden namentlich die Räume Frankfurt, Stuttgart und München, das Ruhrgebiet, die Beneluxstaaten und das Pariser Becken). In der Aufzählung fehlen auch nicht Hinweise auf erfolgversprechende Ausbildungsgänge, hohe Qualifikation und Verfügbarkeit industrieerfahrener Facharbeitskräfte. Dies unterstreichen vor allem die befragten Unternehmer und sogar die Verbandsvertreter, da sie die Vertrautheit der saarländischen Industriearbeiter mit den Segnungen des industriellen Regimes, den Flexibilisierungsstrategien wie z.B. Schicht-, Nacht- und Überstundenarbeit durchaus zu schätzen wissen. Außerdem kommen ihnen hohe Einsatzbereitschaft und außergewöhnliche betriebliche Treue nicht gerade unpassend.

In der Tat ist es in den 70er und 80er Jahren gelungen, etliche der monostrukturell bedingten Schwächen auszugleichen, die Dominanz des Montankernes abzubauen und die wirtschaftliche Struktur einschließlich der Infrastruktur zu modifizieren. Dadurch konnten Wettbewerbsnachteile verringert und die Wirtschaftskraft gesteigert werden. Langsam gelang eine Anpassung an die für die Entwicklung bedeutsamen Meßziffern der BRD, die Wertschöpfung näherte sich den durchschnittlichen Zahlen des Bundes an, und selbst die Beschäftigung nahm gegen Ende des letzten Jahrzehnts erstmals seit längerem wieder zu.

Wichtige Schritte wurden in den vergangenen Jahren unternommen, um eine Forschungs- und Technologiebasis aufzubauen, die quasi in einem selbstzündenden Prozeß vor allem die mittelständische Industrie vorantreiben soll. Mit einem massiven Einsatz flankierender Maßnahmen (Innovationsförderung, Technologietransfer von den Hochschulen, Marketing) hat die Politik diesen Prozeß befördert.

Keineswegs nur als makelhaft kann auch der weiterhin überdurchschnittliche Industriebesatz des Saarlandes angesehen werden (1991: 12,9% zu 11,8% im Bund), da sich damit sowohl wertschöpfende als auch außenwirtschaftliche Chancen eröffnen. Zum einen besorgt die Industrie immer noch den größten Wertschöpfungsanteil am Volkseinkom-



men, zum anderen ist sie der eindeutige Träger des Exports, der insgesamt 1/3 des BIP ausmacht. Auch darf die Bedeutung einer gut ausgebauten Verkehrsinfrastruktur für den Wettbewerb nicht unterschätzt werden. Der mittlerweile realisierte Ausbau der überregionalen Straßen (A 1, A 6) z.B. hat dazu beigetragen, die Geschäftsbeziehungen in traditionelle wirtschaftliche Verflechtungsräume zu stabilisieren.

Restrukturierung des Montankerns, branchenmäßige Verlagerungen, verbesserte Wertschöpfung, überdurchschnittliche Exporte und gute Verkehrswege sind nicht die einzigen Pluspunkte, mit denen der Standort Saarland aufwartet. Erwähnt werden müssen weiter die öffentlichen Fördermöglichkeiten und die Tatsache, daß das Saarland insgesamt EG-Fördergebiet ist.¹ Positiv herauszustreichen sind auch das verfügbare Arbeitskräfteangebot mit entsprechendem Qualifikationsniveau bzw. die zur Verfügung stehen-

den Qualifizierungsmöglichkeiten, ein im Vergleichsmaßstab preiswertes Gewerbeflächenangebot (außerhalb des Saarbrücker Raumes), die verdichtete, kleinräumige Siedlungsstruktur mit einem differenzierten wirtschaftlichen Spektrum und nicht zuletzt ein – trotz ökologischer Propaganda – weiterhin günstiges Energieangebot für Großverbraucher.

Bei den 'weichen' Standortfaktoren sind zu nennen ein in den 80er Jahren verbessertes Bildungsniveau, praxisorientierte berufliche Bildungsgänge, Möglichkeiten zu europäischen, multinational anerkannten Bildungsabschlüssen, ein vergleichsweise preisgünstiger Wohnungsmarkt, das landschaftlich attraktive Umfeld mit vielfältigen Naherholungsmöglichkeiten und reichhaltige kulturelle Angebote – die französische Küche nicht zu vergessen.

Wie die für Öffentlichkeitsarbeit zuständige Abteilung der Staatskanzlei nicht oft genug betonen kann,

hat sich der Standort Saarland »gemausert«: zu einem »farbigen, vielseitigen und zukunftsorientierten Industrie- und Dienstleistungsstandort«. Er braucht seine Leistungsfähigkeit nicht zu verstecken. Seine Unternehmen zeichnen sich durch besondere Flexibilität aus. Und die Politik garantiert ein unternehmungsfreundliches Klima, in dem »Spitzentechnologie« gedeiht und »technische Reflexionen« reifen können. In der Energie- und Umweltpolitik ist das Land Spitze. Es leben hier »gelernte Europäer« und im internationalen Export gestählte Wirtschaftsfachleute. Kein Wunder also, daß das Land für immer mehr Unternehmensvertreter »aus dem Land der aufgehenden Sonne interessant« wird und amerikanische Firmen regelrecht Schlange stehen.

Überhaupt, es ist viel los hier. Ob mitten drin im »pulsierenden Großstadtleben« oder in der »erfrischenden Erholung« auf dem Land, für Entspannung und Kurzweil wird gesorgt, sei es durch das wieder in die »nahen Wälder zurückgekehrte Haselhuhn« oder eine »entflammende Festival-Atmosphäre«, die an »unkonventionellen Aufführungsorten« die Gemüter erhitzt, oder durch das französische Flair, welches nicht nur beim »raffiniert zubereiteten Loup de mer« nebst einem Sancerre seltsam belebende Auswirkungen auf Körper und Geist entfaltet. Im Saarland herrscht kulturell und wirtschaftlich ein erstklassiges Klima. Europa kann weder schrecken noch viel Neues bieten. Die Anderen sind die Gelackmeierten, denn ihnen bleibt nur noch erblassend festzustellen, daß das »Europa voller Leben und Ideen« bereits ans Saarland vergeben ist.²

II.

»Viel verlässlicher werden die Zweifler und Skeptiker sein, nicht etwa weil Skeptizismus gut und Zweifel heilsam ist, sondern weil diese Menschen es gewohnt sind, Dinge zu überprüfen und sich ihre eigene Meinung zu bilden.«

Hannah ARENDT

Nach diesen Elogen reagiert man einigermassen verwirrt, wenn der Geschäftsführer eines größeren Betriebes mit weit über 1.000 Beschäftigten mitteilt, bei einer heute nochmals zu treffenden Entscheidung käme das Saarland als Standort nicht mehr in Frage, weil zu vieles am Umfeld nicht mehr stimme. Dabei war sein Unternehmen erfolgreich und hat besonders mit dem industriellen wie handwerklichen Geschick der saarländischen Arbeitskräfte die besten Erfahrungen gemacht. Mittlerweile hat sich jedoch der Eindruck verfestigt, daß auf das klassische Arbeitspotential politisch immer weniger Wert gelegt wird. In den

Imagestrategien der Staatskanzlei kommt es schon nicht mehr vor, weil man sich offenbar der schwerindustriellen Vergangenheit nicht mehr gern erinnert. Gefragt sind stattdessen 'Just-in-time' und die feinen Dienstleistungen. Der erwähnte Manager hält es für ausgemachten Quatsch zu glauben, es wäre innerhalb der nächsten Jahre möglich, auf die Produktion am Standort Saar zu verzichten. Aber wenn die Konzentration auf den tertiären Sektor weiterhin so ausschließlich betrieben wird wie bisher – so seine Meinung –, dann ist in einem anderen Sinne, als ursprünglich beabsichtigt, mit Rückkopplungseffekten zu rechnen. Die innovativ-modernistischen, vor allem auf Dienstleistungen abzielenden Vorgaben und die sie abstützenden Politiken tragen eher dazu bei, die industriellen Verlagerungen voranzutreiben und zu beschleunigen. Ist ein solcher Prozeß einmal in Gang gekommen, dann dürfte es schwierig werden, rechtzeitig für ausreichenden Ersatz zu sorgen.

Die Entwicklung der vergangenen Jahre hat offenbart, daß die Zeit der beschäftigungsintensiven Ansiedlungen vorüber ist. Anhand der beiden Zeiträume 1959-74 und 1975-89 läßt sich demonstrieren, wie trotz etwa gleich gebliebener Neuansiedlungen (282 zu 284) die Beschäftigungseffekte drastisch in den Keller gingen. In der letzten Zeitphase betrug die Beschäftigungswirkung nur mehr knapp 1/5 (ca. 7.800) der vorangegangenen Spanne (etwa 42.000).³ Der Zugewinn im privaten Dienstleistungssektor reichte nicht aus, um den negativen Saldo des produktiven Sektors auszugleichen.

Es ist hier nicht möglich, differenzierte Detailausagen zu machen, weil es den Rahmen eines Zeitschriftenbeitrages sprengen würde und weil die publizierten Statistiken sehr grob verfahren. Zum einen ist diesen nicht zu entnehmen, wie viele der Neugründungen die kritischen ersten Jahre überlebten, zum anderen erscheinen die Zahlen ziemlich hochgegriffen. Zu dieser Vermutung wird man veranlaßt in Anbetracht der Schwierigkeit, genauere Angaben über Neugründungen seit 1985 zu erhalten. Entsprechende Fragen ans Wirtschaftsministerium oder die IHK und die Arbeitgeberverbände führten zu lavierenden Antworten. Offenbar werden – aus welchen Gründen auch immer – nur wenige der neuen Firmen für wert befunden, in der Erinnerung abgespeichert zu werden. Dazu gehören z.B. Betriebe wie Cattico, Lempp-Unimar, Filtec, Eisenwerke Brühl, also Firmen in einer Größenordnung von plusminus 100 Beschäftigten. In merkwürdiger Verkehrung der Realitäten geistern dagegen hartnäckig Namen von Un-

ternehmen in öffentlichen Verlautbarungen herum, die übers Liebäugeln mit dem Standort Saar nicht hinaus gekommen sind: Mazda und Timken. Die wirtschaftspolitische Funktionskaste offenbart mit dieser Fixierung an wohlklingenden Namen ein ausgeprägtes Wunschdenken und mangelnden Realitätsinn. Vor allem amerikanische und japanische Firmen müssen als Hoffnungsspender herhalten, allein der so demonstrierten Weltläufigkeit wegen. Wobei Stimmen aus der amerikanischen Handelskammer systematisch überhört werden, die betonen, daß US-Unternehmen zunehmend von weiteren Investitionen in der BRD absehen und stattdessen in wachstumsintensiven asiatischen Märkten Kapital anlegen.⁴ Und ebenso geflissentlich wird übersehen, daß japanische Anleger bevorzugt an Orten aufzufinden sind, an denen verdichtete dispositive wirtschaftliche Aktivitäten vorstatten gehen.

Zwar ist es in den 70er und 80er Jahren mit der Automobilindustrie gelungen, die durch internationale Marktprozesse wie unternehmerisches und politisches Fehlverhalten verursachte sinkende Bedeutung des Montankerns einigermaßen aufzufangen, aber man tauschte eine Monostruktur gegen eine andere aus. Die Krisenanfälligkeit ist geblieben, wie aktuell wieder schmerzhaft offenbar wird. Innerhalb kürzester Zeit schmelzen mit dem Krisenmechanismus Beschäftigungsplus und Gewinne der jüngsten Epoche dahin, am stärksten in Stahl- und Automobilbereichen.

Damit nicht genug. Wenn die wertschöpfungsstärksten Sektoren erlahmen, dann infizieren diese in der Folge andere Wirtschaftsbereiche, beispielsweise weithin als krisenfest geltende Branchen wie den Maschinenbau und die Chemieindustrie. Selbst die vorgeblich omnipotenten High-tech-Betriebe sind vom konjunkturellen Niedergang betroffen, von den Auswirkungen auf die staatlichen Dienstleistungen ganz zu schweigen.⁵ Heftigste Umsatz- und Ertragssteigerungen in den letzten Jahren haben bei den Unternehmen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht bewirkt, für die auf den Boom sicher folgende Krise vorzusorgen. Das ist keineswegs neu, sollte aber der wirtschaftspolitischen Funktionselite zu denken geben und etwas mehr Phantasie freisetzen, die sich am vorhandenen Humankapital orientiert.

Auf jeden Fall bringen Verlagerungen in den Wirtschaftssektoren und jede Krise hohe Arbeitsplatzverluste mit sich und führen zu einschneidenden Veränderungen bei den Qualifikationsanforderungen. Für viele Arbeitslose reduzieren sich dadurch die Chan-

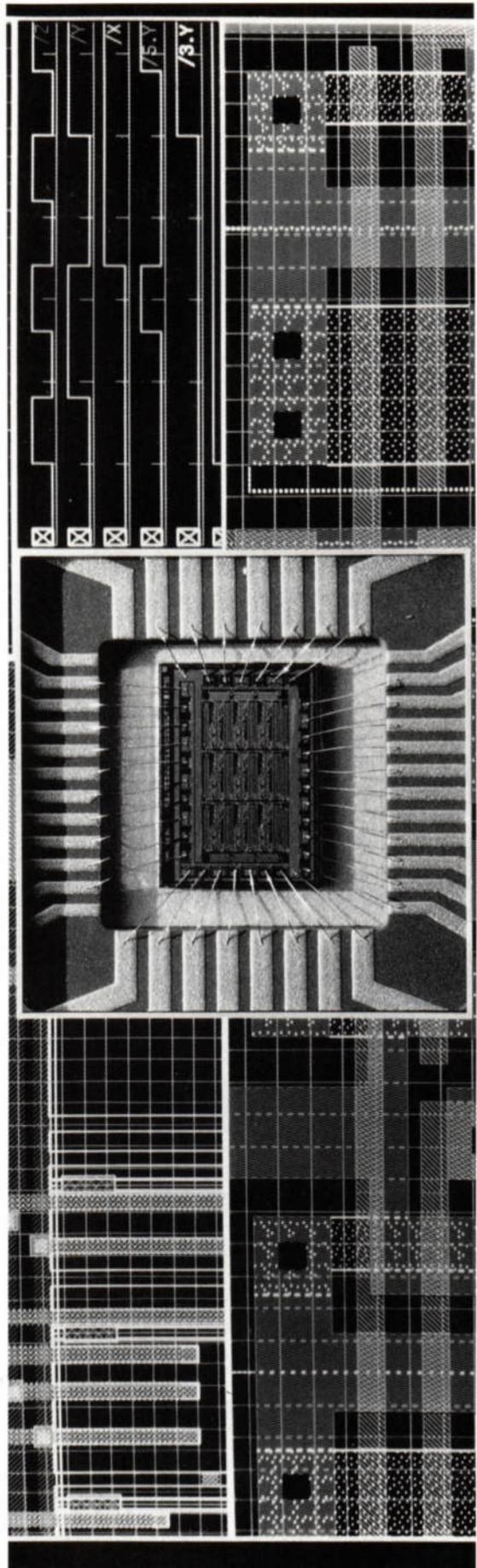
cen des beruflichen Wiedereinstiegs. Mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit sinkt z.B. das individuelle Arbeitsvermögen und die Hoffnung auf weitere Beschäftigung. Auch dieser Umstand wertet den Standort keineswegs auf. Die Arbeitskraftreserve des Saarlandes ist zwar hoch, aber ob das allein ein standortbegünstigender Faktor ist, darf angesichts der funktionalen Fähigkeiten und Fertigkeiten der Erwerbslosen bezweifelt werden.

Industrielle Ansiedler suchen kostengünstige Produktionsmöglichkeiten in Regionen mit einem qualifizierten und erfahrenen Arbeitskräftepotential. Sie benötigen ferner schnell erwerb- und bezahlbare Flächen hinreichender Größe, die allerdings im Saarland aufgrund von Streubesitz oder Kontaminierung oder bislang fehlender Bodenvorratspolitik schwierig zu finden sind. Nicht vergessen werden dürfen die Kundennähe und der Austausch mit branchennahen Unternehmen. Hiervon profitieren vor allem Unternehmen mit überregionalem Absatz. Von großer Bedeutung sind heutzutage noch Fragen von Forschung und Entwicklung und damit verbundene Bedingungen, schnell und unmittelbar auf Kundenanforderungen zu reagieren, um so im Wettbewerb bestehen zu können. Klein- und Mittelbetriebe mit dispositiver Orientierung sind in diesem Feld i.d.R. bevorteilt, da sie wegen ihrer geringeren Kapitalbindung und entsprechend technologie- bzw. entwicklungsintensiver Ausstattung flexibler reagieren können. Sie sind jedoch im Saarland unterrepräsentiert.⁶

Ein gutes Nahverkehrsnetz, das den Beschäftigten Wege verkürzt und somit den Betrieb entlastet, gehört ebenso zu einem guten Standort wie schnelle und preiswerte Entsorgungsmöglichkeiten für Wertstoffe. Beides ist nicht in gewünschtem Ausmaß vorhanden. Kompetente Beratung in der Anfangsphase und anschließend fundierte kontinuierliche Betreuung des vorhandenen Unternehmensbestands sollten eigentlich selbstverständlich sein. Der Sache wenig dienlich sind effektheischende Inszenierungen, Hochglanzbroschüren oder zersplitterte Ansiedlungsbzw. Fördergesellschaften, wo abgehalfterte Politiker oder von wirtschaftlichen Abläufen unbeleckte Administratoren vor sich hin dilettieren.

Unternehmen, die sich in der Bundesrepublik niederlassen, tun dies in aller Regel bewußt. Sie wissen – und alles andere wäre unrealistisch –, daß in einem Land ein etwa gleiches Lohnniveau besteht. Trotz des Anstiegs der Effektivverdienste in den 80er Jahren, besteht im Saarland weiterhin ein kleiner Arbeitskostenvorteil bei den Facharbeitern, im Angestelltenbe-

reich ist er sogar noch etwas größer. Für gediegene Unternehmen sind demzufolge weniger die direkten Lohnkosten das Problem, da ihnen vertraut ist, welche Wechselbeziehung Arbeitseinkommen und allgemeine Lebenshaltungskosten haben. Die Empfehlung der empirischen Wirtschaftsforscher an der Saarbrücker Universität⁷, den saarländischen Standort aufzuwerten und Wettbewerbsnachteile gegenüber Lothringen (minus 18,5%) zu beseitigen, indem man die Löhne senkt, scheint ebenso vermessen wie realitätsfern. Dahinter verbirgt sich die Orientierung an liberalistischen Krakeelern, die durch nahezu unbegrenzte Lohndifferenzierung die Verhältnisse zum Tanzen bringen möchten. Konkurrenzfähige Unternehmen haben daran wenig Interesse, womit die Frage, wie die Kosten zu minimieren sind, aber noch nicht entschieden ist. Wenn man in Unternehmerkreisen genau hinhört, dann trifft sich deren Realismus mit dem der Arbeitnehmer. Das bedeutet, insbesondere die Lohnnebenkosten sind zu hoch, also die Anteile für Steuern und Sozialversicherung. Beim lothringischen Arbeitnehmer liegen gerade dort die Vorteile, weniger im unmittelbaren Beschäftigungsentgelt, das kaum Unterschiede zum saarländischen Nettoeinkommen aufweist. Das hiermit angedeutete vordringliche Erfordernis, die Lohnbesteuerung zu senken und die Lohnnebenkosten zu begrenzen, liegt nicht in der Zuständigkeit saarländischer Politik. Aber sie kann über den Bundesrat oder die Bundestagsfraktionen daran mitwirken, was für sich schon Signalwirkung hätte. Angesichts der Schwierigkeiten, den Aufbau der neuen Bundesländer zu finanzieren, bestehen derzeit jedoch wenig Chancen, das Problem anzugehen. Aber an einer merklichen Senkung der öffentlichen Ausgaben, nicht zu verstehen i.S. eines sozialen Kahlschlages bei den Bedürftigen und Wehrlosen, sondern als rationelle Begrenzung des administrativen Apparates, etwa durch Auflösung der Beamtenkaste mit ihren ausgetüftelten Beihilfesystemen oder mittels eines garantierten Mindesteinkommens, das allein schon ein Großteil der Arbeits-, Sozialhilfe- und Rentenversicherungsbürokratien überflüssig machen könnte – hier wäre reichlich Handlungsbedarf gefordert –, wird man nicht vorbeikommen. Derartige Überlegungen werden wahrscheinlich erst ein verzögerter Effekt des europäischen Vereinigungsprozesses sein, durch den der Wettbewerb kräftig angeheizt wird. Auf jeden Fall werden Standortfragen auch danach entschieden, wo öffentliche Kosten sich in Grenzen halten.



In diesem Zusammenhang wirkt die hohe Verschuldung des Landes standortverschlechternd. Denn alle ökonomische Rationalität besagt, daß denen gegeben wird, die haben und von denen genommen, die ohnehin bereits darben. Die Schulden werden folglich eine länger währende Hypothek des Saarlandes bleiben, selbst wenn man eine Teilentschuldung von ca. 8 Mrd. DM ab 1994 berücksichtigt. Sie stellt, so wichtig sie ist, bloß den Stand Mitte der 80er Jahre wieder her.

III.

»Das gleichmäßige, fortwährende und ununterbrochene Streben der Menschen nach besseren Lebensbedingungen, Ursache und Quelle öffentlichen und nationalen wie privaten Wohlstands, ist durchweg mächtig genug, trotz Unmäßigkeit der Regierung und größter Fehlentscheidungen der Verwaltung den natürlichen Fortschritt zum Besseren hin aufrecht zu erhalten.«

Adam SMITH

Wie bereits erwähnt, setzt die wirtschaftspolitische Kaste große Hoffnungen auf Europa und die in diesem Zusammenhang vermeintlich wirksam werdende zentrale geographische Lage des Saarlandes. Darin sind sich alle im ökonomischen Geschäft tätigen Stämme einig. Jedenfalls werden lärmende Anstrengungen unternommen, dies dem ungläubigen Publikum einzubleuen. Betrachtet man einigermaßen nüchtern die Szenerie, dann beschleichen einen erhebliche Zweifel und die dargebotene Euphorie erweist sich, milde gesprochen, als aufgesetzt. Mit Europa verhält es sich wie mit High-Tech. Realistische bis abenteuerliche Erwartungen werden an sie geheftet, alle möglichen Spekulationen blühen, so daß man sich manchmal im Tollhaus wähnt. Bei beiden sind Hallelujahs geläufig. Von beiden weiß man auch, daß sie die Verhältnisse tiefgreifend umgestalten werden. Genaueres ist allerdings unbekannt. Einige skeptische Anmerkungen können da nicht unterbleiben. Beginnen wir mit der zentralen Lage und Europa.

»Die Verwirklichung des EG-Binnenmarktes eröffnet der Saarländischen Wirtschaft zweifellos günstige Perspektiven. Die industrielle Kernregion an der Saar wird dann nach und nach in eine europäische Zentrallage rücken. Die Vorzüge als zentrale Operationsbasis für exportorientierte Unternehmen dürften dann noch mehr zur Geltung kommen«. Soweit die IHK, die die Verkehrslage als zentralen Standortfaktor ansieht. Daß das Saarland, so eine weitere Feststellung von ihr, »im Kreuzungspunkt alter europä-

scher Handelsstraßen« liegt⁸, ist ebenfalls bemerkenswert, wiewohl wenig geeignet, unsere Skepsis dem Standort gegenüber zu beseitigen. Selbst mit einem rudimentären ökonomischen Sachverstand weiß man, daß Marktprozesse sich recht wenig um geographische Lagen scheren, auch wenn sie noch so zentral sind. Um einiges entscheidender ist die Nähe zu den ökonomischen Zentren, d.h. den Agglomerationsräumen, in denen sich bereits jetzt hochproduktive und finanzpolitische Dienstleistungsunternehmen konzentrieren.

Das Saarland liegt – und das ist eine unbestreitbare Tatsache – in der Peripherie, abseits dieser internationalen ökonomischen Entwicklungsachsen, den schon bestehenden zwei Wachstumsregionen in Europa, die von Experten häufig erwähnt werden. Der erste Wachstumsgürtel ist die sogenannte 'blaue Banane', die von Südengland über die Beneluxstaaten, das Ruhrgebiet, das Rhein-Main-Gebiet, das Elsaß und Baden-Württemberg bis nach Norditalien reicht – alles hochentwickelte Regionen mit guter Kapital- und Infrastrukturausstattung. Die genannten Zentren zehren hauptsächlich von ihrem bereits vorhandenen Leistungsniveau, wohingegen die andere Wachstumszone, der 'Sunbelt' – wohl nicht zufällig an eine entsprechende Region im Süden der USA erinnernd – die Massierung forschungs- und entwicklungsintensiver Branchen in Kombination mit hohem Freizeitwert im Rhone-Alpes-Gebiet, in Katalonien und wieder in Norditalien kennzeichnet⁹.

Optimisten, von denen es im Saarland nicht wenige gibt, meinen, daß das Saarland zur 'blauen Banane' gehört, auch wenn damit geflissentlich die ökonomischen Fakten verleugnet werden. Z.B. die seit Beginn der 80er Jahre stetig sinkenden Bruttoanlageninvestitionen (Anteil am BSP 1982 = 25,7%, 1989 = 21 %) bei im gleichen Zeitraum steigenden Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen.¹⁰ Was anderes besagt dies, als daß die Unternehmen selbst den Standort wenig schätzen?! Eine verstärkte Inanspruchnahme von Subventionen, wie von den Propagandaabteilungen von Staatskanzlei und IHK lobend hervorgehoben, kann weder das unternehmerische Risiko noch das besondere Gespür für renditeträchtige Märkte ersetzen. Hier offenbart sich ein eher zauderndes Verhalten angesichts unsicherer Standorteinschätzungen. Daß trotzdem genommen wird, was einem nachgeworfen wird, ist noch kein Qualitätsmerkmal. 'Perlen vor die Säue werfen' nennt der Volksmund ein solches Verfahren. Damit nicht genug. Vergessen wird bei den immer wieder

betonten EG-Mitteln auch, wofür diese installiert wurden. Die EG-Regional-, Struktur- und Kohäsionsfonds-Mittel, die seit Jahren ins Saarland wie in andere bedürftige EG-Regionen fließen, sind in erster Linie dazu da, Disparitäten, also eine Mangelsituation zu beseitigen. Seit Mitte der 70er Jahre flossen über 50 Mrd. ECU in entwicklungsmäßig nachhinkende Regionen mit der Folge, daß sich das Gefälle zwischen den Regionen noch verschärft hat. Die Währungsturbulenzen der letzten Monate etwa, die dazu führten, das System der festen Wechselkurse vorläufig außer Kraft zu setzen, sollten gemahnen, die Illusionen über unbegrenzt und gleichmäßig wachsende Märkte aufzugeben.

Aus genannten Gründen wäre es ebenfalls angebracht, dem seit Beginn des Jahres 1993 laufenden

Beschäftigtenstruktur

Beschäftigte insgesamt:	357.300	
<i>darunter</i> (Anteile im Bund in Klammern):		
Land- und Forstwirtschaft:	1.673 =	0,5% (1,0%)
Bergbau und Energiewirt.:	22.700 =	7% (1,9%)
Verarbeitendes Gewerbe:	130.300 =	37% (37,6%)
Baugewerbe:	22.000 =	6,2% (6,6%)
Dienstleistungen:	180.900 =	50,2% (52,8%)
<i>davon:</i>		
in der Industrie:	135.981	
im Handwerk:	73.000	

Projekt 'Binnenmarkt' mehr Reserviertheit entgegenzubringen und sich, statt dem CECCINI-Bericht zu vertrauen, eher an der ökonomischen Realität zu orientieren. Was aber tun die Verantwortlichen? Sie klammern sich an die Vision eines vielfach vergrößerten gemeinsamen Marktes, der mit seiner klandestinen 'invisible hand' (A. SMITH) neues Wachstum richten, den allgemeinen Wohlstand mehren, für neue Beschäftigung sorgen und alle Schwierigkeiten beseitigen wird. Zweifellos wird die Integrationsdynamik zunehmen, da der Handelsblock EG ohne ein Minimum an Kohärenz zwischen den an ihm beteiligten Ökonomien nicht funktionstüchtig ist und in

Gefahr gerät, in der Konkurrenz mit anderen Wirtschaftsblöcken zu verlieren. Zur ökonomischen Integration gehört jedoch immer die Kehrseite der Desintegration dazu, d.h. Reichtum, Wachstum und Entwicklung hier und Armut, Niedergang und Unterentwicklung dort. Disparitäten und Niveauunterschiede werden bestehen bleiben, sind sie doch Voraussetzung für die sich hinter dem Rücken der Akteure durchsetzenden Marktkräfte. In prosperierenden Phasen wie 1988-91 ist das weniger offensichtlich, in Zeiten der Rezession dagegen um so deutlicher sichtbar¹¹ Die Politik war seit den 50er Jahren regulierend an diesem Prozeß beteiligt. Und zwar in einer sich entäußernden Weise, indem sie Souveränitätsrechte an supranationale Institutionen zugunsten einer in erster Linie wirtschaftlichen Integration übertrug, bei gleichzeitiger Hintanstellung von national gültigen demokratischen Standards. Die Folge ist, daß regionale Politiker den Status von Maulhelden haben, denen nur mehr marginale Einflußmöglichkeiten verblieben sind. Gemessen daran nimmt die wirtschaftspolitische Kaste des Saarlandes den Mund sehr voll. Die Verantwortlichen wännen sich als Handelnde, während sie doch nur Getriebene sind.

IV.

»Die Naturwissenschaft hat dem Menschen Macht versprochen. Aber wie es so oft geschieht, wenn Menschen durch Versprechen von Macht verführt werden, ist der Preis, der von Anfang an und unterwegs andauernd bezahlt werden muß, Abhängigkeit und Ohnmacht. Die instrumentelle Vernunft kann Entscheidungen treffen, aber zwischen Entscheidungen und Wählen besteht ein himmelweiter Unterschied.«

Joseph WEIZENBAUM

Vergleichbare Entwicklungen können wir bei der Hochtechnologie und beim Forschungstransfer beobachten. Alle möglichen EG-, Bundes- und Landesressourcen werden hierauf konzentriert, Bildungsinstitutionen, Ausbildungsgänge und Infrastrukturen für kurzfristige Erfordernisse der Wirtschaft zurechtgebogen. Das geschieht mit gehörigem manipulativen Aufwand und ohne eine demokratisch und kontrovers geführte Debatte. Im Verhältnis zur dröhnenden Zurschaustellung, wonach die Förderung der Hochtechnologiebereiche zu den »Investitionen mit der höchsten regionalwirtschaftlichen Rendite«¹² zählt, sind die bisher nachzuweisenden Beschäftigungseffekte indes kaum mehr als bescheiden. Genauere Zahlen sind schwerlich zu erhalten. Entweder werden

sie schamhaft verschwiegen oder mit stark differierenden Näherungswerten übermittelt. Auch die unterstellten Synergien in die betriebliche Landschaft, an denen die unterentwickelte bis marode betriebliche Struktur wundersam genesen soll, entpuppen sich in erster Linie als Agitprop. Bereits vom 'high-Tech-Saarland' zu fabulieren, wenn es darum geht, die Ansiedlung einiger wichtiger Forschungs- und Bundesinstitutionen zu feiern, scheint vermessen. Unberücksichtigt bleibt, was wirklich ökonomisch aussagefähig ist, daß nämlich jene Branchen, in denen informationelles Know-how bislang am weitreichendsten eingesetzt wird: Elektrotechnik, Fertigungs- und Prozeßautomatisierung, Mikrosystemtechnik, Werkstoffchemie, Optoelektronik, Festkörperphysik und wie sie alle heißen, durchweg im Saarland unterrepräsentiert sind.¹³

Die Informatik, andere moderne Techniken und ihre Einsatzfelder sind heute von einer bestimmten Aura umgeben, die es ermöglicht, an ihre heilbringenden Kräfte zu glauben.¹⁴ Als besonders gläubig und anfällig für Mystifikationen erweisen sich die Wirtschaftspolitiker. Sie stellen die von ihnen präferierte Strukturpolitik als einzigmögliche vernunftgeleitete Entscheidung vor, wo es sich in Wahrheit doch nur um affirmatives Fortschrittsvertrauen einer unverstanden gebliebenen Welt gegenüber handelt.

Der Betrachter staunt nicht wenig angesichts der hemmungslosen Wegbereitung neuer Technologien. Mit religiöser Inbrunst werden die hier wirkenden Naturwissenschaftler und Ingenieure zu einer neuen Priesterkaste verklärt. Dabei wäre in Anbetracht der tatsächlich komplexen und schwierigen Verhältnisse Säkularisierung gefordert. Aber anstatt einen klaren Kopf zu bewahren, blüht eine reichhaltige Mythenbildung. Daß die Gattung befähigt ist, zwischen Alternativen zu wählen, scheint dem hier vorfindlichen wirtschaftspolitischen Typus unbekannt zu sein. Er stürzt sich wie die berüchtigten Lemminge in konformistische und überall feilgebotene Marktstrategien. Von kritischem Abwägen und phantasievoller Suche fest verwurzelter Geister kann also keine Rede sein. Auch nicht davon, versuchsweise zu antizipieren, welchen künftigen Bedingungen die lohnabhängige Bevölkerungsmehrheit mittels der computerintegrierten Fertigung, mit 'Just-in-time' und auf die Spitze getriebener Flexibilisierung der Arbeit unterworfen wird.

Erstaunen macht nicht zuletzt auch die Interessengleichheit in den wirtschaftspolitischen Fraktionen. Immerhin gehört die ab Mitte der 80er Jahre zahlen-

mäßig stärkste Fraktion in Politik und Bürokratie einem Lager an, das in vergangener Zeit – lang ist's her – mit den bedürftigen und benachteiligten Teilen der Bevölkerung sympathisierte (und vor allem durch deren Sympathie aus dem vollen schöpfen kann). Davon ist nichts mehr zu spüren.

Nachdem im ersten Kapitel affirmativ die euphonischen wirtschaftlichen Beurteilungen aufgegriffen wurden, um anschließend auf die Defizite des Standorts und die Unausgegorenheit der Wirtschaftspolitik einzugehen, kommt es mir in den nachfolgenden Kapiteln darauf an, neben der Skizzierung globaler ökonomisch-gesellschaftlicher Trends vor allem einen bestimmten Typus der im Saarland handelnden wirtschaftspolitischen Klasse ausführlicher zu betrachten. Angesichts der von ihm dargebotenen Praxis und seines nach außen gekehrten Habitus läßt sich Polemik nicht vermeiden.

Entwicklung von Wirtschaftssektoren

Montankern 1974:	57.967	= 16,5%
Montankern 1992:	33.952	= 10,1%
Dienstleistungssektor 1974:	137.540	= 39,1%
Dienstleistungssektor 1993:	180.900	= 50,2%
Staatssektor 1974:	18.730	= 5,3%
Staatssektor 1991:	21.831	= 6,6%

Anmerkung:

Das Erste Parkinson'sche Gesetz wirkt. Die Saarländer sind nicht mehr geworden, aber die Bürokraten haben sich vermehrt.

V.

»Die mit der Freisetzung der Marktkräfte stattfindende Rationalisierung und Modernisierung von Gesellschaften ist durchaus innovativ, schöpferisch, wenn auch destruktiv. Reicht dies schon, um in das Loblied des Evolutionsmechanismus Markt einstimmen zu können?«

Elmar ALTVATER

Die 80er Jahre, das Jahrzehnt der Prosperitätsgewinnler, Spekulanten, Finanzstrategen, Immobilienhaie, Konzernchefs und High-Tech-Manager, der Yuppies, Babyboomer, Schickimickis und sich prostituierenden politischen Parvenues, sind zu Ende. Die vergangene Dekade bescherte uns einerseits eine

überhitzte Modernisierungspolitik, auf die Spitze getriebene Konkurrenzkämpfe, eine neue produktionsmittelbare Infrastruktur, international und metropolweit in unterschiedlichen Ausprägungen eine angebotsorientierte Protektion unternehmerischer Belange von 'enterprise zones', 'venture capital'-Börsen über Hochtechnologieförderung und Technologietransfergesellschaften bis hin zur ungehemmten Instrumentalisierung von Universitäten, Kultur und Freizeitarealen.¹⁵ Des Weiteren haben wir uns die Verdichtung der Weltmarktzusammenhänge, eine grandiose Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums und die Umwälzung der Arbeits- und Lebensverhältnisse zu vergegenwärtigen. Die Dekade gedieh zu einem Eldorado des Konsums und zu einem Tummelplatz der von ihr profitierenden Eliten. Einem gemeinsam von Politik und Ökonomie präferierten Konzept zufolge ging es darum, über eine Blütephase der freien Marktkräfte die Insel der Glückseligen zu schaffen.

In der Folge gewahrten wir andererseits als Bilanz dieser überschäumenden Entwicklung den zunehmenden Rückzug des Staates aus seiner sozialpolitischen Verantwortung. Eine ausgreifende Heterogenisierung und Segregierung der Sozialstruktur und die Zersplitterung von Lebenslagen breiteten sich aus. Flexibilisierungsstrategien der Arbeit und die Spaltung der Arbeitsmärkte bis hin zu verfestigten Arbeitslosensockeln in Millionenhöhe schritten voran und über den gesteigerten Bedarf kaufkräftiger Schichten spitzten sich Wohnungsnöte zu. Insgesamt hat eine Verschlechterung der Lebensräume von mittleren und unteren Qualifikations- und Sozialgruppen bei sich ausbreitenden ökologischen Belastungen der natürlichen Umwelt um sich gegriffen – nicht zu vergessen der Verlust an gesellschaftlicher Toleranz, deutliche Indizien für regressive Tendenzen der Moderne also.

Die Prozesse wurden komplettiert um sog. metropolitane und snobistische Konsumstile bzw. Verhaltenspraktiken, bei denen die Ellenbogen als Mittel der Auseinandersetzung wieder salonfähig und irgendwelche weltanschaulich begründeten Rücksichten zynisch belächelt wurden. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der genannten Periode kreierte auch entsprechende Sozialtypen, für die sich vereinfachend die Bezeichnungen 'winner' und 'loser' einbürgerten. Zwischenzeitlich kann zwar mit dem neuen Jahrzehnt und namentlich der aktuellen Rezession von einer Zäsur, dem herannahenden Ende der angebotsorientierten Wirtschaftspolitik und einer teilweisen

Rückkehr zu neokeynesianisch orientierten Strategien (Stichworte: Ungleichgewichtstheorie, Unsicherheit der Erwartungen) gesprochen werden. Doch geschieht dies keineswegs abrupt.

Es reifen offenbar politische Veränderungen heran, sichtbar beispielsweise am veränderten Abstimmungsverhalten bei den Wahlen zur Nationalversammlung in Frankreich oder bei den Kommunalwahlen in Hessen. Die 'loser' des Jahrzehnts sind offenbar nicht mehr gewillt, eine weitere Verschlechterung ihrer sozialen Lage hinzunehmen. Sie entziehen mittels Stimmenthaltung den quasi geborenen Vertretern ihrer Interessen langmütig gewährte Sympathien und treffen so das 'Kartell der allgemeinen Vorteilsnahme' (SCHEUCH) ins Mark. Aber für eine Übergangszeit ist noch damit zu rechnen, daß die Prägungen des letzten Dezenniums fortwirken und sich eventuelle Veränderungen nicht allzu schnell in Einstellungen und im Verhalten der zu beobachtenden Funktionselite niederschlagen.

Unterstellt, daß all diese strukturverändernden, verhaltensprägenden und wertebildenden Prozesse nicht gänzlich am Saarland vorbeigegangen sind und ihre entsprechenden Ablagerungen gefunden haben, erscheint es angebracht, am Beispiel der wirtschaftspolitischen Kaste ein bißchen zu verfolgen, wie ihr Handeln und ein diesem korrespondierender Habitus vor dem Hintergrund der angedeuteten Entwicklungen wirksam wurde.

VI.

*»Man muß nicht immer alles sagen,
denn das wäre Torheit; aber was man
sagt, soll so sein, wie man es denkt, alles
andere ist Lumperei.«*

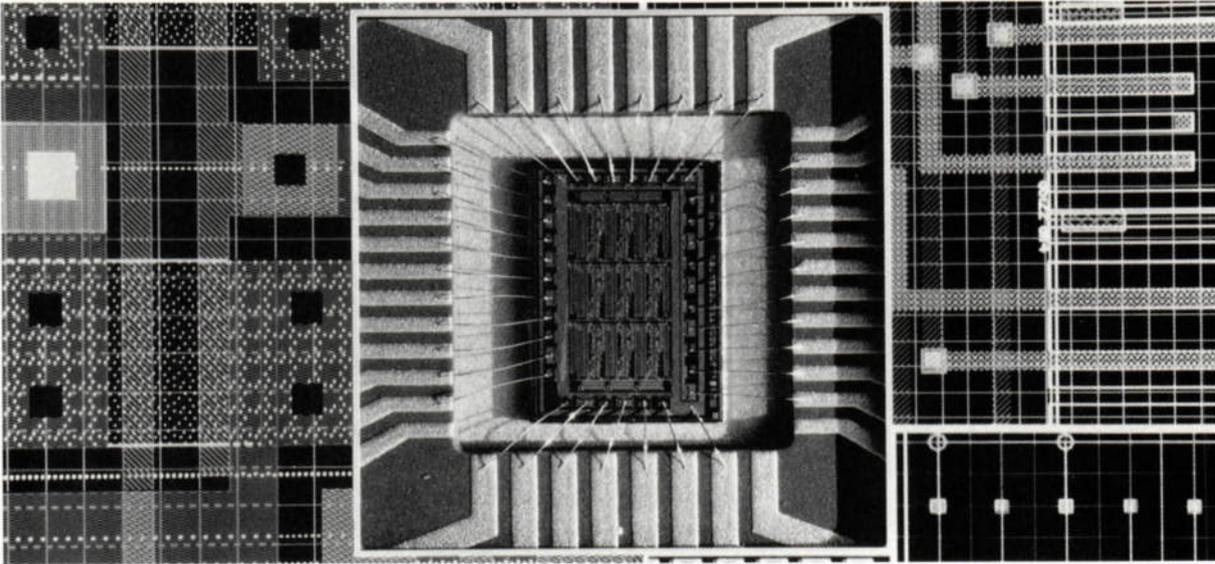
MONTAIGNE

Wie in den vorangegangenen Kapiteln deutlich wurde, hat die betreffende Kaste sich den ökonomischen Sachzwängen angepaßt und sich den Optimismus der Marktapologeten voll zu eigen gemacht. Sieht man von geringfügigen Differenzen innerhalb der wirtschaftspolitische Elite ab und schreibt diese zum Teil noch einem gewissen theatralischen Offenbarungsdrang zu, dann besteht in allen Stammesfraktionen weitgehend Einigkeit über das Primat des 'homo oeconomicus', d.h. die Konzentration auf den Wirtschaftsbürger. Daß der Mensch auch über die anderen Dimensionen des 'homo ludens' oder des 'zoon politicon' definiert ist und Gesellschaft über zivile Dimensionen verfügt, bleibt weitgehend ausgeblendet. Tieferreichende Zweifel über den Ablauf der nachholenden saarländischen Entwicklung bzw. über die gezogenen strukturverändernden Optionen ka-

men jedenfalls bisher nicht auf, von einem etwaigen grundsätzlichen Dissens ganz zu schweigen. Um den wirtschaftlichen Standort feilzubieten, wurden die gleichen Strategien angeboten wie andernorts auch. Was als einzigartige saarländische Spezialität beim Ansiedlungsmanagement deklamiert wird, entpuppt sich bei globaler oder überregionaler Betrachtung als Massenware. Marktschreierisch dargebotene Entscheidungsspielräume demaskieren sich als außergewöhnliche Einbildung und 'public private partnership' reduziert sich, näher besehen, auf die bürgerliche

neswegs so, daß sie die politisch induzierten Regulierungen und Infrastrukturbedingungen außer acht lassen. Sie zeigen auch Interesse an Förderprogrammen. Aber sie überschätzen die Sphäre der Politik nicht. Selbstbewußt genug aufgrund eigener Praxis, wissen sie um die außerhalb der Politik liegenden ökonomischen Fakten. Und darin liegt vor allem ihre Distanz zum wirtschaftspolitischen Kartell begründet.

Es sind in erster Linie nicht die differierenden Weltanschauungen, nach denen sich das Verhältnis zur Gegenseite bestimmt. Relevant ist vielmehr die



Öffentlichkeit scheuende Gespräche am Kamin, bei denen die öffentlichen Angelegenheiten zugunsten der Interessen einer Minderheit verhandelt werden.

Wie bei den Recherchen zu diesem Artikel offenbar wurde, sind wesentliche Vertreter saarländischer Betriebe – also solche, die etwas vorzuweisen und profunde unternehmerische Erfahrungen einzubringen hätten – nicht angesprochen worden. Auf deren Erfahrung meinten die amtlichen Standortverkäufer verzichten zu können. Das ist bemerkenswert. Das Interesse dieser wirtschaftlichen Akteure, sich am Jahrmarkt der Eitelkeiten zu beteiligen, dürfte auch gering gewesen sein. Auf eher unspektakuläre Weise mit der Lenkung ihrer Unternehmensgeschicke befaßt, haben diese genügend zu tun, ihre Betriebe durch die Wirrnisse eines zunehmend internationalisierten Marktes zu steuern. Da bleibt keine Zeit für aufwendige Zurschaustellungen, zumal wenn man mit gesättigten Märkten konfrontiert ist. Es ist kei-

dargebotene Kompetenz, um in der Konkurrenz zu bestehen, oder ein echter Bezug zum hergestellten Produkt und den damit verbundenen technischen Abläufen, oder die ganzen Sorgen, die mit dem Finanzierungssystem zusammenhängen, alles Dinge, wovon die politischen und bürokratischen Eliten, von Ausnahmen abgesehen, nur rudimentäre Ahnung haben. Wahrscheinlich gibt es zudem noch mentalitätsmäßige Distanzen, z. B. eine Abneigung gegen aufgesetztes Gehabe.

Da im vergangenen Jahrzehnt nicht allein die Märkte unübersichtlicher wurden, sondern auch die ökonomischen Beziehungen dichter geworden sind und das Handeln allgemein erschwert haben, empfinden es diese von uns konsultierten Manager als fatal, wenn sie zunehmend mit einem Typus konfrontiert sind, der wesentlicher Erfahrungsvoraussetzungen entbehrt, kein Verhältnis zu Sachfragen ausgebildet hat, über technische Abläufe uninformiert

ist, Produktionsvorgänge allenfalls erahnen kann und dessen berufliche Perspektiven sich allein an die nächsthöheren A- bzw. B-Gehaltsgruppen, an Positionen und seine Nähe zu den Zampanos richten. Solch ein Personal, das in seinem Benehmen eine gewisse Komik offenbart, stellt für Fachleute eine Zumutung dar und färbt nicht minder auf die Qualität des Standortmanagements ab. Die erwähnten Manager halten sich deshalb, soweit nicht unbedingt gefordert, von den Jahrmärkten, Messen und ritualisierten Happenings fern, selbst wenn sie sich aus wohlverstandenen Eigennutz gern an verbesserten Standortbedingungen beteiligen würden.

Wenn gediegener Sachverstand nicht gefragt ist, überläßt man das Metier den Egomane, von denen es auch in der managerialen Kaste einige gibt. Sie sind gehäuft in den Branchen aufzufinden, für die in der jüngsten Vergangenheit noch erleichterte Bedingungen vorlagen, vor allem ungesättigte und stark expandierende Märkte, kleinste bis kleine Betriebsgrößen und sehr günstige Subventionsmöglichkeiten – die Hochtechnologiebereiche also. Alters- und mentalitätsmäßig weisen die Manager dieser Bereiche große Parallelen zur wirtschaftspolitischen Elite auf. Noch auf der Sonnenseite des wirtschaftlichen Daseins verweilend und ungetrübt von den zyklischen Tücken des Marktes, strotzen sie vor Selbstbewußtsein und nehmen die wohlfeilen Ovationen, die ihnen die politische Funktionseleite entgegenbringt, gern entgegen. Solange sie von den Wachstumskräften verwöhnt werden, fällt es ihnen leicht, der politischen Kaste die ein oder andere Gefälligkeit zu gewähren und diese an ihrem Glanz teilhaben zu lassen. Erst recht, wenn für sie selbst damit handfeste Vorteile verbunden sind. Eigene Marketingetats bleiben fast überflüssig, da die Öffentlichkeitsabteilung der Staatskanzlei Finanzmittel und 'manpower' konkurrenzlos billig zur Verfügung stellt. Und wer läßt nicht gerne die eigene Tätigkeit idealisieren und sich auf diese Weise schmeicheln? Da sieht man dann gerne drüber hinweg, wenn die Gegenseite außer einigen inflationär verwendeten Termini keinen blassen Schimmer von der Materie hat.

ENZENSBERGER hat in seinen 'gesammelten Zerstreungen' eine treffende, die Zeitströmungen berücksichtigende Charakterisierung des politischen Kartells geliefert, in dem – auf Kooptation basierend – der erörterte Typus heranreifen konnte. Seine Existenz ist zwar ein parteiübergreifendes Phänomen, doch ist im Saarland ein politisches Lager stärker tangiert, seitdem dieses fast alle Machtbastionen in Be-

sitz genommen hat. Bei dem hier in Rede stehenden politischen Parvenue handelt es sich demnach um »den Typus des ehrgeizigen Abiturienten, der es in der Schüler-Union 'zu etwas bringt', dann wird er Studentpolitiker, schließlich Funktionär«. Nach einem Studium der Juristerei oder der Wirtschaftswissenschaften beispielsweise wechselt er in die politischen Apparate oder in von diesen als Erbhöfe majorisierte Bürokratien und macht dort Karriere. Die Folgen für den im Saarland gebotenen Strukturwandel bleiben nicht aus, wenn er Leuten überantwortet wird, die in erster Linie gelernt haben »einen Parteiapparat zu manipulieren« und die in Ermangelung anderer beruflicher Perspektiven »dem Apparat auf Gedeih und Verderb ausgeliefert« sind. Solchen Leuten »traut man Fähigkeiten, wie sie von jedem anderen erwartet werden, nicht mehr zu«, weil die korporative Sozialisation zu einem »ganz spezifischen Realitätsverlust« geführt hat.¹⁶ Und schlimmer noch: Über eine zu beobachtende Lagermentalität wird die fachbezogene Unbedarftheit strukturell stabilisiert. Daraus erklärt sich das Faible für alles, was mit Marketing oder Show zu tun hat. Denn von profunden Erfahrungen und Kenntnissen unbelastet und von den wirklichen Erschwernissen des ökonomischen Daseins befreit, bleiben die politischen Parvenues darauf angewiesen, ihre Bedeutung werbemäßig zu inszenieren. Darin sind sie mittlerweile so geübt, daß sie ihr Tun für einzigartig halten und von sich selbst ganz begeistert sind.

Arbeitslosigkeit

Arbeitslose insgesamt:
45.653 = 10,7% (Bund: 8,4%)
Arbeitslosenquote Ausländer:
25,8% (Bund: 16,1%)

55% aller Arbeitslosen sind über 40 Jahre alt
Jeder Dritte Arbeitslose hat gesundheitliche Einschränkungen
Unter den Arbeitslosen finden sich fast gleichviel qualifizierte und nicht-qualifizierte Arbeitskräfte

Die Wirtschaftsbükratien und -verbände sowie die benachbarten Gesellschaften, dafür spricht einiges, sind wegen ihrer Nähe zu den Machtzentren von unserem Typus besonders begehrt, zumal sie genauestens bekannte Darstellungs-, Einfluß- und Bestallungsmöglichkeiten eröffnen. Manche schaffen es nicht im ersten Anlauf und verbringen eine Karenz-

zeit von ein bis zwei Jahren in meist risikoloser Wartstellung, wobei sie ihre zeitweiligen Kolleginnen und Kollegen durch angestrengte Telefonmanien strapazieren. Die Wartefristen müssen kurz sein, weil sie sonst entweder aus dem Rennen sind oder – ebenso schlimm – vermitteln, daß sie Spaß an einer Aufgabe entwickelt haben. Beides ist der Karriere schädlich und entspricht ENZENSBERGER zufolge einer funktionellen Notwendigkeit: »Genau in dem Maße, in dem er (hier gewendet auf den wirtschaftspolitischen Parvenue, HGG) der Logik der Apparate nicht unterworfen ist, kann er sich wie eine Person benehmen, also selbständige Gedanken äußern, überflüssige Lügen vermeiden, moralische und ästhetische Unterscheidungen treffen und eine gewisse Neugier für die Außenwelt an den Tag legen. Ein Mann, der im politischen Apparat vorankommen will, darf das alles nicht. Er darf sich für Probleme außerhalb des Apparates eigentlich gar nicht ernsthaft interessieren. Er wird sonst zu einer Belastung.« Der loyale Kastenangehörige »darf dagegen nur ein einziges Kalkül kennen: Hilft es meinem Verein, wenn ich so oder so handle, oder schadet ihm das? Er wird deshalb die fragliche Position nur erreichen, wenn er überzeugungsneutral ist. Das Problem darf ihn nicht interessieren, nur die Konsequenzen der Problemlösung oder Problemverschleierung für seine Machtgruppe«. ¹⁷

Armut im Saarland

Von 1.000 Einwohnern beziehen im Saarland

68 Sozialhilfe (Bund: 59)

14 Arbeitslosengeld (Bund: 13)

14 Arbeitslosenhilfe (Bund: 7)

Dieser beschriebene Typus dürfte vielen bekannt sein, dafür sorgt schon das 'Land der kurzen Wege'. Mit dem einen oder anderen hat man noch studiert und konnte anschließend den Lauf der Dinge verfolgen, andere erlebt man ab und zu an Nachbarischen in Restaurants oder Cafés, andere wiederum trifft man bei sog. gesellschaftlichen Ereignissen oder sie begegneten einem bei der Eröffnung bzw. dem Besuch von Technologieparks. Eins fällt immer auf: Sie sprechen meist durchdringend laut, auffallend oft in der Ich-Form und sind ganz beeindruckt von der eigenen Imposanz. Ihre Rede ist i.d.R. von Selbstwei-

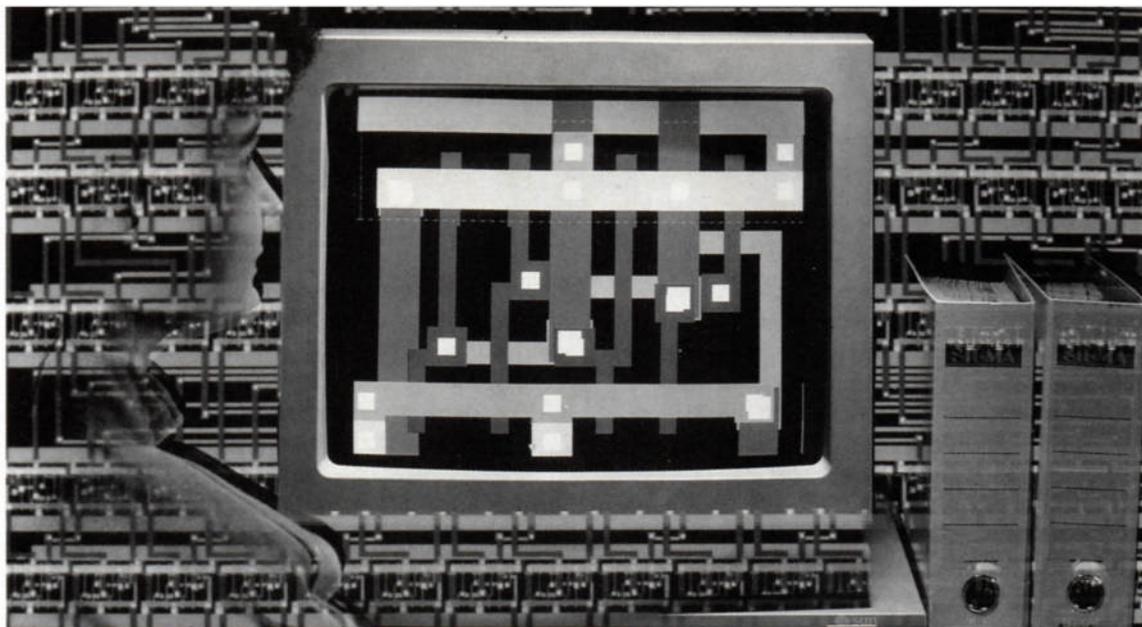
felu ungetrübt und wird meist dargeboten in der Form des 'Kollektiv-Monologs' (G. ANDERS). Inflationär posaunen sie Begriffe wie 'flexibel und mobil sein' hinaus, die bei ihnen nicht allein Worthülsen oder Ausdruck opportunistischen Verhaltens sind, sondern auch den eigenen entwurzelten Zustand widerspiegeln, den 'deformierten Bestand der Ich-Identität' (P. BRÜCKNER) offenlegen. Bei der unbremsten Erfolgsorientierung, wie sie die hegemoniale Sozial- und Wirtschaftsordnung ständig einfordert und die wirtschaftspolitische Elite sich zum Ziel erkoren hat, bleibt eine gewisse Labilisierung des Personals nicht aus, erst recht nicht, wenn eine erfahrungsgesättigte Praxis fehlt oder in scheinbar entideologisierten Zeiten prägende Orientierungen und Handlungsmaximen abhanden gekommen sind. Wenn ein Mindestmaß an Fundierung und Stabilität ausbleibt, auf die sowohl Ich-Identität als auch als glaubwürdig geltende Personen angewiesen sind, dann hat das Opportunismus, Haltlosigkeit oder gar Desperadotum zur Folge. Übrig bleiben Typen wie die politischen Parvenues, die sich omnipotent wähnen, obgleich sie doch nur ihnen übertragene und fest definierte Aufgaben kompetent zu erfüllen hätten. 'Just-in-time' und 'lean production' verwechseln sie mit 'clean production' und geben dies als Inbegriff ökologisch-zukunftsorientierter Fertigung aus, während sie gleichzeitig verkennen, daß dadurch vor allem der straßengebundene Güterverkehr sowie die Arbeitshetze immens gesteigert werden, mit entsprechenden belastenden Auswirkungen auf die menschliche und natürliche Umwelt. Auch daß »eine alte Industrieregion mit neuen Industrien allein nicht zu retten« ist, oder daß das »Instrument der Technologieparks langsam ausgelutscht« ist, eine Erfahrung, die in NRW bereits ihren Niederschlag gefunden hat, ist noch nicht bis hierher vorgedrungen. ¹⁸ »Vom Gefühl ihrer grenzenlosen Wichtigkeit erfüllt« ¹⁹ verkennen sie, daß »die Politik verflucht wenig tun« kann, da »der Markt wie der Teufel ist und der auf den größten Haufen scheißt«. ²⁰

VII.

»Die Kultur soll das Gegebene veredelnd durchdringen, nicht ein Neues an seine Stelle setzen.«

Herbert MARCUSE

Es wundert nach dem Vorgetragenen keineswegs, wenn nebensächliche Themen, die für die wirtschaftlichen Abläufe einer Region allenfalls eine gern beanspruchte Beigabe darstellen, von den wirtschaftspolitischen Parvenues zum eigentlichen Gegenstand hochstilisiert werden – so geschehen mit dem 'savoir-



vivre', welches nirgendwo so facettenreich wie im Saarland sein soll. Bei dem Getöse, das um dieses Sujet betrieben wird, ist man geneigt zu glauben, die inkriminierte Kaste habe ein genuines Interesse an einem kultivierten Dasein. Weit gefehlt! Denn näher betrachtet reduziert es sich auf Spesenrittertum und die Teilnahme an Ereignissen. Dem Gebotenen gegenüber bleibt man meist indifferent, es muß nur hinreichend spektakulär sein und sich medial herausgehoben niederschlagen. Entscheidend ist, daß Kultur plünderungsfähig für wirtschaftliche Zwecke bleibt. Und dann zählt noch, wie gemeinschaftsbildend solche Veranstaltungen sind. Das hängt einmal ab von der Anzahl der anwesenden Stammeshäuptlinge und ihrer Günstlinge. Je mehr sich die Ehre geben, umso behaglicher geht es zu. Die Kaste zeigt ein auffallendes Herdenverhalten. Ihre Mitglieder, der Eindruck entsteht, fühlen sich in der Rolle des autonomen zivilen Bürgers äußerst unwohl. Sie sind am liebsten unter sich. Berührungen oder gar Auseinandersetzungen mit fremden Stämmen oder anderen sozialen Milieus scheinen ehrenrührig bis degoutant zu sein, sie nützen auch nicht der Karriere. Zum zweiten spielen ritualisierte Abläufe eine große Rolle, die prototypisch nach folgendem Schema ablaufen mögen: i.d.R. nichtssagende Vorträge, Pressegewitter, etwas small talk, Übergang in vertraute Thematiken, Rückzug vom Licht der Öffentlichkeit ins Dunkel des korporatistischen Klüngels. Das kennt man und da funktioniert die Konditionierung.

Wäre die viel auf ihre Kultur, ihr 'savoir-vivre' und was nicht alles verweisende Klasse tatsächlich so kulturell interessiert und so kunstsinnig, wie sie vorgibt, dann könnte sie aus der Kunst eine Menge an Ein-sichtsfähigkeit selbst für ihren technokratischen Aufgabenbereich gewinnen. Wenn sie nur gelernt hätte, von ihrem Tun zu abstrahieren und sich in etwas scheinbar Unnützes zu vertiefen, z.B. in ein Bild von

High Tech

Anteil der Beschäftigten (Bund in Klammern) im Bereich der

Spitzentechnologie:	1,8-2,7%	(9%)
Hochtechnologie:	10,4%	(20,4%)

George Grosz aus dem Jahre 1920 mit dem Titel 'Republikanische Automaten' – man beachte den Widersinn! Darin sind zwei als Menschen maskierte Roboter abgebildet, aus denen Zahlen und Daten hervorquellen, binären Codes ähnlich. Sie versinnbildlichen die Funktionsweise der ökonomischen wie naturwissenschaftlichen Methode, soziale Wirklichkeit in Quantitäten zu reduzieren, um sie anschließend wieder neu zu formieren. Über der erfolgten Synthese hat sich aber die Wirklichkeit verändert und das Soziale ist ihr abhanden gekommen. Die Roboter im erwähnten Bild laufen daher ziemlich martialisch und verstört durch die Gegend und erinnern an das Märchen von Aladin, der des Geistes nicht mehr Herr wurde, nachdem er aus der Flasche entwichen war.

Wie bekannt, sind die 80er Jahre vorüber. Die nach wirtschaftlichen Prämissen, dem stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse erfolgte Kolonialisierung aller Lebensbereiche ist ein gut Stück vorangekommen. Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf habitualisierte Beziehungssysteme oder bestimmte Sozialcharaktere. Wie nicht anders zu erwarten, hat es die unmittelbar der ökonomischen Sphäre zugehörigen, in 'junk bonds' geübten und massenweise Kokain schnüffelnden Babyboomer, die sinnigerweise mit ihrer übertriebenen Computerisierung zum Kollaps des Börsengeschäftes beizutragen, am radikalsten und zuerst erwischt. Nach den beiden Crash's

im überhitzten monetären System in den Jahren 1987 und 1989 wurden allein in 'downtown'-Manhattan 50.000 von ihnen 'freigesetzt'. Diese kamen noch günstig davon, anderen widerfuhr Schlimmeres, ihnen blieb nur mehr der Sprung aus dem Fenster. Nun, nachdem der Spuk der Babyboomer zu Ende gegangen ist, hat man sich in den Finanzzentren wieder auf solidere Verfahren besonnen.

Auch der zeitweise bestimmende Typus des Yuppie ist nicht mehr 'en vogue' und kann in den 90er Jahren als auslaufendes Modell gelten. Die Exempla-re, die sich hinübergerettet haben, sehen mittlerweile recht alt aus. Und selbst die im vergangenen Jahrzehnt reichlich VEBLEN-Effekte produzierenden Schickimickis hat wohl bald das Zeitliche gesegnet, wovon die seit einem Jahr fallenden Champagnerpreise kündigen.

Nur der Typus des willfähigen politischen Parvenues konnte sich, ohne größeren Schaden zu nehmen, hinüberretten. Ohnehin der Entwicklung meist hin-

terherhinkend und geschützt durch ein System quasi-feudaler Sonderrechte, hält er sich wacker und harrt zuversichtlich der neuen Zeit. Aber auch ihm droht Ungemach in Gestalt der 'loser' seiner in der vergangenen Dekade praktizierten Modernisierungspolitik. Jene haben offenbar nicht länger vor, sich instrumentalisieren zu lassen. Sie beantworten die optimistische Förderung innovativer Marktkräfte mit negativer Politisierung. Durch ritualisierte demokratische Verfahren und eine Politik, die an ihren Bedürfnissen vollkommen vorbeigeht, gedemütigt und durch die entrückten politischen Parvenues im besten Fall noch gelangweilt, sind sie scheinbar unsouverän geworden und bleiben den Wahlen fern. Über die Alternative des 'big bang' (M.ROCARD) nicht verfügend, sind sie geneigt, sich für die 'Kassel-Methode' zu entscheiden. Mit dieser Option bedrohen sie das politische Kartell an schmerzlicher Stelle, den Pöstchen, Positionen und finanziellen Revenuen – mal sehen, welche Hektik 1994-95 im Saarland ausbrechen wird.

Anmerkungen

- 1) Das gesamte Saarland hat Anspruch auf Finanzmittel aus dem Resider-Programm der EG. Die Kreise Saarlouis und Stadtverband Saarbrücken gehören zu den sog. Teil 2-Fördergebieten, das sind industrielle Gebiete mit rückläufiger Entwicklung.
- 2) Die Versatzstücke stammen aus der Imagekampagne der Staatskanzlei, 1. Phase vom 25.4.-19.7.91, abgedruckt in verschiedenen Tages- und Wochenzeitungen bzw. Wirtschaftsmagazinen.
- 3) Saarlwirtschaft 1991:130
- 4) Berliner Zeitung vom 19.3.93; Saarbrücker Zeitung vom 14.1.93
- 5) Süddeutsche Zeitung vom 19.12.92; taz vom 6.2.93
- 6) R. Berger 1989:5
- 7) O. Sievert 1992:63ff
- 8) Saarlwirtschaft 11/88:668f und 658
- 9) taz vom 23.1.93
- 10) Saarlwirtschaft 1991:127
- 11) dazu ausführlich der Ökonom Elmar Altvater, in taz vom 30.12.92
- 12) Saarbrücker Zeitung vom 20.3.93
- 13) Sachverständigenkommission 1989:31ff
- 14) Vgl. dazu den philosophierenden Informatikprofessor J. Weizenbaum
- 15) Zur aktuellen und jüngst vergangenen Situation der Wirtschaft und ihrer Politiken siehe R. Kurz 1993
- 16) H.M. Enzensberger 1988:232
- 17) ebd.:241
- 18) So, der hiesigen Spezies voraus, ein sozialdemokratischer Ansiedlungsmanager aus NRW, laut taz vom 5.3.93
- 19) H.M. Enzensberger 1988:238
- 20) FN 18

Quellennachweise

- > Arbeitskammer des Saarlandes, 1992 – Daten zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Arbeitnehmer im Saarland, Saarbrücken 1992
- > R. Berger & Partner, Industrieansiedlungskonzept des Saarlandes, Management summary, München 1989
- > H.M. Enzensberger, Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen, Frankfurt 1988
- > Gespräche mit Vertretern des Arbeitgeberverbandes, des Firmenmanagements, der Politik, der Staatskanzlei und des Wirtschaftsministeriums, Saarbrücken 1992/1993
- > IHK Saarland, Saarlwirtschaft 1988-1991, Saarbrücken 1988-1992
- > R. Kurz, Die Lichter des Marktes verlöschen. Vom Ende der Defizitkonjunktur zur Weltwirtschaftskrise, in: Lettre No. 20 vom Frühjahr 1993, S.37-43, Berlin 1993
- > O. Sievert u.a., Zur Standortpolitik des Saarlandes, St. Ingbert 1991
- > Staatskanzlei des Saarlandes, Sachverständigenkommission für Forschung und Technologie im Saarland, Saarbrücken 1989
- > J. Weizenbaum: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt 1978

Angebotspolitik: wirtschaftspolitische Konzeption, die die Kapitalkräfte wie 'ein rohes Ei' betrachtet, mit denen ganz fürsorglich umzugehen ist und denen alle erdenklichen Fördermöglichkeiten entgegen zu bringen sind, damit sie investieren; Gegensatz zu → *Keynesianismus*

Babyboomer: junge geldgierige Angestellte bei Banken und im Börsenhandel, die noch 'grün hinter den Ohren' sind und die neben Börsen-Crash's → *VEBLEN-Effekte* produzieren

BB: Brigitte Bartels, weiblicher Star von Radio Salü

BEST: Beratungsstelle für sozialverträgliche Technologiegestaltung, Saarbrücken

big bang: großer Knall

BIP: Bruttoinlandsprodukt = Summe aller von In- und Ausländern innerhalb einer Volkswirtschaft erbrachten Leistungen in einem Jahr

Bruttoanlageninvestition: Summe aus Ersatz- und Neuinvestitionen in einer Volkswirtschaft in einem Jahr

BSP: (Brutto)Sozialprodukt = die in Geld ausgedrückte Summe aller (Inlands- u. Auslandsproduktion) im Laufe eines Jahres produzierten Güter und Dienstleistungen in einer Volkswirtschaft

CAD: Computer-aided design

CAM: Computer-aided manufacturing

CECCHINI: → *angebotsorientierter* italienischer EG-Kommissar, der 1988 in einem Bericht die Kosten der Nichtrealisierung des gemeinsamen Marktes feststellte und dabei -

welch ein Wunder - das Chaos ausbrechen sah. Allein die Liberalisierung des Kapital-, Waren- und Dienstleistungsverkehrs kann ihm zufolge dies verhindern und wird automatisch zur Beseitigung des regionalen Gefälles und zu allgemeinem Wohlstand führen

CIDAM:⁴ → *CIM* with Distributed Database and Configurable Modules

CIM-TTZ: CIM - Technologie-Transfer-Zentrum. Demonstrationzentrum, wo Interessierte das Funktionieren von → *CIM* studieren können

CIM: Computer-integrated manufacturing. Computergesteuerte Fertigungswirtschaft mit den Elementen computergestützte Auftragerfassung, computergestütztes Konstruieren (CAD), computergesteuerte Planungs- und Steuerungssysteme (PPS), computergesteuerte Materialverwaltung (Hochregallager), computerunterstütztes Produzieren (CAM) mit CNC- und NC-Maschinen und computerisierte Betriebsdatenerfassung (BDE)

CIP: Computer-integrated production

craxianisches Syndrom: Fäulniserscheinung verpoppter Sozialisten

DINKS: Double Income No Kids - kinderlose, doppelverdienende Pärchen

Disparitäten: wirtschaftliche Ungleichgewichte

EG-Kohäsions- / Regional- / Strukturfonds: Maßnahmen, die der ökonomischen Verbesserung benachteiligter oder zurückgebliebener Regionen und Gebiete, wie z.B. dem Saarland,

innerhalb der Europäischen Gemeinschaft dienen

enterprise zones: → *infrastrukturell* besonders bevorzugte Gewerbegebiete, zu denen auch sog. Gründerparks zählen

fitt: Fachhochschulinstitut für Technologietransfer

FuE: Forschung und Entwicklung

GEWOS: Institut für Stadt-, Regional- und Wohnforschung in Hamburg

GIU: Gesellschaft für Innovation und Unternehmensförderung mbH

gwSaar: Gesellschaft für Wirtschaftsförderung Saar mbH

homo oeconomicus: das Menschenbild der klassischen Wirtschaftstheorie; das Verhalten des *h.o.* wird allein durch die Maximierung des Nutzens bei gegebenem bzw. minimiertem Mitteleinsatz gesteuert

Humankapital: meint das natürliche, kreative und geschulte Leistungs-/Arbeitspotential von Menschen; wird, teilweise bedingt durch den Einsatz von Technik, immer weniger benötigt

Ifo: Institut für Wirtschaftsforschung in München

IHK: Industrie- und Handelskammer, regionale Selbstverwaltungskörperschaft aller Gewerbetreibenden

Incentives: Lockmittel für höhere Führungskräfte, die ihre Motivation steigern sollen, z.B. Fernreisen, Abenteuerurlaub etc.

Industriebesatz: meint den Anteil an (groß-)industriellen Unternehmen in einer Wirtschaftsregion

Infrastruktur: Sammelbegriff für alle Einrichtungen einer Volkswirtschaft, die Voraussetzungen für wirtschaftliche Aktivitäten darstellen und somit der Entwicklung eines Landes dienen

junk bonds: Schrottanleihen, die für die Käufer mit hohem Risiko und - wenn's klappt - mit ebensolchen Renditen verbunden sind

(Neo-)Keynesianismus: auf J.M.KEYNES zurückgehendes wirtschaftspolitisches Konzept, das auf Stabilisierung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung durch antizyklische Nachfragesteuerung setzt. Dem Staat fällt dabei vor allem in Krisenzeiten die Aufgabe zu, die Marktkräfte zu begrenzen und den privaten Nachfragerückgang durch öffentliche Ausgaben auszugleichen

Kontaminierung: Vergiftung des Bodens durch industrielle Rückstände

Kondratjew'sche Welle: von N. KONDRATJEW entwickeltes Modell langer wirtschaftlicher → *Zyklen*, die durch technische Basisinnovationen angestoßen sind

KWT: Kontaktstelle für Wissens- und Technologietransfer der Universität des Saarlandes

LEG: Landesentwicklungsgesellschaft

Parvenue: Aufsteiger, der ungehemmt auf seinen persönlichen Vorteil bedacht ist, aber an die Lebensweise eines Bohemiens nicht heranreicht

public private partnership: ein anderer Begriff für → *Angebotspolitik*, von → *Parvenues* erfunden

Ressourcen: alle Mittel, die in die Produktion von Gütern und Waren einfließen

Rezession: Abschwungsphase einer Volkswirtschaft

RWI: Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsinstitut

saarContact: Mitteilungsblatt der gwSaar

SAMUELSON, P.: Klassiker des → *Keynesianismus*, war früher Pflichtlektüre für Volkswirtschaftsstudenten

SBB: Saarländische Bau- und Bodenprojektgesellschaft

SIEVERT, O.: früher einer der fünf Weisen; heute Professor für Volkswirtschaftslehre und Leiter des Instituts für empirische Wirtschaftsforschung an der hiesigen Universität

SITZ: Saarbrücker Innovations- und Technologiezentrum

spin-off(-Effekte): gemeint sind Basiserfindungen, die in andere Wirtschaftsbereiche ausstrahlen, diese 'aufwirbeln' und zum Wirtschaftswachstum führen. Hier auch Betriebsneugründungen, die durch die Förderung der wirtschaftsnahen Forschung an den Hochschulen induziert sind

Stamokap: staatsmonopolistischer Kapitalismus; Theorie, derzufolge Staat und große Konzerne (Großkapital) den ökonomischen Prozeß regulieren

sunbelt: Sonnengürtel, erinnert an die Hochtechnologiegegend 'Silicon valley' in Kalifornien; das Saarland gehört trotz seiner 1.759 stündigen Sonnenbestrahlung nicht dazu

Synergiekräfte: Zusammenwirken von Faktoren, die sich ge-

genseitig fördern; ein Begriff, der bevorzugt von Leuten benutzt wird, die an Heilskräfte glauben

Technologietransfer: Übertragung und Übernahme neuer technologischer Erkenntnisse oder Verfahren in vorhandene Wirtschaftszweige

TTZ: siehe → *CIM-TTZ*

VEBLEN-Effekt: nach T. VEBLEN benannter Konsumeffekt bei Prestigegütern, der zu anomalen Nachfragerreaktionen führt. Nachfrage und Preis steigen gleichermaßen

venture capital: Risiko- oder Spekulationskapital

Währungsturbulenzen: teilweise Auflösung des europäischen Systems fester → *Wechselkurse*

Wechselkurse: Preis einer ausländischen Währungseinheit, ausgedrückt in heimischer Währung

Yuppies: das sind jüngere städtische, meist einseitig ausgebildete Fachidioten

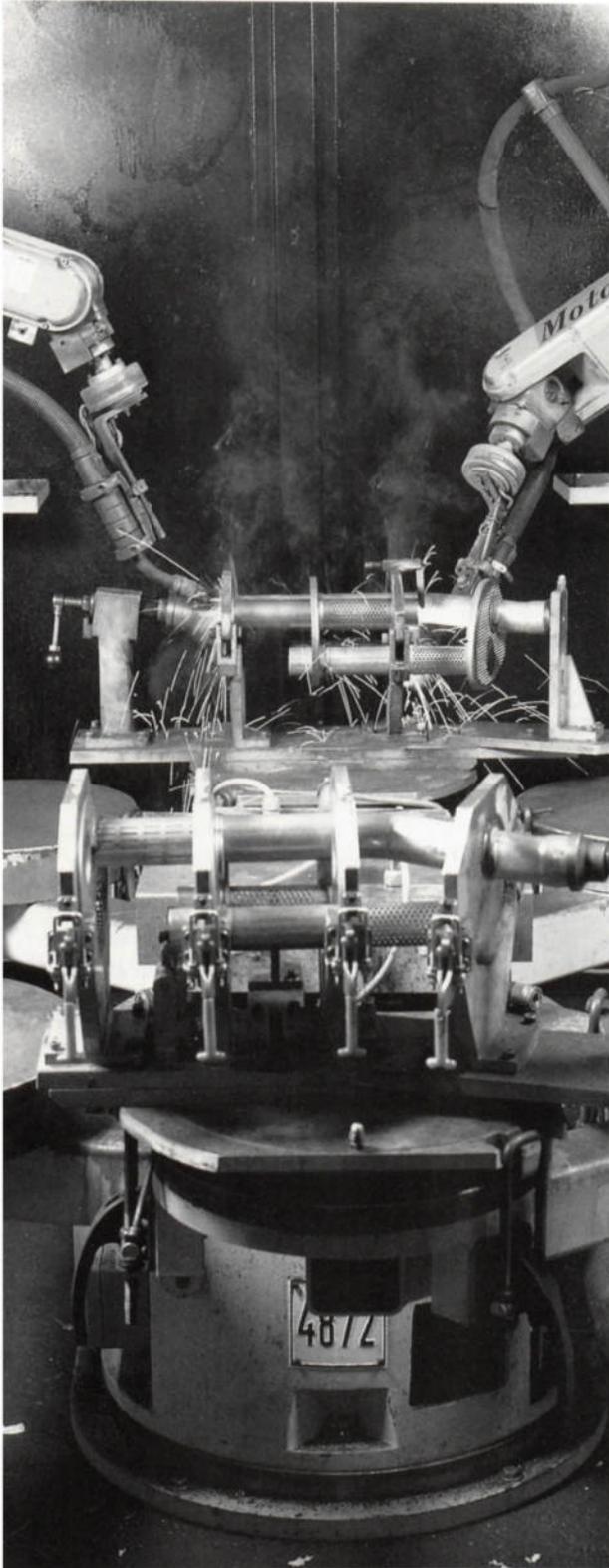
ZIP: Zentrum Innovative Produktion

ZPT: Zentrale für Produktivität und Technologie Saar e.V.

Zyklus: die Konjunktur, d.h. die gesamtwirtschaftliche Situation und Entwicklungsperspektive einer Volkswirtschaft verläuft in Phasen, zu denen der Aufschwung, die Hochkonjunktur, der Abschwung und der Niedergang zählen

Standortmythologie

Von Josef Reindl



Damit hatte Marie France Baud nicht gerechnet. Das war eine neue Erfahrung, eine Überraschung in ihrem Journalistendasein. So viel Aufmerksamkeit und Aufwartung war ihr bisher nicht zuteil geworden. Sie schüttelte ungläubig den Kopf, als sie hörte, daß sich die höchsten staatlichen Stellen eines angrenzenden Nachbarländchens des Dossiers, das sie vor kurzem für ihr Magazin „Le Moci“ angefertigt hatte, bemächtigt hatten und es im ganzen Land zirkulieren ließen. Der Wirtschaftsminister höchstpersönlich dozierte vor einem erlauchten Kreis von „Sachverständigen“ aus ihrer Arbeit, und er ordnete an, ihre Reportage 7000 (!) Unternehmern zustellen zu lassen. Marie France Baud fühlte sich geschmeichelt, und dennoch ließ ihr Staunen nicht nach. Was hatte sie denn schon Großes gemacht? Doch nichts anderes als die Qualitäten eines kleinen Nachbarlandes zu beschreiben. Sie hatte kein bißchen den Eindruck, der Welt damit Neues mitgeteilt zu haben. Sie wollte lediglich dem kleinen Ländchen, das nach ihrem Empfinden zwischen Manie und Depression, zwischen Selbstzweifeln und satter Selbstzufriedenheit hin- und hergerissen ist, etwas Mut zusprechen, ihm einige Komplimente machen. Daß sie dabei nicht über Banalitäten – ihre Landsleute fühlen sich sicher an der Saar, die Saar ist billiger als Köln, die Region hat eine gute Lage – hinauskam und auch einige Dummheiten von sich gab – das Saarland hat Kompetenz in der Chemie und der Verwaltung –, das gehörte sozusagen zum Geschäft, das machen Journalisten, weil sie ohnehin nicht damit rechnen, daß sie mit ihren Elaboraten bleibende Wirkung erzielen. Daß freilich der oberste Dienstherr über die Wirtschaft des benachbarten Landstrichleins ihre seichte Sympathiewerbung zur Chefsache machte, das brachte Marie France Baud ins Grübeln. Sie bekam plötzlich Mitleid mit dem kleinen Areal. Es mußte schlimm um „La Sarre“ stehen, wenn solches möglich war.

Das Gefühlsleben von Marie France Baud, ihre Fähigkeit zum empathischen Mitempfinden, ist den harten Burschen der hiesigen Wirtschafts magazine ganz fremd. Wenn sie ihr Urteil über die Attraktivität von Wirtschaftsregionen abgeben, dann werfen sie einen kalten nüchternen Blick auf die hard facts und schrecken auch nicht davor zurück, ganzen Staatsgebieten die rote Karte zu zeigen und sie als industrielle und soziale Altlasten ins Abseits zu stellen. Ein derart unverfrorenes Urteil fällen die Standortauguren der „impulse“, des „Capitals“ und des „manager-magazins“, die das Saarland noch hinter den fünf neuen

Habenichtsen im Osten plazieren, die Saarbrücken den drittletzten Platz im deutschen Städterwettbewerb zuweisen (wegen des schlechten Konsumklimas), die der vielbeschworenen geographischen Lage im Herzen Europas nichts abgewinnen können, die überhaupt größte Zweifel an der Lebensqualität in „la petite France“ anmelden. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die höchsten staatlichen Stellen des Ländchens mit solch feindlicher Propaganda wenig anfangen können. Sie halten sich lieber an Marie France Baud und an seriöse, d. h. ihnen genehme Inspektionen.

Unter den wohlgelittenen Regionalbeschauungen, die Eingang in die Hochglanzreklame dieses Landes gefunden haben, ragt eine besonders hervor: die „Hitliste deutscher Universitäten“, die der „Spiegel“ 1989 erstellen ließ und jetzt wieder neu auflegte, die den Fachbereich Informatik an der hiesigen Alma Mater zum Spitzenreiter, zur Nummer Eins in der Republik erkor. Wenn das kein Ansiedlungsgrund ist?! Ähnlich stolz wird eine Umfrage der „Wirtschaftswoche“ zitiert, die Saarbrücken 1989 auf Rang acht unter den „unternehmerfreundlichsten Städten“ der Bundesrepublik und gar auf Rang zwei beim Einzelfaktor „wirtschaftliches Klima“ führt. Hier allerdings muß eine Verwechslung vorliegen. Denn bereits ein Jahr später fällt die *savoir-vivre*-Stadt in derselben Untersuchung auf Rang 33 zurück. Und noch einmal zwei Jahre später verweisen sie uns gar in ihrer neuesten Untersuchung über die „besten Standorte in Europa“ auf Platz 130, knapp vor Buxtehude und Castrop-Rauxel. Ausgerechnet bei den Indikatoren „Qualifikation“ und „Lebensqualität“ attestieren sie nur Mängel, wo wir uns doch so viel auf unsere „High-Tech-Arbeitskräfte“ und unsere französische Lebensart zugute halten. Irgendwie haben sie das mit der „Lebensqualität“ nicht verstanden, wenn ihnen dabei nur Hotelbetten, Krankenhäuser und die dreckige Luft einfallen.

Der Blick in den Blätterwald macht konfus, er verwirrt den naiven Betrachter. Himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt würde er einen stimmen, nähme man ernst, was die Pressengel in ihren Redaktionsstuben ausbrüten. Es hängt ganz von ihren Vorlieben, von zufälligen Erfahrungen, von ihrem Charakter, vom Charme oder der Spendierfreudigkeit ihrer Gesprächspartner, von der Auswahl der Befragten, von der Linie des Blattes, von Gott und der Welt ab, was sie uns ins Stammbuch schreiben. Die liebe Marie France Baud hat eben andere Dispositionen als der alerte Herr Cool vom „manager-maga-

zin“, vielleicht hatte sie zudem zuvorkommendere Interviewpartner. Wie auch immer, letztlich ginge der Erkenntnisgewinn über die Güte des hiesigen Standortes gegen Null, würde man sich nur den Wechselbädern der Journaille aussetzen. In einer derart unübersichtlichen Situation bemüht der moderne Zeitgenosse gewöhnlich die Wissenschaft, die im Rufe steht, statt marktschreierischer Schwarz-Weiß-Malerei differenziert und methodisch gesichert die Stärken und Schwächen, die Vorzüge und Defizite der Region begutachten zu können.

Um es gleich vorweg zu sagen, die Verwirrung will auch nach der Durchsicht der einschlägigen Expertisen und Berichte nicht weichen. Die hehre (Wirtschafts-)wissenschaft kommt kaum über das Erkenntnisniveau der populären Magazine hinaus. Sie gibt dem Außenstehenden eher neue Rätsel auf. An dieser Stelle nur zwei Nüsse, die sie ihren Rezipienten zu knacken gibt. Die Forscher des Ifo-Instituts sehen im Saarland keine größeren Probleme bei der Beschaffung von Industrieflächen, während ihre Kollegen vom RWI von ausgesprochenen Flächenengpässen sprechen. Und ein- und dieselben Ökonomen wiederum vom Ifo loben in einem Satz die Verfügbarkeit qualifizierter Arbeitskräfte und dementieren sich im nächsten mit der Diagnose schlechter Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten. Man könnte diese Liste offensichtlicher Widersprüche beliebig fortsetzen, um die miserable Verfassung der Standortforschung zu erhellen. Als Eindruck bleibt zurück, daß da eine ganze Profession im Nebel herumstochert, ihre methodischen Indikatorennetze über eine Region wirft und doch kaum einen ordentlichen Erkenntnisfang macht. Was soll man denn bitte mit Aussagen anfangen, die der frühere Weise Sievert und sein grüner Mitarbeiter Molitor in ihrem Standortgutachten zur Saar machen und die da lauten: Das Saarland hat gute Chancen, den Strukturwandel „überdurchschnittlich gut“ (!) zu schaffen, wenn es seine Chancen nutzt. Was dann als „Chancen“ offeriert wird, sind lauter ungedeckte Wechsel: Sanierung des Staatshaushalts, Steuerentlastung für die Unternehmer, Lohnverzicht für die Arbeitnehmer, Privatisierung des Bergbaus usw. usf. Wenn man darüber hinaus noch entdeckt, daß diese günstige Prognose, die an zahlreichen unerfüllbaren Bedingungen hängt, auf einer naiv-optimistischen Einschätzung einer lange anhaltenden „kräftigen wirtschaftlichen Dynamik“ beruht, auf einer robusten Konjunktur also, die noch angestachelt wird durch den Binnenmarkt und den Anschluß der ehemaligen DDR (das Gutachten wur-

de 1990 erstellt), dann möchte man ob so großer neoklassischer Verblendung die Autoren am liebsten zum Nachsitzen bei Paul Samuelson abkommandieren. Wenn man dann noch vom GEWOS-Institut erfahren muß, daß von der Wirtschaftsstruktur (!) her das „liebenswerte Stück Deutschland“ an der Saar „zu mehr Optimismus Anlaß“ bietet als das „starke Stück Deutschland“ an der Ruhr, dann kann man als Kenner der Ruhr kaum mehr an sich halten, und man möchte den GEWOS-Leuten unweigerlich Anschauungsunterricht im Emscher Park, im Dortmunder Technologiezentrum, in Hattingen und selbst im daniederliegenden Rheinhausen verordnen, damit sie ein Gespür von der ökonomischen Vitalität in dieser Krisenregion, von der „schöpferischen Kraft der Zerstörung“ kriegen.

Marie France Baud, die kalten Männer der Wirtschaftspresse und die grauen Sachverständigen der Wissenschaft liegen so weit nicht auseinander. Alle rätseln sie, alle umkreisen sie das Arkanum Standort, alle spekulieren und phantasieren sie über dieses unergründliche Geheimareal. Kein Wunder, daß die Einwohner des Arkanums sich ebenso in diesem Geschäft des Hieroglyphen-Lesens üben und aus dem Text ihrer Region einmal „das tote Dreieck“ (ein emeritierter Politiker dieses Landes) oder das „Bermuda-Dreieck der Industriensiedlungen“ (der Autor) und ein andermal „ein Land, in dem sich Lebensfreude und Schaffenskraft zu einer ganz besonderen Einheit verbinden, ein Land, das weltweit völlig neue Horizonte eröffnet“ (Regierung) herauslesen. Bei so viel lustigem Standortraten mag es auch dem Autor erlaubt sein, bei dem Versuch, das Geheimnis des Standorts zu lüften, unkonventionelle Stilmittel anzuwenden: das Märchen, das Mysterienspiel und die Marx'sche Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses. Der Griff in die Kiste des Kindervergnügens und des verstaubten Theoriewerkzeugs ist in diesem Metier ungefährlich. Mißratener als die Produkte der seriösen Standortkunde können die Ergebnisse solch „fröhlicher Wissenschaft“ kaum sein. Vielleicht führen sie sogar ein kleines Stück weiter bei der Beantwortung der Frage, warum sich ein Unternehmer ausgerechnet im Saarland niederlassen sollte, wo ihm doch heute nach dem Endsieg der Zivilgesellschaft die ganze Welt zu Füßen liegt.

Der Kaiser ist nackt!

Sie hatten fürwahr schon ruhigere Zeiten erlebt, denkt der alte Mann, als er resigniert die Zeitung aus der Hand legt und zu seiner Frau blickt, die mit stois-

cher Ruhe an den Socken für ihren Urenkel strickt. Was ist nur los mit dem Ländchen, in dem er von Geburt an gelebt hat, in dem er sich durch seiner Hände Arbeit einen kleinen Wohlstand geschaffen hat, in dem er seine Kinder großgezogen und das ihn schon früh in den gut dotierten Ruhestand geschickt hat. Was ist los, warum wird dieses lange Zeit so stille, unauffällige Land plötzlich auf die Altäre der Medien gezerrt, warum wird über sein Weiterleben spekuliert, warum bleibt das fremde Geld, das seit jeher für das Auskommen der Bevölkerung sorgte, weg, warum haben seine Enkel keine Arbeit, warum vergleicht man dieses liebenswerte „Gärtchen“ in der (Medien-)Öffentlichkeit gar mit einem südlichen Armenhaus Europas. Fragen über Fragen, auf die er keine Antwort weiß.

Seine Gedankenketten wollen sich nicht zu einem stimmigen Bild formen, sie versetzen ihn in Unruhe, so daß er auf dem weichen Sessel hin- und herhutscht. Seine Frau blickt von ihrer Arbeit auf und erkundigt sich besorgt, was los sei mit ihm. Er brummt nur etwas vor sich hin und lehnt sich wieder zurück in seinen Sessel. Plötzlich huscht ein leichtes, mildes Lächeln über sein Gesicht, und ein wohliges Gefühl breitet sich in seinem Körper aus. Der alte Mann hat die aus den Fugen geratene Welt verlassen und schweift mit seinen Gedanken in die Vergangenheit. Er betritt das „Zeitalter des schwarzen Goldes und des harten Metalls“, das sein Ländchen ein Jahrhundert lang geprägt hat. Komisch, denkt er, daß diese Ära ihn so milde stimmt. Es war doch verdammt schwere Arbeit, gefährliche Arbeit, der Tod war nur um die Ecke, das Schlagwetter brach oft genug über sie herein. Und in den benachbarten Hütten, wo das harte Metall geschmiedet wurde, sah es nicht viel besser aus. Sengende Hitze, ohrenbetäubender Lärm, archaische Gewalten waren da am Werk, und wehe, man paßte nicht auf am Hochofen, in der Gießerei, beim Umwalzen. Der alte Mann zieht seine Stirn jetzt in Falten. Bin ich schon so senil, daß ich diese Schinderei, diese Plackerei verkläre, fragt er sich. Er kommt ins Grübeln, bis er nach kurzer Zeit erleichtert aufatmet. Er weiß es wieder, warum er so freundlich auf dieses Zeitalter zurückblickt. Es war das gemeinsame Erlebnis der Arbeit, das Zusammenstehen in der Gefahr, das Zusammensein nach der Schicht, es war das Gefühl, daß einem diese Quälerei vergolten wird, nicht nur in klingender Münze, sondern ebenso durch Respekt, durch Anerkennung. Der alte Mann hatte nie viel von denen da oben, von den kleinen und großen Herren des Länd-

chens, gehalten, aber eines hielt er den Herrschern im „Zeitalter des schwarzen Goldes“ zugute: Sie hatten immer gewußt und es zum Ausdruck gebracht, wer den kleinen Reichtum im Lande erarbeitet, wer seine Knochen verschleißt und sein Leben riskiert. Dies war – so weiß der alte Mann – die unausgesprochene Philosophie des stillen Gemeinwesens. Anderes fällt ihm jetzt noch ein, was das Leben unter Tage und in den Eisenschmieden lebenswert machte: die Sicherheit, von der Wiege bis zur Bahre in der Obhut des Betriebes zu sein, seine Kinder dort für ihren Broterwerb unterzubringen und später das Recht und das Gefühl, als Arbeiter etwas zu sagen zu haben, nicht nur herumgescheucht und benutzt zu werden.

Der alte Mann wird, als er seine Gedanken nun näher an die Gegenwart heran schweifen läßt, langsam bedrückt und traurig. In seiner Erinnerung bricht jener Tag an, wo er das letzte Mal in die Grube eingefahren ist. Es fiel ihm damals nicht leicht, sich von den Kumpels zu verabschieden, obwohl es für ihn und vor allem für seine Lunge Zeit war. Es dauerte eine Weile, sich ans helle Tageslicht zu gewöhnen, den jahrzehntelangen Arbeitsalltag abzuschütteln. Da er nun Zeit im Überfluß hatte, begann er sich umzugucken, was vor sich ging im Ländchen. Er registrierte mit Sorge, daß das „Zeitalter des schwarzen Goldes“ langsam zu Ende ging, und er beobachtete mit Genugtuung, daß neue Herren ins Land kamen und Arbeit brachten. Ihn wunderte, daß man sie nicht mit offenen Armen empfing, ja ihnen zuerst sogar einige Knüppel zwischen die Füße warf. Doch diese abweisende Haltung änderte sich, je deutlicher sich das Ende der Alleinherrschaft des schwarzen Goldes und des harten Metalls abzeichnete. Spätestens dann, als das harte Metall vom völligen Verschwinden bedroht war und nur durch die Hilfe höherer Mächte und die Vernichtung von viel lebendiger Arbeit gerettet werden konnte, waren alle froh, daß fremdes Geld unaufgefordert in die Region eingezogen war. Niemand hatte es gerufen, es war von sich aus gekommen, da sich die Kunde von den fleißigen und gefahrenerprobten Arbeitern des Ländchens weit über dessen Grenzen hinaus verbreitet hatte.

Der alte Mann wird, während all dies durch seinen Kopf geht, immer müder, und beinahe wäre er eingesnickt, hätte ihn nicht seine Frau mit einer belanglosen Frage wieder aufgeweckt. Er räuspert sich unwillig und versucht, den Gedankenfaden wieder aufzunehmen. Er stolpert in das Jahr der Wende im Land, als sich neue Herren daranmachten, das Gärt-

chen umzupflügen. In ihm kommt jetzt Stolz auf, denn das waren ja seine Herren, recht besehen waren sie von seinesgleichen, sie hatten – seit er sich erinnern konnte – für die Verbesserung seines Lebens gekämpft. Welch ein Glück, daß sie jetzt die Geschicke des Landes bestimmen konnten. Das Glücksgefühl des alten Mannes ist freilich nicht von langer Dauer, es schlägt wieder um in Ratlosigkeit, in die Fragen, die er sich nach der Lektüre seiner Tageszeitung gestellt hat. Warum steht seine geliebte Heimat heute nach acht Jahren der Regentschaft der neuen Herren so schlecht da? Warum nur, wo doch der Landeshäuptling so vieles versucht hat, das Land durch seine Gloriolen andernorts bekannt gemacht hat, um fremdes Geld erworben hat, das „Lied vom Teilen“ angestimmt hat, das unser alter Mann schon gleich als ein Geschenk, eine Morgengabe an die „Herren des großen Geldes“ durchschaut hat, nach der Krone im Reich gegriffen hat und und und. Gut, er hatte auch von der „Zentrale des Todes“ gesprochen, die das Ländchen bedrohe, und das fand der Alte nicht so klug; damit schreckt man sogar Geld ab. Aber sonst ... Fragen über Fragen und keine Antworten.

Der alte Mann ist am Ende dieser Zeitreise erschöpft, er stapft ermüdet und ratlos in die Schlafkammer, legt sich zu seiner Frau und schläft bald ein. Sein Schlaf ist unruhig, er wälzt sich im Bett, ihn jagen schlimme Träume, und er schreckt plötzlich schweißgebadet auf. Er zittert am ganzen Körper, er fühlt sich hundeeleud. Ja, er hat geträumt, er hat ein Bild gesehen, er sieht es jetzt noch, das ihn schauern läßt. In das Bild sind die Umriss seines Landes eingezeichnet. Außerhalb der Grenzen stehen die „Männer des fremdes Geldes“, die dem Ländchen noch nicht einmal einen Blick zuwerfen. Sie stehen abgewandt, ihre Blicke durchstreifen große Areale, aber sie sehen über das Ländchen hinweg. Innerhalb des Ländchens kauern sich traurige und deprimierte Menschen am Bildrand um das schwarze Gold und das harte Metall. Sie sind an den Rand gedrängt, sie werden von den anderen Gestalten nicht beachtet. In der Mitte des Bildes steht der neue Gott des Ländchens, eine weiße Maschine, die Zeichen und Informationen aussendet. Um sie herum tanzen Menschen in schmucken Kleidern, mit schrillen Farben, gestylt von oben bis unten – ein wahrer Kontrast zu den zusammengekauerten Männern am Bild, deren Gesichter verrußt sind, deren Haut durchfurcht ist. Während die Schar der zusammengekauerten Männer zusammen ist, sind die gestylten Tänzer für sich

alleine. Sie sind sich selbst genug, sie mögen nur sich selbst. Ihre Blicke sind unruhig, geheizt, sie haben keine Mitte in sich, und sie sind auch unfähig, eine Mitte, einen Kreis zu bilden. Sie sind überdimensional groß gezeichnet, und das ruft den Eindruck hervor, als seien sie viele. Auf sie fällt das Licht. Auf die zusammengekauerten Männer fällt nur der Schatten des Lichts, und sie sind extrem klein gemalt. Neben den grellen Tanzmonaden, die um die weiße Zeichenmaschine springen, steht ein großes Podium. In der Mitte des Podiums biegt sich ein Tisch unter der Last der Lukullitäten aus aller Welt, und hinter dieser opulent angerichteten Tafel ist ein Podest aufgebaut. Das Herz des alten Mannes schlägt jetzt schneller, denn das, was er auf dem Podest sieht, läßt ihm den Atem stocken. Auf dem Podest thront sein Herrscher, über dessen Aufstieg an die Spitze des Ländchens er sich so gefreut hatte. Aber, was ihm den Atem raubt und das Herz bis zum Halse klopfen läßt: Sein Herrscher ist nackt, splitternackt, und offensichtlich niemand bemerkt es, er selbst nicht, die Yuppies und Dinks nicht und die auf dem ganzen Bild verstreuten anderen Gestalten auch nicht. Nur die Männer des schwarzen Goldes und des harten Metalls scheinen zu ahnen, was sich da an Ungeheuerlichem in der Bildmitte abspielt. Sie wagen es nicht, zum Podest zu blicken, sie senken ihre Augen verschämt nach unten. Der nackte Herrscher steht ungerührt im gleißenden Licht des Podiums, er wirkt unnahbar, selbstzufrieden, unangreifbar. Er hat nicht den blassesten Schimmer von der Absurdität der Situation. Doch nicht genug mit diesem unfaßbaren Anblick, das Bild wird plötzlich lebendig. Aus dem Mund des nackten Herrschers quellen Worte. Der alte Mann kann sie genau vernehmen, und jedes Wort versetzt ihm einen schmerzhaften Schlag. Die Worte richten sich an die „Herren des großen Geldes“, die das Ländchen keines Blickes würdigen. Weil sie so fernab stehen, deshalb sind die Worte laut und schneidend. Der nackte Herrscher preist sein Gebiet an, er leuchtet die weiße Zeichenmaschine aus, er deutet auf den vollbeladenen Tisch, und er verkündet eine neue Philosophie, die von den schrillen Menschen um die Zeichenmaschine herum und vom Essen und Trinken handelt. Er malt sein Ländchen in den schönsten Farben, alle bunt und hell und so ganz anders als die Farben des schwarzen Goldes und des harten Metalls. Seine Stimme überschlägt sich bei seinen verzweifelten Anstrengungen, das liebholde Ländchen den „Herren des großen Geldes“ anzudienen. Zu guter Letzt hat er auch noch ein Wort des

Trostes für das zusammengekauerte Häufchen übrig, das auf ihn zählen könne, das er nicht im Stich lassen werde. Die Scheinwerfer, die er so zielsicher auf die weiße Zeichenmaschine gerichtet hat, verändern bei diesen Worten des Trostes ihre Lage nicht. Der nackte Herrscher ist zu Ende mit seiner Rede. Die Tänzer applaudieren begeistert, die zusammengekauerte Schar nickt bei den letzten Sätzen mit den Köpfen, und die „Herren des großen Geldes“ durchsuchen weiter ohne jede Regung das Areal außerhalb des Ländchens. Der alte Mann wirft noch einmal einen Blick auf das jetzt wieder leblose Bild, und er entdeckt am rechten Bildrand aufziehende dunkle Wolken, die bedrohlich in die Mitte des Gemäldes hereinragen. Das buntscheckige Völkchen um die weiße Zeichenmaschine und der nackte Herrscher ignorieren das drohende Unwetter, die Männer des schwarzen Goldes und des harten Metalls werfen sorgenvolle Blicke in den Himmel. Der alte Mann schüttelt sich, als ob er den schlimmen Alp abwerfen wollte. In ihm ist etwas zerbrochen. Ihm ist, als ob man ihm seine Würde, seine Vergangenheit, sein Leben geraubt habe. Er fällt wieder in einen unruhigen Schlaf.

Die trinitarische Formel

Die Nationalökonomie ist eine gründliche Wissenschaft. Bevor sie ihr Urteil über den „Reichtum der Regionen“ abgibt, bevor sie dem expansionswilligen Kapital Anlagetips gibt, nimmt sie die Quellen des Reichtums oder schlichter die Produktionsfaktoren in Augenschein. Sie kannte lange Zeit nur drei solcher „Revenuequellen“, die berühmte Trinität von Kapital, Boden und Arbeit, die natürlich auch heute noch im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit steht. Schon seit längerem gilt ihr Interesse ebenso dem Staat oder der Infrastruktur. Ganz neu und noch wenig elaboriert sind in ihrem Evaluationskatalog die „weichen Standortfaktoren“, was wohl so etwas wie die Kultur, die Atmosphäre, die Mentalität einer Region meint. Nach der Zeitreise des alten Mannes möchte ich den Leser zur „magical mystery tour“ der Wirtschaftswissenschaft einladen, zu einem Parforce-Ritt durch die Dreieinigkeit von Kapital, Boden und Arbeit und hin zur Staatsmaschine als Rahmensetzer für die Entfaltung der Produktivkräfte. Die weiche Flanke der Kultur bleibt in diesem Mysterienspiel außen vor, da ich der festen Überzeugung bin, daß Ökonomen davon nichts, aber auch gar nichts verstehen.

Das *Kapital* ist für die Ökonomen ein Ding, das zwei Erscheinungsformen hat: Produktionsmittel und Geld. In unserem Kontext interessiert nur das

Kapital als Produktionsmittel, und da entdecken die Ökonomen bei der Sichtung des hiesigen Kapitalstocks einige „strukturelle Verwerfungen“. So kritisieren sie die geringe Mobilität des Kapitals, das sich nicht schnell genug in andere Produktionsmittel verwandeln läßt, in andere Produktionssphären wandert. Sie benennen diese Inflexibilität mit dem wunderbaren Ausdruck „versunkene Kosten“. Sie sind z. B. versunken im Blasstahlwerk Völklingen, und sie können nicht lockergemacht werden für die Umrüstung auf ein anderes Produkt. Einmal Stahlwerk, immer Stahlwerk, bis zur bitteren Abschreibungsneige. Ihnen mißfällt weiter, daß das gebundene Kapital zu groß ist in diesem kleinen Ländchen. Nirgendwo in der Bundesrepublik dominiert das Großkapital so wie im Saarland. Und großes Kapital heißt träges Kapital, ganz unpassend für eine dynamische Marktwirtschaft, die vom Wandel und nicht vom Stillstand lebt. Last not least stößt ihnen die geringe Moder-

nität des Kapitals auf, die defizitäre Innovationskraft. Daniel Düsentrieb ist nicht im Saarland zuhause. Forschung und Entwicklung hinken hinter dem Bundesniveau hinterher, die Patentanmeldungen sind spärlich, und es soll tatsächlich noch Betriebe geben, in denen nicht jeder Beschäftigte seinen Computer hat.

Der *Boden* besitzt heute zwar lange nicht mehr die Bedeutung wie früher, dennoch muß er in ausreichendem Maße vorhanden sein, um neues Kapital anzusiedeln oder altes zu erweitern. An Flächen für Industriebesatz mangelt es im Saarland nicht, doch viele davon sind vergiftet, geschunden durch das Zeitalter von Kohle und Stahl, und intakte Areale stehen im „Ökoland Saar“ unter der besonderen Obhut naturverliebter Bürger. Die Ökonomen mahnen deshalb eine staatlich Bodenbevorratungspolitik an, und die Politiker haben das verstanden und eine Treuhandanstalt für den Boden gegründet. Die Saar-

Von inszenierter und gelingender Kommunikation

Der Leser wird es bemerkt haben: Zwischen den Zeilen fordern wir die Politik auf, mit der Wirtschaft, mit den „ökonomischen Funktionsträgern“ zu kommunizieren, ihren Rat einzuholen und – in den Grenzen dessen, was der autonom gesetzten Politik möglich ist – zu beherzigen. Damit rennt ihr offene Türen ein, wird jetzt sicherlich von der Politik eingewandt. Wir kommunizieren ja bereits. Der Minister führt Kamingespräche, er besucht jeden Tag eine andere Firma, wir stehen in ständigem Kontakt mit den Einrichtungen der Wirtschaft, wir machen Konferenzen, eine gemeinsame Imagekampagne, wir kennen einander im „Land der kurzen Wege“ etc. etc. Freilich – diese Art von Kommunikation, dieses organisierte Aneinandervorbeireden und dieses wechselseitige Sich-auf-die-Schulter-Klopfen meinen wir nicht. Zur Kommunikation gehört die Fähigkeit, sich ein Stück weit in den anderen hineinversetzen zu können, ihm zuzuhören, ihm zu widersprechen, sich mit ihm um ein gemeinsames Ziel zu streiten.

Am besten gedeiht Kommunikation in einer Konfliktkultur, an der es im Saarland mangelt. Wo der Konflikt als Instrument der „Wahrheitsfindung“ fehlt, in einer Konsenskultur also, wird die Empathie umso wichtiger. Und Empathie

heißt zuvorderst, die Kultur des anderen zu verstehen, sein Selbstverständnis, seine Motive, seine Welt zu begreifen. Der Politikerbesuch im Betrieb ist dafür das denkbar ungeeignetste Mittel. Er dient der Zurschaustellung der besuchten Firma, die vorher besenrein geputzt wird, und der Zurschaustellung des Politikers, der am nächsten Tag aus der Seite 6 der „Saarbrücker Zeitung“ neben dem Chef der Firma und inmitten von Maschinen stehend herauslächelt. Die Crux ist ja, daß der „ökonomische Funktionsträger“ dem Politiker auch keinen reinen Wein einschenkt, sondern entweder nur jammert oder sein Werk in den höchsten Tönen lobt. Auch Nähe, die hier in so großem Übermaß gegeben ist, schützt nicht vor Unverständnis und Kakophonie. Die eingefahrenen Kommunikationsrituale führen nicht mehr weiter, die Maskerade durchschaut inzwischen auch Herr Becker. Man muß es wohl so machen wie im Ruhrpott und unkonventionelle Wege gehen, Gesprächspartner zusammenzubringen, die sich keinen kurzfristigen Vorteil vom Miteinanderreden versprechen, sondern im Gespräch eine Chance erblicken, etwas Neues zu erfahren. Ein schwieriges Unterfangen, gewiß. Doch für Leute, die noch nicht im Sachzwang erstickt sind, eine lohnende Unternehmung!

ländische Bau- und Bodenprojektgesellschaft (mbH) soll Flächen von den Kommunen erwerben und damit den von der grünen Bürgerwehr geplagten Bürgermeistern die Arbeit abnehmen.

Die *Arbeit* ist für Ökonomen natürlich auch im Saarland zu teuer. Da macht es gar nichts, daß ihr Preis – gereinigt von den strukturellen Effekten – bei den Arbeitern um 3,5 % und bei den Angestellten gar um 6 % unter dem Bundesniveau liegt, wenn in der Nachbarregion Lothringen – aufgrund einer ganz anderen Abgabenstruktur (das sagen die Ökonomen nicht) – die Arbeit um 18 % billiger ist. Dies ist der Fixpunkt, auf den sie starren, und deshalb empfehlen sie den Gewerkschaften, einen Solidarpakt ganz eigener Art zu schließen und im Vertrauen auf die Marktkräfte ihrer Klientel einen einseitigen Lohnverzicht abzuverlangen. Sie glauben wirklich, daß sich das Saarland mit einem niedrigeren Lohnniveau einen echten Wettbewerbsvorteil verschafft, und sie merken gar nicht, daß dieses „credible commitment“, wenn es zur Regel in den deutschen Landen werden sollte, einen Regional-Darwinismus auslösen würde, der sich gewaschen hat. An der Arbeit fällt ihnen aber neben ihrem Preis noch mehr Bedenkliches auf: Die wundersamen „versunkenen Kosten“ gibt es auch hier, und damit umschreiben sie die betriebspezifischen Investitionen in das „Humankapital“ (betriebspezifische Qualifizierung), die den ohnehin im Naturell des Saarländers wurzelnden Immobilismus noch verstärken würden. Was von der Qualifikation der regionalen Arbeitskraft zu halten ist, da gehen die Meinungen in der Profession weit auseinander. Die einen sprechen von einem „gut qualifizierten Arbeitskräftpotezial“ (Sievert et al.), die anderen von einer großen Verfügbarkeit „wenig oder nicht qualifizierter Arbeitskräfte“ (Ifo), wieder andere riskieren einen Blick in die Arbeitslosenstatistik und entdecken eine überalterte und kranke Arbeitsmarktreserve.

Der *Staat* ist Ökonomen, die so große Stücke auf die „invisible hand“ halten, eigentlich immer ein Ärgernis. Er stellt in ihrer Wahrnehmung zunächst einmal ein Hindernis, eine Schranke für die ungehemmte Entfaltung der Marktkräfte dar. Ihr Verdruß steigt, wenn sie den saarländischen Kleinstaat unter die Lupe nehmen. Er hat kein Geld, sondern nur Schulden, die dreifach so hoch sind wie sein Haushalt, er hält mit viel Subventionen Industrien am Leben, die eigentlich in die dritte oder zweite Welt gehören, er ist zu teuer – die „Kosten der politischen Führung“ liegen über dem Bundesdurchschnitt -, er ist zu klein und kann so die Größenvorteile anderer Flächenstaa-

ten nicht nutzen, in denen es meistens eine gesunde Lokomotive gibt, die die kranken Gebiete mitzieht (interner Finanzausgleich), er besteuert über seine Gebietskörperschaften die Unternehmen zu stark (Gewerbsteuer), er kriegt die Versorgung des Industrie- und Sondermülls nicht geregelt und bestraft statt dessen die Betriebe mit einer drückenden Abgabenlast, seine Energiepreise sind zu hoch usw. usf. Nach so viel Staatsschelte teilen die Ökonomen noch ein paar Streicheleinheiten aus: Sie loben die Forschungs- und Technologiepolitik des Landes, und sie bescheinigen ihm, daß seine Kleinheit auch einen Vorteil habe: die kurzen Wege oder im Wirtschaftsdeutsch die „Flexibilität der Behörden“ (Ifo zum Saarland, nicht zu Italien).

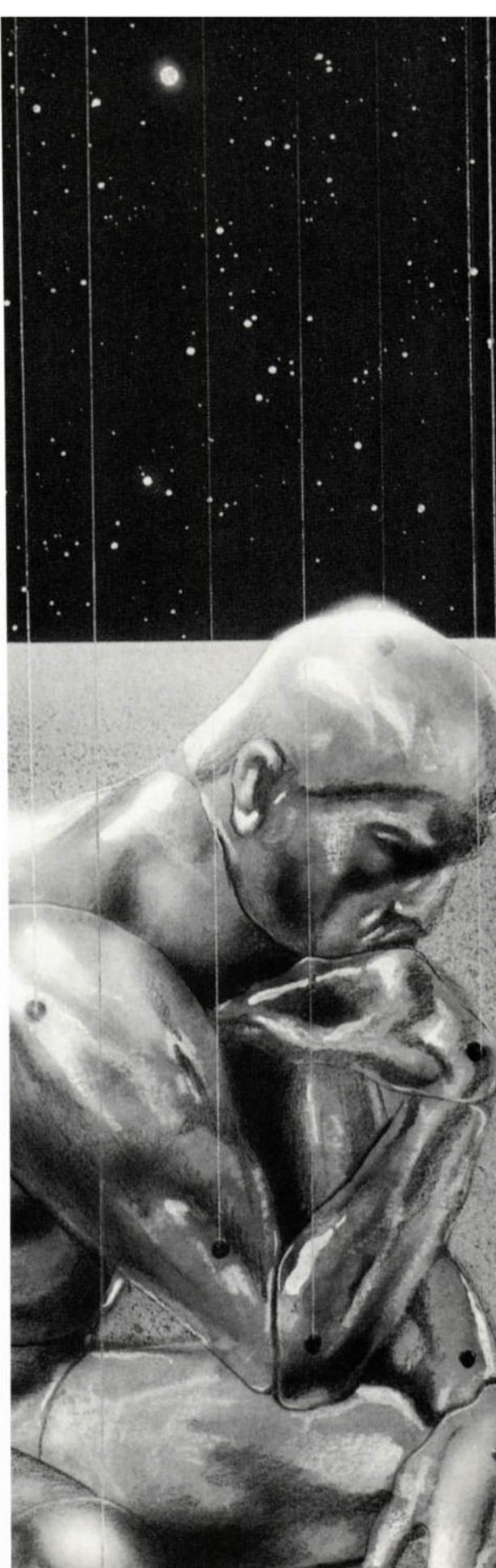
Unser Mysterienspiel ist zu Ende: Ein Ding (Kapital), die Natur (Boden), ein Gespenst (Arbeit) und ein Apparat (Staat) bringen, wenn sie die richtige Beschaffenheit haben und in das richtige Verhältnis zueinander gesetzt werden, den Reichtum einer Region hervor, sie machen deren Attraktivität aus. Die Rezeptur, die daraus für eine erfolgversprechende Wirtschafts- und Ansiedlungspolitik folgt, ist denkbar einfach: Man mache das Ding beweglich und modern und achte auf seine Proportionen. Man stelle die Natur zur Verfügung. Man senke den Preis des Gespenstes, jage es aus seinem Versteck und verpasse ihm neue Kleider. Man specke den Apparat ab oder löse ihn gleich ganz auf, man nehme die Steuer- und Abgabenlast von dem Ding, und man verscherble einen Teil des Dings an den, der ihn haben will – und wenn es nur zu einem symbolischen Preis von einer DM ist.

Der Alte aus Trier

Szenenwechsel – ein Friedhof in London. Ein Grab, in dem ein Revolutionär seine letzte Ruhe gefunden hat. Er war einmal – es ist noch gar nicht so lange her – in aller Munde. Heute scheint er vergessen. Vielen seiner früheren Anhänger treibt es die Schamröte ins Gesicht, wenn sie an ihre Jugendsünden erinnert werden. So ist der Lauf der Dinge. Heute liegt das Grab verlassen da, der Besucherstrom ist in den letzten Jahren mehr und mehr versiegt. Es herrscht Stille um das Grab herum. Oder? War da nicht eben ein Lachen, ein ungläubiges Lachen, ein schallendes Lachen? Tatsächlich. Es lacht aus dem Grab herauf, es lacht, und es hört gar nicht mehr auf. Der Alte aus Trier, der seit über 100 Jahren ungestört das Treiben auf dieser Welt beobachtet – mal entsetzt ob der katastrophalen Karriere seines Lebenswerks,

mal zornig ob der Staatsfrömmigkeit vieler seiner Epigonen, mal bestätigt ob der Barbarei, die jetzt nach dem Untergang des sich auf ihn berufenden Systems über die Welt hereinbricht -, hat die Rezeptur der modernen Ökonomen gesehen. Er kann nicht mehr an sich halten und prustet los. Ja, ist denn das die Möglichkeit, darf das wahr sein. Er hat doch schon vor über hundert Jahren seinen Freunden, den Vulgärökonomen, die „trinitarische Formel“ um die Ohren gehauen; sie steht für jeden nachlesbar im dritten Band seines Hauptwerks „Das Kapital“ auf Seite 822ff. Lernt denn diese Profession nie dazu? Wird denn die Welt nie klüger, muß das „Immergleiche ewig wiederkehren“?

Der Alte stockt jetzt in seinem Lachen. Zugegeben, er wäre auch nicht so vermessen, genau angeben zu können, warum sich ein Kapitalist da und nicht woanders niederläßt. Für die Beantwortung dieser Frage sind andere zuständig, Leute, die sich für Personen und ihre Motive, für die Zufälligkeiten des Lebens, für die „Kontingenz“ interessieren. Damit hatte er sich nicht beschäftigt, er war Größerem auf der Spur, und da stören bekanntlich die kleinen Geschichten des Lebens. Doch er hätte angeben können, daß diese Rezeptur, die die modernen Ökonomen zusammenbrauen, nur bitter schmeckt und keine Heilung bringt. Ihre Zutaten stimmen schon nicht. Das Kapital ist nie und nimmer ein „Ding“, ein „Produktionsmittel“. Es ist ein soziales Verhältnis, ein Herrschaftsverhältnis, die Produktionsmittel sind tote Arbeit, die lebendige Arbeit einsaugen und die nur betätigt werden, wenn sie mehr Geld bringen, als sie gekostet haben. Diese wundersame Geldvermehrung bringt nicht der Markt, der Verkauf zustande, auch nicht eine ominöse Arbeit, sondern nur die profitable Anwendung der menschlichen Arbeitskraft, die in der Lage ist, mehr Wert zu produzieren, als sie ihren Käufer gekostet hat. Der Alte hatte das noch Ausbeutung genannt, aber die gibt es ja heute nur noch in der Dritten Welt. Also: Für den Kapitalisten, der sich überlegt, sein Geld in Produktionsmittel an einem bestimmten Ort zu investieren, um aus Geld mehr Geld zu machen, spielt der „Preis der Arbeit“ nicht die entscheidende Rolle. Viel wichtiger für ihn ist, was er aus der Arbeitskraft herausholen kann, wie er sie gebrauchen kann. Für ihn ist auch die Qualifikation der Arbeitskraft nicht das A und O, er hat da seine Mittel, die Arbeit zu zerlegen, zu zerteilen und zu kontrollieren, so daß sie auch ein einfach gestrickter Mensch kann. Der Alte aus Trier schüttelt resigniert den Kopf. Er ist Zeit seines Le-



bens nicht müde geworden, diese Zusammenhänge zu predigen. Hat man ihn nicht verstanden, hat man ihn nicht gelesen? Er grinst plötzlich wieder und verfällt erneut in schallendes Gelächter. Natürlich ist er verstanden worden, und wie er verstanden worden ist, aber ausgerechnet von denen, gegen die er mit nie enden wollender Energie angeschrieben und ange-dacht hat. Die Kapitalisten haben begriffen, worauf es bei der Inszenierung eines modernen Produktionsprozesses ankommt. Sein Werk ist das Brevier ihres Handelns.

Betriebsgrößenstruktur

Von allen Beschäftigten arbeiten in Betrieben mit
(Vgl. zum Bund in Klammern):

20 - 99 Beschäftigten	13,8%	(17,8%)
100 - 999 Beschäftigten	35%	(43,9%)
über 1.000 Beschäftigten	50,6%	(37,5%)
durchschnittl. Betriebsgröße:	198,6	(155,2)

Kehren wir zurück in das kleine Ländchen und hören wir, was einer von ihnen, der ein vor längerer Zeit hier angesiedeltes Zweigwerk führt und der selber bereits ein anderes Werk hier aufgebaut hat, zu den Motiven des Kapitalextorts ins Saarland sagt. Auch er lacht zunächst, als wir ihn mit der neoklassischen Ankurbelungsstrategie des Lohnverzichts konfrontieren: „So was hört sich für jeden Unternehmer gut an. Es ist aber sozialpolitisch nicht durchzusetzen. Es ist auch jedem ansiedlungswilligen Unternehmer klar, der in dieser Republik bleiben will.“ Im übrigen gäbe es die Lohndifferenzen ja, man solle mal nach Stuttgart oder Frankfurt gucken, was dort ein Facharbeiter verdiene. „Träumerisch“ sind für ihn diese Vorstellungen. Er hält seine Beweggründe und die seiner Kollegen dagegen, in das Ländchen zu kommen: „Wir haben hier eine arbeitende Bevölkerung vorgefunden, die es gewohnt ist, seit Generationen in Fabriken zu arbeiten. Sie ist es gewohnt, unter industriellen Verhältnissen etwas zu schaffen und zu leisten. Die Nähe zum Produzieren erleichtert vieles, so etwa die Schichtarbeit. Man geht im Saarland nicht zur Arbeit, man geht zur Schicht.“ Der Alte aus Trier hätte seine Freude an den klarsichtigen, nüchternen Worten dieses Geschäftsführers gehabt. Er hatte es in seiner Sprache ganz ähnlich ausgedrückt: „Es ist nicht genug, daß die Arbeitsbedingungen auf den einen Pol als Kapital treten und auf den anderen

Pol Menschen, welche nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Es genügt auch nicht, sie zu zwingen, sich freiwillig zu verkaufen. Im Fortgang der kapitalistischen Produktion entwickelt sich eine Arbeiterklasse, die aus Erziehung, Tradition, Gewohnheit die Anforderungen jener Produktionsweise als selbstverständliche Naturgesetze anerkennt.“ Es ist diese Tradition, dieser Arbeitertyp, der fremdes Kapital angelockt hat und den die Regierung heute in ihren Glanzbroschüren totschweigt, weil er nicht ins Bild des modernen, weltoffenen Saarlands paßt. Er ist bis

Lohnkosten

(Vgl. zum Bund in Klammern) in DM:

Bruttolohnsumme je Arbeitnehmer:	38.655 (39.524)
Bruttogehalt je Angestellter:	5.209 (5.335)
Personalnebenkosten je Arbeiter:	23.219 (23.250)
Personalnebenkosten je Angestellter:	31.713 (35.790)
(verarbeitendes Gewerbe)	
Personalnebenkosten je Arbeitnehmer:	21.987 (24.719)
(Handel, Banken, Versicherungen)	

heute produktiver als sein Kollege im Rest der Republik, und das Kapital kann seine Produktivität erzwingen, weil er sich viel häufiger, als das anderswo der Fall ist, goldene Ketten angelegt hat. Nicht die Schaffer aus Baden-Württemberg sind die Spitzenreiter im Häuslebau, sondern die Saarländer, die damit ganze Dorfkulturen ruiniert haben. Ganz ver-dreht hat auch die Regierung von diesen Zusammenhängen eine Ahnung, wenn sie den Arbeitsfrieden im Land als Standortplus anpreist. Daß das Saarland zwischen 1985 und 1988 keine einzige Stunde durch einen Streik verloren hat, sagt freilich mehr über die hiesige Gewerkschaft als über den Standort aus. Im benachbarten Lothringen brennen Bahnhöfe und werden Barrikaden errichtet, wenn eine Zeche geschlossen wird, und trotzdem reißt der Ansiedlungsboom dort nicht ab. Der Arbeitsfriede ist für sich genommen ganz unbedeutend, wenn die anderen Bedingungen stimmen. Sonst müßte ja der Bayerische Wald ein Ansiedlungsparadies sein. Viel wichtiger sind in diesem Kontext verlässliche industrielle

Beziehungen, ein berechenbares Verhältnis zwischen den Betriebsparteien. Das kann durchaus Streik und Streikbereitschaft mit einschließen, wenn sich die Kampfahne dann wieder in die Augen sehen können. Hier hat das Saarland mit seiner Kultur der Montanmitbestimmung einiges zu bieten, nur davon wagt heute keiner mehr zu sprechen.

Das Kartell der Traumtänzer

Das Ansiedlungsgeschäft ist heute ein hartes Stück Arbeit geworden. Seit mindestens einem Decennium sind die Zeiten vorbei, wo Unternehmer noch von sich aus in fremden Regionen und Kommunen angeklopft haben, um ihren Mutterbetrieb zu erweitern. Vorbei auch die Zeiten, wo zumindest noch kritisch darüber reflektiert wurde, ob es nun ein Segen sei, immer neue Fabriken anzusiedeln, immer größere Gewerbegebiete auszuweisen. Heute ist alles anders: Die Regionen buhlen regelrecht um das satt und scheu gewordene Kapital, sie machen ihm Avancen, die man vor einiger Zeit noch als Kapitulation vor der Erpressung der Unternehmer bezeichnet hätte. Und trotzdem ziert sich das Kapital, es widersteht dem angestrengten bis schamlosen Liebeswerben der regionalen Staatsorgane, weil es Besseres im Sinne hat: die Verwertung seines akkumulierten Reichtums auf den profitableren Finanzmärkten, die Verwendung des im Produktionsprozeß erzielten surplus für die Rationalisierung des Unternehmens oder den Kapitalexport dorthin, wo die Arbeit wirklich noch billig ist. Dies stellt kaum ein Problem dar für Regionen, in denen schon immer das endogene Potential die Wirtschaftskraft ausmachte. Dies ist hingegen bitter für Gegenden, die am Tropf auswärtiger Konzerne und Kapitalgesellschaften hängen. Das Saarland ist genau so eine Gegend. Alle ökonomische Entwicklung kam und kommt hier von außen. Würde man eine patriotische oder nationalistische Brille aufsetzen – was im Zeitalter des Weltmarktes eine ausgesprochene Dummheit ist –, man wäre entsetzt: Früher waren es der preußische Staat und einheimische Stahlbarone, die ihren

Reichtum außer Landes schafften, heute sind es Franzosen und Amerikaner, der Bund und baden-württembergische Zulieferer, die die Ökonomie im Ländchen beherrschen. Diese ökonomische Fremdherrschaft hat den Saarländern gutgetan. Sie haben sich klug angepaßt, sie haben profitiert von der Benutzung ihres Landes durch das fremde Geld, sie profitieren noch davon. Schließlich stellt das fremde Geld heute 70 % aller Industriearbeitsplätze, und schließlich hat dieses fremde Geld den Anstoß zur Gründung von Zulieferbetrieben im Umfeld der großen Werke gegeben. Freilich – die exogen induzierte und getragene Entwicklung der Region hat auch ihren Haken, der heute schmerzhaft ins Bewußtsein dringt. Es hat sich hier nur ganz rudimentär jenes „produktivistisch-kooperative und innovative Milieu“ eines industriellen Mittelstands herausgebildet, das die Ökonomie vitalisiert und robust macht gegen die Fähnisse des industriellen Zyklus. Es gab unter der Ägide des Großbetriebs keine Notwendigkeit, sich selbständig zu machen. Es gab keinen Innovationsbedarf, die Saarländer hatten ja die Rohstoffe. Cleverness und Risikofreude, jene Tugenden, aus denen Unternehmer geschnitzt werden, sind nicht in den Sozialcharakter des hiesigen Völkchens eingelassen. Der Geschäftsführer der IHK sagt es auf seine Weise: Die saarländische Bevölkerung weist aus wirtschaftshistorischen Gründen im Vergleich zu anderen Regionen keine hohe Unternehmer-Geburtsrate auf.

Die Situation ist vertrackt: Fremdes Kapital tröpfelt nur noch ganz spärlich in die Region, und in der Region fehlen die hausgemachten Unternehmer. Das Saarland ist ein Ziel-2-Gebiet geworden. Doch keine Situation ist vertrackt genug, um nicht einen Ausweg aus ihr zu finden. Die saarländische Sozialdemokratie, die seit acht Jahren die Geschäfte dieses Landes führt, hat einen Weg gefunden, der aus der Misere führen soll. Dieser Weg stößt auf breitesten Konsens im Land, auf ihm marschieren vereint die Parteien, die Unternehmerverbände, die Kammern und – mit Bauchschmerzen – die Gewerkschaften.

Arbeitskosten

Arbeitskosten (Lohnstückkosten) im Vergleich zum Bund (in Klammern) in DM:

im verarbeitenden Gewerbe:	34,29	(37,92)
im Handel, Kredit- und Versicherungsgewerbe:	29,91	(32,64)

Wohneigentum

In ihren eigenen vier Wänden leben im

Saarland:	53,9%
Bund:	37,9%
der Bevölkerung	

Das WIRTSCHAFTSMINISTERIUM

- organisiert die Saarlandwerbung
- macht Weltreisen, um Amis und Taiwanesen anzulocken
- vergibt Fördergelder, meist aus EG-Töpfen

die gwSaar

- nennt sich auch "Saarland Economic Promotion Corporation"
- ist der Ansiedlungsakteur Nr. 1
- hat ein Ansiedlungstelefon, das zwei Jahre nicht gelaütet haben soll
- gibt die saarContact heraus

die Partner der gwSaar

- sind sechs Regionale Wirtschaftsförderungsgesellschaften
- kommunizieren nicht mit der gwSaar

die GIU

- betreibt das SITZ, das wiederum das ZIP, das schließlich wieder das CIM-TTZ beherbergt

die LEG

- ist für Boden- und Flächenfragen zuständig
- hat neuerdings Zuwachs bekommen

die SBB

- ist der Zuwachs der LEG
- ist die saarländische Treuhandgesellschaft für Industriebranchen und Gewerbeflächen
- soll aktive Bodenvorratsspolitik machen

Das WISSENSCHAFTSMINISTERIUM

- ist die Promotions-Agentur des High-tech-Fiebers
- rüstet die saarländischen Hochschulen im Kapitalinteresse um

die Hochschulen - Uni und HWT

haben inzwischen eine Reihe wirtschaftsnaher Forschungsinstitute hervorgebracht: Institut für Wirtschaftsinformatik (IW), Deutsches Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (DFKI), Max-Planck-Institut für Informatik, das Internationale Begegnungszentrum und Forschungszentrum für Informatik in Schloß Dagstuhl, die Fraunhofer-Institute für zerstörungsfreie Prüfverfahren und Medizintechnik, das Institut für Neue Materialien, das Institut für Angewandte Informationswissenschaften etc. etc.

die KWT

- soll die Kooperation von Wissenschaft und Wirtschaft auf den Weg bringen
- wird von der Wirtschaft wenig nachgefragt

das fitt

- stellt die Kooperation von Fachhochschule und Wirtschaft her
- ist ein Durchlauferhitzer für Karrieren in der Wirtschaft
- verschafft Studenten Zutritt zu Betrieben und Professoren einträgliche Nebenjobs
- wird von der Wirtschaft, zumindest vom Mittelstand, wesentlich mehr nachgefragt als die KWT

Die INDUSTRIE- UND HANDELSKAMMER

- ist der ASA der Industrie und des Handels; d.h., alle Betriebe sind Zwangsmitglieder
- berät, qualifiziert und hilft Unternehmern
- gibt die saarwirtschaft heraus
- hat etwas, was die anderen IHK's in Deutschland nicht haben

die ZPT

- ist ein Unikum, die saarländische Ausgabe des Rationalisierungskuratoriums der Wirtschaft (RKW). Anders als in den anderen Bundesländern gehört sie der IHK und nicht einem Kuratorium von Staat, Wirtschaft und Gewerkschaften
- hilft den Unternehmen durch Information, Weiterbildung, Beratung und Kooperationsvermittlung
- kümmert sich neuerdings auch um die Absatzförderung (Messen etc.), nachdem die gwSaar von diesem Aufgabenfeld befreit wurde
- wird weitgehend von der Regierung finanziert, obwohl sie Eigentum der IHK ist

Die GEWERKSCHAFTEN

- vertreten die Opfer der saarländischen Modernisierungssoftware
- haben bei dem Geschäft der Wirtschaftsförderung nichts zu sagen

die BEST

- ist ein Trostpflasterchen für die Gewerkschaften
- erhält gerade mal ein Zehntel der Gelder, die der gwSaar jährlich rubergeschoben werden
- soll Betriebsräte bei der Einführung neuer Technologien beraten
- rüstet die Betriebsräte informationstechnologisch auf; der Computer im Betriebsratsbüro

Das Kartell der Traumtänzer

Infrastruktur der Wirtschaftsförderung und des Ansiedlungsmanagements im Saarland

Am Anfang dieses Weges steht eine Krisendiagnose ganz eigener Art: Das Land leidet nicht nur am Niedergang seines Montankerns, sondern ebenso an einer technologischen Lücke und an einem miserablen Image. Die Therapie, die diese große Koalition unter sozialdemokratischer Führung dem kleinen Gemeinwesen verordnet, bezieht sich demgemäß auf alle drei Befunde ihrer Anamnese.

Der Niedergang des Montankerns wird unter Anwendung von Milliardenbeträgen sozial abgedefert. Um ihn nicht zur ökonomischen Katastrophe werden zu lassen, werden die Eigentumsverhältnisse in der Stahlindustrie neu strukturiert und die industrielle Führerschaft neu vergeben. Ein gesundes Unternehmen (Dillinger Hütte) soll einen kranken Koloß (Saarstahl) wieder in die Gewinnzone führen, eine Rechnung, die spätestens jetzt nicht mehr aufgeht, obwohl das gesunde Unternehmen von den sozialen Krisenlasten – die sozialisiert werden – befreit ist. Dieser erste Therapieschritt ist im Ländchen, durch das seit Beginn der 60er Jahre die Montankernparole geistert, inzwischen „business as usual“. Ein „Saarmemorandum“ jagt das andere, im Umgang mit Krisen hat man Erfahrung, in der Bittstellerei beim Bund sogar einen großen Erfolg in der Tasche.

„Innovativ“ sind die beiden anderen Therapieschritte, geht es doch dabei um die Modernisierung des Landes, um ein neues Bild der Region. Die Sozialdemokratie hat – kaum daß sie an der Regierung war – einen makabren Fund gemacht: Das Saarland liegt technologisch zurück, wir erfinden zu wenig, die Unternehmen betreiben zu wenig FuE, rufen zu wenig Geld für Forschung ab, die Mikroelektronik steckt noch in den Kinderschuhen, wir verschlafen das Informationszeitalter und die nächste lange Kondratjew'sche Welle. Dieser grausame Fund der technologischen Lücke war der Sputnik-Schock des Saarlands. Sie erinnern sich vielleicht an den ersten Sputnik-Schock. In seinem Gefolge wurde in den 60er Jahren der Bildungsnotstand ausgerufen und auch noch die letzten „Begabungsreserven“ im hintersten Winkel des Bayerischen Waldes erschlossen. Im Gefolge des Sputnik-Schocks im Saarland würde der hiesige Kultusminister die Hochschulen des Landes am liebsten in Technologieparks des Kapitals verwandeln. Er ist schon weit gekommen mit seiner Vision. Fast täglich sprießen neue „wirtschaftsnahe Forschungsinstitute“ aus dem fruchtbaren Boden der technischen Fakultäten, ersinnen Professoren neue Möglichkeiten, sich ein Zubrot zu ihren kärglichen Gehältern zu verdienen. Transferstellen zwischen

Hochschule und Wirtschaft werden eingerichtet, im armen Burbach entsteht ein High-Tech-Zentrum, das so prima auf das Qualifikationsprofil der dortigen Bevölkerung paßt, und zu guter Letzt wird auch noch, um das Ganze sozial verträglich zu machen und den Anschein von Ausgewogenheit zu wahren – das ist man sich schließlich als Sozialdemokrat schuldig –, ein Lehrstuhl für Praktische Ethik eröffnet. Seit dieser verbissene Kampf gegen die technologische Lücke tobt, beklatscht die Öffentlichkeit jede Neuanschaffung eines Computers (auch die saarländischen Richter haben jetzt Rechenmaschinen!), und die Regierung ist doch tatsächlich der Meinung, durch eine Totalcomputerisierung ihrer Bürokratie bessere Politik machen zu können. Als etwas abseits stehender Beobachter wird man den Eindruck nicht los, diese Region wöhnt sich erst auf der Höhe der Zeit, wenn jeder einen PC auf dem Nachttisch stehen hat.

Zu dieser technologischen Aufbruchsstimmung paßt natürlich – das haben die Sozialdemokraten messerscharf erkannt – das Bild einer rußgeschwängerten, zerschundenen Region mit den Silhouetten von Hochöfen und Fördertürmen gar nicht mehr. Da tut es nichts zur Sache, daß Stahl ein hochmoderner Werkstoff ist, der in modernsten Produktionsanlagen gekocht und gewalzt wird, von Fachleuten in klimatisierten verglasten Steuerständen, die die riesigen Anlagen mit meist mehrfacher Qualifikation bedienen, daß er zudem verglichen mit seinen Konkurrenten Kunststoff und Aluminium weniger umweltbelastend und als Stoff nahezu 100 % recyclefähig ist. Nein, damit will man nichts mehr zu tun haben, ein neuer Anstrich muß her. Der Grauschleier, der über der Region liegt, muß weg! Aus dem „toten Dreieck“ zaubert man deshalb die „Europäische Kompetenz“, die „unique selling position“, aus der von „Altlasten“ zerschissenen Region das Land mit dem höchsten Waldbesatz in Deutschland, aus dem Mittelmaß und der Unscheinbarkeit ein distinktes Lebensgefühl, das „saarvoire-vivre“ (zu dem ein führender Wirtschaftskopf dieses Landes meint: „Machen wir uns doch nichts vor. Saarbrücken ist nicht die Stadt von Welt. Allein mit den blumigsten Schilderungen von Savoir vivre, von Lockerheit und Toleranz, läßt sich kein Führungspersonal ins Saarland holen“), aus einem Land viele Länder: ein Autoland, ein Ökoland, ein Technologieland, ein Reiseland, ein europäisches Land, ein Umweltland, ein Bioland, ein Energieland, ein Urlaubsland, ein Kulturland, ein Kinderland ... (warum eigentlich kein Muttiland). Uns geht's saugudd, wie sind Spitze – so der Tenor

der peinlichen Imagekampagnen, mit denen man den Rest der Republik überzieht. Na, schön für euch, sagt der Rest der Republik und tut weiterhin das, was er schon immer gemacht hat: das Saarland gar nicht kennen oder es höchstens als „Saargebiet“ kennen; das Saargebiet als kleinen Punkt auf der Landkarte wahrnehmen; das Saargebiet vielleicht sogar mal passieren, wenn es 'gen Paris geht; sich über dieses Faß ohne Boden ärgern, das ein größeres Stück des Steuereckens begehrt und wenn es dieses Stück erhält, noch nicht einmal dankbar ist, sondern in Gestalt seines Häuptlings weiter mault; sich speziell in Bayern über die Trinkfestigkeit seiner Bewohner wundern, die inzwischen selbst den weißblauen Bierdurst überboten haben.

Das Bermudadreieck der Industrieansiedlungen

Schluttkoppen hat ihnen noch die kalte Schulter gezeigt und die Grenzzäune höher gezogen. Der ergraute IHK-Präsident wußte, was er den mächtigen Familiendynastien schuldig war, die das Land und seine Bewohner unter sich aufgeteilt hatten. Sie kamen trotzdem, auch wenn sich manche wie z. B. Opel abschrecken ließen und deshalb in der feindlichen Nachbarprovinz Einlaß fanden. Sie zogen herauf aus einem blühenden Ländle, das ihnen zu eng wurde. Sie wußten, hier würden sie das finden, wonach sie immer suchten: arbeitswillige Menschen und eine industrielle Kultur. Die ersten, die den Schritt gewagt hatten, trugen die Kunde weiter, und so kam es, daß aus einem kleinen Städtchen bei Stuttgart gleich drei große Unternehmen Filialen hier gründeten, Filialen, die heute allein über 5000 Menschen Arbeit und Brot verschaffen. Später gaben die Regierenden und die Wirtschaftsbürokraten ihre obstinate Haltung auf und unterstützten die Fremden, so gut sie konnten. Sie hatten keine Politik, kein Management, sondern sie machten das, was normal ist. Sie nahmen den Fremden an die Hand, zeigten ihm das Land, führten ihn mit anderen Fremden zusammen, die bereits da waren, und regelten die Dinge zusammen mit ihm. Sie hatten Erfolg, großen Erfolg sogar, obwohl sie keinen spezifischen Ehrgeiz entwickelt hatten.

Den Ehrgeiz hat erst die neue Politikergarde ins Land gebracht. Doch – verdrehte Welt – ausgerechnet jetzt, wo Konzeptionen, Gutachten, Institutionen, Pakete, Kampagnen, Weltreisen, Kamingespräche, die Wissenschaft, die Forschungsförderung, die wirtschaftsnahen Forschungsinstitute, ein CIM-

Professor, ein ZIP, ein SITZ, eine gw, ein ZPT, eine GIU, eine SBB, eine KWT, ein fitt, ein Kultusminister, der sich eigentlich Technologieminister nennen müßte, das Ansiedlungsszenario beherrschen, ausgerechnet jetzt kommt niemand mehr ins Saarland.

Dabei geben sie sich echt Mühe. Sie haben das Ansiedlungsgeschäft „professionalisiert“ und „verwissenschaftlicht“. Sie haben ein Gutachten der größten deutschen Unternehmensberatungsfirma Roland Berger & Partner in Auftrag gegeben, viel Geld dafür bezahlt und tolle Ergebnisse bekommen. In ihrer Management Summary „Industrieansiedlungskonzept des Saarlands“ empfehlen die Consultants, die nebenbei im selben Zeitraum im Saarland einen kleinen Nebenjob verrichtet und en passant in einem St. Ingberter Metallbetrieb 80 Arbeitsplätze wegrationalisiert haben, die Anstrengungen auf die Ansiedlung von Kfz-Zulieferern, auf Kunststoffhersteller (!) und auf die Meß-Regel-Steuertechnik, EDV-Hardware zu konzentrieren. Sie haben in diesen Sektoren einen Pool von 2000 in Frage kommenden Unternehmen im deutschsprachigen Raum ausfindig machen können, und jetzt stellt sich natürlich für den Wirtschaftsminister die Frage, wie er an diese fette Beute herankommt. Auch da weiß der professionelle Ratgeber Berger Rat: Er zieht einen Aktionsplan „Generierung heißer Adressen und deren systematische Bearbeitung“ aus dem Hut, in dem weder das „Direct Mailing“, das „Telefon follow-up“, das „Projektmanagement“, das „shake hands des Ministerpräsidenten“ und „sonstige Incentives“ (komisch, seit der Räuberpistole des Spiegel denkt man dabei unwillkürlich an Rotlicht) fehlen. Am Schluß dieses irren „Filterprozesses“ heißt es: „Stop or go“. Stopp, Stopp, Stopp möchte man rufen, so wird das nie etwas, diese systematische Bearbeitung läßt sich kein seriöser Unternehmer bieten. Und wenn man ihn mit noch so vielen „Incentives“ an die Bar lockt.

Selbständigenquote

Anteil der Selbständigen an den Erwerbstätigen
(Bund in Klammern):

insgesamt:	7,7%	(8,8%)
Männer:	8,3%	(11,1%)
Frauen:	6,7%	(5,3%)

Das Berger-Gutachten ist nicht das einzige geblieben. Die Regierung hat sich nicht auf diesen professionellen Beistand beschränkt. Sie wollte mehr wissen

über das dickste Pfund im Ansiedlungspoker: über die Arbeitskraft, die für sie identisch ist mit Qualifikation. Und sie hat etwas erfahren, was sie schlappe 300.000 DM gekostet hat. Das Sinus-Institut aus München, ein Meinungsforschungsinstitut (!), hat substantiell Neues über die hiesige Qualifikationsstruktur zutage gefördert: 1.) Menschen mit Hochschulabschluß sind weiterbildungswilliger als Menschen ohne Berufsausbildung. 2.) Kleine Unternehmen betreiben weniger Weiterbildung als große, und 3.) Das Spektrum der Weiterbildungsthemen wird zunehmen. In Zukunft geht es um die „Europäische Kompetenz“, um „ganzheitliche Qualifikationen“, um „soziale Qualifikationen“ und ... Sie wissen schon, was jetzt noch alles an Wertewandel kommt. Der Wirtschaftsminister dieses Landes (der neue, der von Beruf Jurist ist) sah sich veranlaßt, dieses Gutachten mit den folgenden bedeutungsschwangeren Worten der Öffentlichkeit vorzustellen: „Daß das Saarland sich mit den Ansiedlungsentscheidungen der Timken Company, des Litton-Konzerns und der Eisenwerke Brühl als Trendsetter (!) für den Wirtschaftsstandort Deutschland erwiesen hat, hängt eng damit zusammen, daß die Unternehmen hier Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer vorfinden, die überdurchschnittlich qualifiziert sind.“ Das ist Absurdistan, das hätte der ehemaligen DDR alle Ehre gemacht. Mit Verlaub, da stimmt ja gar nichts. Zum ersten gibt es keine Ansiedlungsentscheidung der Timken Company, sie ist im Bermudadreieck der Industrieansiedlungen verschwunden. Zum zweiten sind die Eisenwerke Brühl, für die gerade ein schönes Stück Saaraun vernichtet wird, eine primitive Aluminiumgießerei, die mit Sicherheit mehr Hilfsarbeiter als „überdurchschnittlich qualifizierte Arbeitnehmerinnen“ beschäftigen wird. Zum dritten ist kein Litton-Konzern ins Saarland gekommen, sondern eine kleine Filiale einer Litton-Tochter, die gerade mal 80 Arbeitsplätze geschaffen hat und auch nicht ernsthaft vorhat, noch mehr einzurichten. Parallel dazu bauen Saarstahl alle, Saarberg werweißwieviel, Villeroy & Boch 800, Hans Haaf 400, Kautt & Bux 700 und viele andere viele Tausende an Arbeitsplätzen ab. Das ist der Trend! Zum vierten findet sich in dem gesamten Gutachten, einem unsäglichen Zahlenfriedhof, kein einziger Satz zur Qualifikationsstruktur, die Meinungsforscher hängen in der Weiterbildung fest. Zum fünften sind die Saarländer nicht überdurchschnittlich, sie sind guter Durchschnitt und sollten damit endlich zufrieden sein. Zum sechsten ist das Saarland tatsächlich ein Trend-

setter im Bauen von Luftschlossern, in der Ankündigung von Ansiedlungserfolgen, die sich dann doch nicht einstellen (Mazda). Ein liberaler Geist hat dazu gesagt, hier wird „jeder Furz zum Donnerschlag“. Zum siebten sollten die PR-Agenturen dieses Landes endlich aufhören, nur in Superlativen zu denken. Warum sagt man nicht, daß die Eisenwerke Brühl eine umweltpolitisch problematische Ansiedlung sind, die man bei dieser Wirtschaftslage und -struktur halt in Kauf nehmen muß, warum muß es gleich die „modernste Aluminiumverarbeitung Europas“ (saar-contact) sein, die da den Bürgern vor die Nase gesetzt wird. Und zu guter Letzt sollte der Wirtschaftsminister begreifen, daß sich Ansiedlungserfolge nicht so managen lassen, wie es die think-tanks in München ausbrüten, daß überhaupt die Steuerungsfähigkeit der Politik gegenüber der wildwüchsigen Ökonomie begrenzt ist. Den Alten aus Trier lesen, den der letzte Wirtschaftsminister noch aus seinem Studium gekannt hat, dann stellt sich mehr Gelassenheit und Realitätssinn ein, dann muß man als Politiker nicht ständig die Trümmer einstürzender Luftschlosser wegräumen.

Apropos Ansiedlungsmanagement. Wenn es denn eines geben würde hinter all der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung. Ansiedlungsmanagement ist nicht, eine gw Saar personell aufzublähen, die sich mehr Verdienste um das Lieblingskind der Rechnungshofprüfer, das Ökohofgut Imsbach, erworben hat als um die Ansiedlung neuer Industrien, ihr das gesamte Aufgabenspektrum vom „Direct Mailing“ bis zur Ständigen Vertretung in Moskau aufzudrücken, einen inkompetenten Geschäftsführer einzusetzen und dann, wenn der Laden aufgrund der inneren Emigration seiner Mitarbeiter vor dem Auseinanderbrechen ist, eine Strukturreform zu machen, Aufgaben an die weitaus härtere Schwester ZPT auszulagern, wieder einen umstrittenen Geschäftsführer zu inthronisieren und dann die schlank gewordene gw Saar zum zentralen Ansiedlungsakteur auszurufen. Ansiedlungsmanagement ist es ebenso wenig, Bürokraten und wirtschaftsfernes Personal agieren und dilettieren zu lassen, die ihre Kompetenzen überall, nur nicht in ordentlichen Betrieben erworben haben. Ansiedlungsmanagement ist es auch nicht, wenn der neue Wirtschaftsminister als erste Großtat nach seiner Amtseinführung die Tagesrandverbindung in die Geldmetropole und Flugdrehscheibe Frankfurt streicht. Und Ansiedlungsmanagement ist es schon gar nicht, dem fremden Kapital die Existenz einer Arbeitsbevölkerung vorzugaukeln, die vor lauter Höher-

, Weiter-, Fort-, Um-, Nach- und Überqualifizierung gar nicht mehr zum Arbeiten kommt. Wohin so eine Verkaufsstrategie führen kann, das erläutert einer, der es wissen muß, weil er nämlich wirklich managt und weil er wirklich angesiedelt hat: „Es ist schon klar, daß wir in einer Evolution leben, daß die Ausbildungsstrecken länger werden, daß sich die Organisationsformen an diese Verschiebung des Bildungsniveaus anpassen müssen. Aber es wird auch die nächsten 50 Jahre noch genügend Menschen geben, die von ihrer Ausbildung her, von ihrer sozialen Struktur her, von dem, was sie wirklich tun wollen und tun können, normale Arbeit brauchen, denen wir als Gesellschaft Arbeitsplätze bieten müssen. Wir dürfen nicht dem Glauben anheimfallen, daß übermorgen alle an Computern sitzen und nur noch Dienstleistungen machen. Es muß schon noch ein paar geben, die was produzieren. Im Gegenteil, ich gehe sogar so weit, dieses Geschwätz, daß es bald nur noch Arbeiter im weißen Kittel gibt und daß der tertiäre Sektor wachsen und wachsen muß, das führt sicherlich dazu, daß die letzten Industriebetriebe noch sagen, wenn das alles hier so werden soll und alle so hochqualifiziert und so teuer werden sollen, dann müssen wir das Köfferchen packen und woandershin gehen, wo es die Menschen noch gibt, die produzieren und nicht nur am Computer etwas herstellen können.“ Es ist wohl kein Zufall, daß sich sein Unternehmen – ein Unternehmen übrigens, das ins Weltbild der Traumtänzer paßt, es ist schließlich all den modernen Glücksbringern wie „Just in Time“ und „lean-production“ ausgesetzt – nicht an den von der Wirtschaft oder sagen wir besser vom Traumtänzerflügel der Wirtschaft finanzierten Image-Kampagnen der Regierung beteiligt. Er und seine Kollegen vom realistischen Rest der hiesigen Ökonomie haben andere Vorstellungen von Wirtschaftsförderung und Ansiedlungspolitik, einfache Gedanken eigentlich, auf die in diesem Lande niemand mehr kommt: 1.) Ansiedlungswillige Unternehmer brauchen kompetente Gesprächspartner, die etwas von der Wirtschaft verstehen, sie brauchen keine Bürokraten und Parteikarrieristen. 2.) Sie brauchen des weiteren Gesprächspartner, die etwas zu sagen haben und die Dinge nicht auf den Dienstweg verschieben. 3.) Sie brauchen einen Ansprechpartner und nicht viele Köche, die ohnehin nur den Brei verderben. 4.) Sie brauchen Kontakte zu Betrieben, die sich hier schon niedergelassen und ihre Erfahrungen gemacht haben. 5.) Sie wünschen sich den permanenten Austausch zwischen Industrie und Politik, der nicht nach erfolgter An-

siedlung sofort wieder abreißen darf. 6.) Sie möchten ihren Sachverstand in das Ansiedlungsgeschäft einbringen können. 7.) Sie erinnern die Politiker daran, daß in diesem Land die Zeichen nicht auf Neuan-siedlungen stehen, sondern auf Bestandssicherung – und der Bestand ist mehr als der Montankern.

Ein Blick über die Grenzen: Amigos, Mittelstandsförderer und die Union der festen Hand

Der Blick über das Eigene hinaus, darauf, wie es die anderen machen, ist hilfreich. Er macht den Kopf frei, und er kann helfen, sich selbst besser zu verstehen. Eine solche Perspektivenerweiterung ist gerade für dieses Land nützlich, das in seiner Selbstbezogenheit kaum mehr überbietbar ist und von dem selbst seine kritischsten Kritiker nicht loslassen können. Der neue Narzißmus und der grassierende Identitäts-taumel der Saarländer – übrigens ein Werk der Sozialdemokratie – machen tendenziell blind für andere Optionen, für andere Vorgehensweisen. Gewiß: Vergleiche hinken. Es ist schon richtig, daß es kaum ein altes Bundesland so schwer hat wie das Saarland, daß fast nirgendwo die Voraussetzungen so ungünstig sind wie hier. Doch die dauernde Beschwörung dieser Voraussetzungen kann auch lähmen, Phantasie abtöten oder – was das Gleiche ist – Politiker zu Phantasten werden lassen. Eine zu starke Dosis Strukturalismus ist der Tod jeder vernünftigen Politik und eine recht billige Entschuldigung für den mangelnden Willen oder die mangelnde Kraft zur Gestaltung der Lebensverhältnisse. Also riskieren wir den Blick in Nachbars Garten, schauen wir, wie er sein Feld bestellt.

Ein blühendes Gemeinwesen treffen wir im Südosten der Republik an, da, wo sie Berge am höchsten, die Wiesen am grünsten und die Luft am saubersten ist. Für manche Unternehmen mögen bereits dies wichtige Standortfaktoren sein, doch die *Bayern* haben noch viel mehr zu bieten. Wir wollen jetzt gar nicht reden von der gesunden bayerischen Arbeitskraft. In Bayern ist ein starker Staat der Motor der Wirtschaftsentwicklung, und kein Kapitalist stört sich daran. Er hat ganz in lassalleanischer Manier eine Planwirtschaft auf der Grundlage der christlichen Sozialethik, ein industrielles Neofeudalsystem errichtet. Der CSU-Staat ist nicht nur der „ideelle Gesamtkapitalist“, das geschäftsführende Organ der Wirtschaft, er regiert zudem noch über ein riesiges Sammelsurium eigener Firmen, er sitzt in den Aufsichtsräten des Finanz- und Produktivkapitals, er ist mit dem großen

Geld verschwistert. Staatspartei und Wirtschaft sind hier eine Symbiose eingegangen, die beiden nützt. In dieser Spezl-Wirtschaft, diesem weiß-blauen Stamopak, regiert das Do ut des, eine ungenierte Selbstbedienungsmentalität. Das Motto könnte lauten: Verschaffst du mir einen günstigen Kredit, ein billiges Grundstück, einen öffentlichen Auftrag, dann schiebe ich dir eine dicke Parteispende über den Tisch, nehme dich nach Thailand mit und bringe deinen Buben bei mir unter. Was jetzt als Amigoaffäre, als Skandal aufgedeckt wird, ist die Normalität. Bayern ist ein einziges Amigo-System und eine hochmoderne Gesellschaft dazu. Hier macht man keine Aktion „Generierung heißer Adressen“, kein „Projektmanagement“, hier sucht man mit sicherem Blick das interessanteste Einzelkapital (Rüstungsindustrie), dem man als Staat dann tatsächlich einträgliche Geschäfte in Aussicht stellen kann. Und hier bleibt man am Ball, man hält sich die Reichen warm, man sucht ihre Nähe und wenn es beim Weißwurstessen am Äquator ist. Mit Ludwig Erhard und freier Marktwirtschaft hat das alles wenig zu tun. Ideologen waren sie nie, die Bayern. Den Neoliberalismus überlassen sie gerne denen, die so dumm sind, auf ihn hereinzufallen. Predigen werden sie ihn immer, aber danach handeln, nein Servus. Dieser Realitätssinn oder auf neudeutsch diese Flexibilität muß man im übrigen in Bayern nicht eigens in der Fortbildung erlernen. Er ist eine kostenlose und unbeabsichtigte Dreingabe einer ordentlichen katholischen Sozialisation.

Kaum zurück hinter dem prallen Bayern steht *Baden-Württemberg*, die deutsche Wiege des Calvinismus und des Maschinenbaus. Damit ist freilich nur die Wirtschaftskraft gemeint, nicht das Instrumentarium der Wirtschaftspolitik. Amigos hat es auch hier gegeben, doch sie mußten ihren Hut nehmen, wenn so was in der Öffentlichkeit ruchbar wurde. Die ökonomische Vitalität des Musterländle rührt nicht von der Korruption als System her, sie kommt aus dem industriellen Mittelstand. Baden-Württemberg besitzt jenes vielzitierte „endogene Potential“ im Übermaß, das man im Saarland jetzt so schmerzlich vermißt und künstlich durch ein High-Tech-Fieber erzeugen will. Die Bastler und Tüftler sind aber nicht nur seit jeher da, sie werden auch vom Staat umhegt und gepflegt. Einbindung des unternehmerischen Know-how in die Wirtschaftsförderung heißt die Devise. Einbindung heißt in Baden-Württemberg nicht die Beteiligung der Wirtschaft an aufwendigen und sinnlosen Imagekampagnen, Einbindung heißt die Organisation eines echten Gesprächs zwischen Poli-

tik und Mittelstand. Die Institution, in der dieses Gespräch stattfindet, ist die Steinbeis-Stiftung, eine Einrichtung, in der die Prärogativen der Politik und die Erfahrungen der Wirtschaft abgeglichen werden.

Vergebliche Liebesmüh

In der qualitativen Sozialforschung, die mit den Methoden des Interviews, der Beobachtung, des Dokumentenstudiums und der Teilnahme ihren Gegenstand umkreist, bringt häufig bereits die „Erschließung“ des Untersuchungsfeldes wichtige Einsichten. So etwa bei unseren Recherchen zum Standort Saar der vergebliche Versuch, dem zentralen Ansiedlungsakteur gwSaar etwas zu entlocken. Der Eiertanz, den diese Institution aufgeführt hat, läßt tief blicken auf die Erfahrungen, die ansiedlungswillige Unternehmer hier machen. Das System der Abschottung ist perfekt: Die Ansprechpartnerin – die persönliche Referentin der Geschäftsführung – will eigentlich gar nicht angesprochen werden und verweist auf ihren Chef. Alle Nachfragen, ob denn ihr Chef zur Verfügung stehe, werden geschickt gekontert: Mit der heute geläufigen Aufforderung, das Anliegen 'rüber zu faxen, mit der Delegation der Verantwortung an den Stellvertretenden Geschäftsführer, mit der Entschuldigung des Stellvertretenden Geschäftsführers, der fast nur auf Dienstreisen sei, schließlich mit gespielter Ratlosigkeit. Vier Wochen vergebliche Liebesmüh – dann gibt auch der hartnäckigste Forscher auf. Er hat verstanden: Die gwSaar hat entweder nichts zu sagen oder sie will nichts sagen! Warum wohl?

Es geht auch anders: Rosenmontag. Anruf bei der Abteilung für Wirtschaftsförderung in Dortmund. An der Strippe: Der Geschäftsführer persönlich. Freundlich und neugierig, auskunftswillig und kooperationsbereit. Er sagt zu, uns alle Gesprächspartner, die wir wollen, zur Verfügung zu stellen. Er interessiert sich – oh Wunder – sogar für unsere Zeitschrift. Einige Tage später: Ein Anruf aus Dortmund. Die Sekretärin nennt Namen und Termine für Gespräche. Sie fragt an, ob wir zur Vorbereitung Materialien bräuchten, die sie uns zuschicken könne. Sie bittet uns noch einmal, die Themen zu präzisieren, damit der Dezernent eine Runde kompetenter Gesprächspartner zusammenstellen kann. Wir verstehen: Die Dortmunder Wirtschaftsförderer haben etwas zu sagen und wollen etwas sagen.

An diesem Gespräch nehmen auf seiten des Mittelstands nicht nur die „Bürokraten“ (die Franks) teil, sondern wirkliche Unternehmer. Man hat im Ländle eine soziologische Einsicht gewonnen, von der die Saarländer noch Welten entfernt sind. Man will nicht der „doppelten Wirklichkeit“ aufsitzen, sich nicht in „Absurdistan“ verlieren. Und Absurdistan ist da, wo eine von der Realität, vom wirklichen Leben abgehobene Kaste von Politikern und Funktionären die Wirklichkeit nach den Kriterien ihrer Logik konstruiert und vergißt, daß es unten in der Welt ganz anders zugeht.

Der *Ruhrpott* hat früher verächtlich auf die weißblauen Deppen und die verkniffenen Kehrwöchler im Ländle herabgesehen. Die Strafe für diese Arroganz folgte – wie es im Leben so ist – auf dem Fuß. Aus der größten Industrieagglomeration der Welt drohte ein soziales Armenhaus zu werden. Doch das Revier hat sich ob dieses dräuenden Schicksals nicht in einen einzigen Jammerzirkel und auch nicht in ein Laboratorium eines eingebildeten guten Lebens verwandelt. Man ist auf dem Teppich geblieben, hat

sich seiner „strong culture“ erinnert und in einer kollektiven Anstrengung die Ärmel hochgekrempt. Angeleitet hat diesen Überlebenskampf jene so gerne als Modernisierungsblockade verschrieene „Union der festen Hand“ aus Stahlbaronen, Sozialdemokratie und Gewerkschaften. Möglich war dieser kollektive Kraftakt, weil dort eine Sozialdemokratie ohne Toscana-Fraktion und ohne craxianisches Syndrom am Ruder ist, eine Sozialdemokratie, die ihre historischen Wurzeln noch nicht gekappt hat, die nicht beständig auf der Suche nach „neuen Milieus“ ist, sondern *ihre* Milieu noch kennt. Diese graue Maus hat ein ZIM (Zukunftsinitiative Montanregion) auf den Weg gebracht, während es das „Kabinett des guten Lebens“ im Saarland nur bis zu einem ZIP (Zentrum für innovative Produktion) gebracht hat. Diese graue Maus hat einen Reichtum an neuen Ideen, neuen Politik-, Kommunikations- und Partizipationsformen entwickelt, den man sonst nur in der alternativen Szene zuhause wähnt. Runde Tische gab es dort bereits lange vor der Annexion des deutschen Ostens. An diesen runden Tischen, die in den Subregionen

Lean Production

Der neueste Rationalisierungsschrei aus Japan. Aufgeschreckt durch die Ergebnisse der MIT-Studie, die den europäischen Automobilherstellern auf allen relevanten Dimensionen (Produktivität, Qualität, Entwicklungstempo, Durchsetzung von JIT etc.) einen großen Rückstand gegenüber ihrer japanischen Konkurrenz attestierten, versucht das Management jetzt, von Japan zu lernen. Von Japan lernen heißt, den „menschlichen Faktor“ ins Visier zu nehmen und sich von der Technikfaszination zu verabschieden. Das hiesige Management vermutet bei den Arbeitern noch riesige Leistungsreserven, die es durch arbeitspolitische Reformen mobilisieren will. Das Zauberwort heißt „Gruppe“, Gruppenarbeit. Die Gruppe soll das Herz des zukünftigen Arbeitssystems sein; sie soll nicht nur ein ausführendes, sondern auch ein disponierendes Organ werden. Das Management gibt den Arbeitern etwas von der Autonomie zurück, die es ihnen durch die Anwendung tayloristischer Produktionsmethoden geraubt hat, und es erwartet im Gegenzug mehr Leistung, mehr Motivation, mehr Flexibilität, mehr Verantwortung, mehr Qualität, weniger Fehlzeiten und weniger unproduktive Zeiten. Die Arbeiter sollen eine unterneh-

merische Haltung einnehmen, sich entfalten, sich selbstverwirklichen, lebenslang lernen.

Das Pendant zur „schlanken Fertigung“ ist das „schlanke Management“. Das steht freilich oft nur auf dem Papier. Im Management, in den unproduktiven Abteilungen des Betriebes, regiert allzu häufig noch das Erste Parkinson'sche Gesetz. Die Hierarchie wird – wenn überhaupt – in der Werkshalle flacher, aber nicht im gesamten Betrieb.

Bei der Adoratio des japanischen Modells ist etwas Seltsames zugange: Unsere staatsfeindlichen Manager bewundern den japanischen Staatskapitalismus. Die japanischen Erfolge basieren ja neben der kulturellen Komponente vor allem auf gezielter staatlicher Intervention und Unterstützung des japanischen Großkapitals, das von internationaler Konkurrenz abgeschirmt wird und in das Abermillionen von Subventionen fließen. Der japanische Staat definiert den Weltmarkt als Kriegszustand, und ihm ist jedes Mittel recht, seine Krieger für die Produktionsschlachten zu armieren. Der unsichtbaren Hand des Marktes, der das Kapital hier in seinen ideologischen Verlautbarungen so viel Vertrauen entgegenbringt, überläßt man dort tunlichst wenig.

des Potts aufgestellt wurden, haben sich der Freak, der Mittelständler, der Gewerkschafter, der Mann vom Einzelhandel, der Herr Professor, der Berufsberater des Arbeitsamtes, der Bürgermeister, die Frau von der Fraueninitiative, ein Abgesandter des Wirtschaftsministers, der Mann aus der Schwerindustrie und sein Betriebsrat die Köpfe über die Ressourcen ihrer Subregion heiß geredet und Vorstellungen entworfen, was realistischerweise zu verändern geht. Neben dieser bunten Runde ist ein Sozialwissenschaftler gesessen, der protokolliert und evaluiert hat, was dieser Kreis an Ideen hervorgebracht hat. Die graue Maus hat freilich noch wesentlich mehr zustande gebracht als diesen „inszenierten regionalen und lokalen Korporatismus“. Sie hat am Nordrand des Reviers hundert Blumen blühen lassen. Im Emscher Park (das ist kein Park, sondern eine Region mit 17 Großstädten und einer Fläche von 800 qkm) gedeihen – unterstützt mit drei Mrd. DM – 86 Projekte, die neue Wege aus der Krise aufzeigen und das endogene Potential, das es auch in einer „strong culture“ gibt, mobilisieren. Natürlich hat es auch Technologieparks im Ruhrpott, und was für welche! Im Dortmunder Technologiezentrum etwa residieren inzwischen 67 Unternehmen, und es werden täglich mehr. Dort finden an die 4000 Beschäftigte Arbeit, und es ist inzwischen so weit, daß Weltfirmen dort Einzug halten und Geld bezahlen, um an diesem „innovativen Milieu“ teilhaben zu können. Und noch etwas, was bei Gott nicht unwichtig ist: Im Revier versteht man etwas von Symbolen, von symbolischer Politik. Unmittelbar neben dem Technologiepark, der direkt an die Universität angrenzt, hat man die Bundesanstalt für Arbeitsschutz neu angesiedelt. Im Saarland versteht man noch nicht einmal was von Symbolen: Hier hat man den Technologiepark Menschen vor die Nase gesetzt, die ihn als Provokation empfinden müssen („Das SITZ ist ein Witz“). Hier hat man die weiße Zeichenmaschine den arbeitslos gewordenen Männern des schwarzen Goldes und des harten Metalls vor die Füße gelegt.

Genug der Kritikasterei, Sie Saarlandfeind! Sagen Sie doch auch einmal was Gutes über dieses Land, das Ihnen immerhin einen Arbeitsplatz geboten hat. Abgesehen davon, daß ich einiges Gute zwischen den Zeilen versteckt habe, und in Rechnung gestellt, daß ein ganzes Kartell von IHK und PROSAAR bis zu Radio Salü (Hi, BB!) dies viel besser kann, halte ich es bei dieser Aufforderung zum positiven Denken mit einem Alten aus Frankfurt: „Am Ende könnte man sagen, daß das Negative des Zustandes, unter dem



wir leiden, in einem Übermaß an Positivität besteht. Besser wäre es, wenn die Menschen dem Element des Negativen und der Kritik sich geduldiger anvertrauten, ohne jedem Gedanken sogleich den Sichtvermerk abzuverlangen, wie er ins Institutionelle zu übersetzen sei.“

Die DV-Industrie an der Saar

Von Reinhard Wilhelm

Wenn Sie, lieber Leser, sich demnächst von dieser Welt verabschieden sollten, dann bricht nicht nur bei den *Saarbrücker Hefen* das große Wehklagen um einen weiteren Abonnenten oder treuen Leser aus, nein, wenn Sie das Zeitliche segnen, sei es im Saarland, im restlichen Bundesgebiet oder sogar in Teilen des west- und nordeuropäischen Auslands, dann begeben Sie sich EDV-mäßig höchstwahrscheinlich in die Obhut eines saarländischen Softwareunternehmens. Die Kranzschleifen auf Ihrem Grab werden von Systemen der Sulzbacher Firma *Programm und Werkstoff* bedruckt werden, wobei Ihre Hinterbliebenen interaktiv Inschriften entwerfen, aus dreißig verschiedenen Schriftarten auswählen können, vielleicht sogar noch ein eisernes Kreuz, die Saarberg-Grubenlampe, die Uni-Eule, ein Firmenemblem oder das Familienwappen hinzufügen werden. Die Abrechnungen werden natürlich über das von der gleichen Firma gelieferte und auf demselben PC ablaufende Abrechnungsprogramm laufen. Nichtlokale Kranz- und Blumenspenden werden über das (noch probeweise) installierte Floristen- und Gärtnerkommunikationsnetz vermittelt und abgerechnet werden.

Sollte eine andere nicht ganz so fatale Katastrophe, die auch weniger wahrscheinlich ist, über Sie hereinbrechen, sollte nämlich mal eine Anzeige gegen Sie erstattet werden, so werden Sie in Zukunft auch mit sorgfältiger und vor allen Dingen effizienter Behandlung durch im Saarland erstellte Programme rechnen können. Statt daß ein Polizist wie gegenwärtig noch mit dreißig Erfassungsoperationen immer wieder neue Teilmengen Ihrer Daten in einen Haufen verschiedener Formblätter einträgt, wird die von der Firma DiaLOGIKA für die saarländische Landesregierung erstellte Software zur Vorgangsbearbeitung dies auf sechs Operationen reduzieren und dadurch den geplagten Polizisten in den Stand setzen, sich wesentlicheren Aufgaben als der Verfolgung freigängiger Ringer zu widmen.

Natürlich möchte ich das Thema nicht nur anekdotisch erfassen. In meinen 15 Jahren am Fachbereich Informatik der Universität des Saarlandes habe ich einige interessante Entwicklungen beobachten können. Eine Menge Firmen, eine Spin-off-Liste der Zentrale für Produktivität und Technologie (ZPT) nennt 19, wurden von Absolventen und natürlich auch Absolventinnen oder Professoren gegründet. Institute und Forschungszentren entstanden rund um die Universität. Mußten anfänglich noch die meisten der diplomierten Informatiker eine Position außerhalb des Saarlandes suchen, so finden inzwischen bei

verdreifachter Kapazität des Studienganges weit mehr als die Hälfte einen Arbeitsplatz im Saarland; der Rest möchte das auch nicht unbedingt.

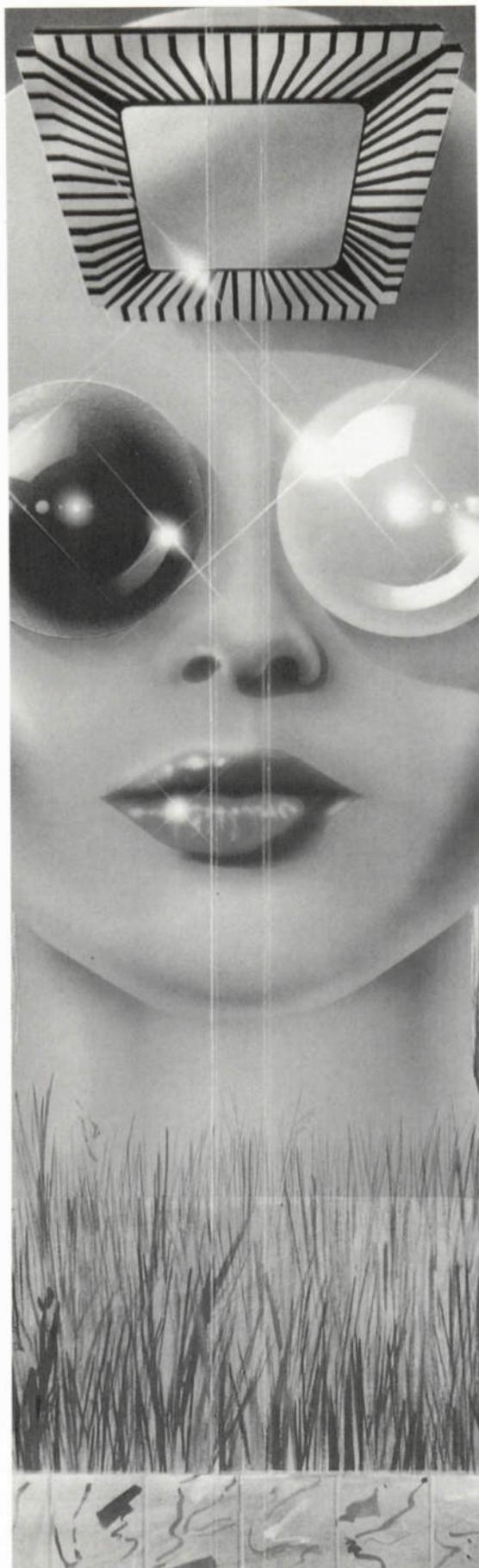
Was ist charakteristisch für die DV-Branche an der Saar? Weshalb lohnt sich eine eingehende Untersuchung? Auf jeden Fall interessant ist ihre Entstehungsgeschichte. Die knapp 200 Firmen, die in der Adreßdatei der Zentrale für Produktivität und Technologie (ZPT) enthalten sind, sind zum weitaus größten Teil Neugründungen einzelner oder mehrerer einschlägig gebildeter oder erfahrener Personen. Einige Unternehmen sind durch Ausweitung ihrer Geschäftstätigkeit in die Branche hineingewachsen, so etwa ein paar Ingenieurbüros oder die Saarbrücker Zeitung. Dazu gibt es die Zweigniederlassungen der großen Computerfirmen. Die Branche fand also keine Tradition vor, aus der heraus sie entstehen und wachsen konnte. Sie entstand auch nicht durch einen Ansiedlungserfolg oder in dessen Folge, wie etwa die Autozuliefererbranche nach der Ansiedlung von Ford in Saarlouis.

Gutes Zahlenmaterial über die DV-Branche an der Saar gab es nicht. Die Arbeitsstättenzählung von 1987 ist nicht sehr aussagekräftig, weil sie diese Branche nicht getrennt erfaßt. Wenn man die wichtigsten Teilbranchen zusammenrechnet, kommt man auf etwa 1200 Beschäftigte. Weitere Daten sind ihr schwer zu entnehmen.

Umfrageergebnisse

Wegen dieser unbefriedigenden Situation habe ich in Kooperation mit der ZPT eine Umfrage unter den saarländischen Datenverarbeitungsunternehmen durchgeführt. Ziel war einmal eine statistische Übersicht über die ganze Branche, insbesondere aber die Analyse einer mittelständischen Firmenwelt, die sich ohne Abstützung auf eine existierende Tradition in den letzten 15 Jahren hier entwickelt hat.

180 Firmen wurden angeschrieben. Das ist bei weitem nicht alles, was sich in dieser Branche tummelt. Der ganze PC-Handel wurde weggelassen. Eine Vobis-Filiale hat inzwischen auch die letzte Kreisstadt im bayerischen Wald. Man kann getrost annehmen, daß die Flächenversorgung mit PC-Händlern bundesweit etwa gleichmäßig ist. Von den Zweigniederlassungen der großen Computerfirmen wurde aus gleichem Grunde nur die von SNI (Siemens Nixdorf Informationssysteme) befragt und als Kontrast zu im Saarland gegründeten Firmen porträtiert. Ebenfalls ignoriert wurde die Informatik-Forschungsszene. Sie hat nicht zu vernachlässigende Beschäftigtenzahlen;



das Deutsche Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (DFKI) hat etwa 80 Angestellte, das Max-Planck-Institut für Informatik zielt im Endausbau auf 250 Mitarbeiter.

66 Firmen haben den Fragebogen ausgefüllt und zurückgeschickt. Das reicht vermutlich, um statistische Ergebnisse über durchschnittliches Firmenalter, erhaltene Fördermittel oder das Produkt- bzw. Dienstleistungsspektrum zu bekommen. Die gesammelten absoluten Zahlen sind natürlich mit Vorsicht zu genießen. Z. B. sind bei den antwortenden Firmen etwa 1130 Mitarbeiter fest angestellt, weitere 150 frei mitarbeitend. Da augenscheinlich die größten der hiesigen Branche geantwortet haben, sollte man die gesamte Beschäftigtenzahl nicht kühn auf das knapp Dreifache extrapolieren. Eine Gesamtbeschäftigtenzahl um die 2000 anzunehmen ist realistischer. Interessant dabei ist allerdings der hohe Anteil der Hochschulabsolventen unter den erfaßten Festangestellten; mit 630 machen sie mehr als die Hälfte aus.

Wie nicht anders zu erwarten, weist die Branche mit Ausnahme der Zweigniederlassungen großer Computerfirmen nur mittelständische Firmengröße auf; die größten haben um die 150 feste Mitarbeiter. Bei den kleinsten kocht der Chef selbst und allein. Im Schnitt sind die Firmen 6,6 Jahre alt. Allerdings ist die Varianz hier ziemlich groß; d. h. neben vielen über das Kindesalter hinausgereiften Firmen finden sich auch eine ganze Reihe Jünglinge; 31 sind nicht älter als 4 Jahre.

Als Spin Offs, also Ableger der lokalen bzw. regionalen Hochschulen, bezeichnen sich 40 Firmen, wobei die Universität des Saarlandes mit 20 Nennungen dabei ist und die Hochschule für Technik und Wirtschaft mit 10; die restlichen Gründer kommen aus Kaiserslautern, Trier usw. Absolventen, da zahlreicher, gründen mehr (35) Firmen als Professoren (5). Nur 10 aller Gründer geben an, daß sie den Schritt zur Selbständigkeit unmittelbar nach der Berufsausbildung getan haben. 36 weitere Gründer haben ihn nach durchschnittlich 7,8 Jahren unselbständiger Tätigkeit riskiert.

Die Frage nach Kooperationen mit Hochschulen ergab folgende Ergebnisse: 29 kooperieren nicht, 11 regelmäßig und 23 gelegentlich, davon mit der Universität des Saarlandes und umliegenden Instituten 12 und mit der Hochschule für Technik und Wirtschaft 10. 8 weitere kooperieren mit sonstigen Hochschulen. Von den 34 kooperierenden sind 27 von Hochschulabsolventen oder -professoren gegründet.

Interessante Ergebnisse erbrachte die Frage nach dem Anteil des Umsatzes, den die Firmen außerhalb des Saarlandes machen. Etwa 38 der 66 machen 80 % und mehr ihres Umsatzes im restlichen Bundesgebiet und sogar im Ausland. Naturgemäß sind dieses eher die entwicklungsintensiven Unternehmen, während die Dienstleister und Vertrieber ihr Geschäft größtenteils im Saarland machen. Erstaunlich viele Firmen (15) warten noch auf ihren ersten saarländischen Kunden.

Das Angebot

Alle Firmen kreuzten ihr Angebotsspektrum unter den folgenden Möglichkeiten an: Hardware-Entwicklung, -fertigung und -vertrieb, Software-Entwicklung und -vertrieb, Beratung, Schulung oder

sonstige Dienstleistung. Erwartungsgemäß wird wenig Hardware im Saarland entwickelt (18) und gefertigt (11). Obwohl die typischen PC-Vertreiber wie schon erwähnt nicht angeschrieben wurden, gaben 29 Unternehmen an, Hardware zu vertreiben. Dabei fällt auf, daß dies häufig (21mal) in der Kombination mit Softwareentwicklung geschieht. Insgesamt 40 Firmen gaben an, daß sie Software entwickeln, 33, daß sie Software vertreiben. Diese beraten und schulen ihre Kunden in der Regel auch. Insgesamt gaben 36 an, daß sie beraten und 45, daß sie schulen.

Die Umfrage sollte auch Auskunft über die wichtigsten Produkte geben. Die weitaus meisten (30) gaben Software aus dem Gebiet der kommerziellen Anwendungen an, also Warenwirtschaftssysteme, Produktionsplanungssysteme, Lohn- und Finanz-

DACOS, St. Ingbert – angekoppeltes Wachstum

1977 gründeten einige Absolventen der Informatik die Firma ICS am Bahnhof in St. Ingbert. Einige tastende Versuche in Richtung Softwareentwicklung für die damals gerade aufkommenden Mikrocomputersysteme führten zu nicht viel mehr als Verlusten. Auch die Entwicklung von eigener Hardware und der Vertrieb waren nicht vielversprechend. Dann wurde DACOS als Softwareschwester der ICS gegründet. Einige Gründer und damalige Mitarbeiter nahmen 1979 an einem Schulungskurs der amerikanischen Computerfirma Tandem teil, die versuchte, sich auf dem deutschen Markt zu etablieren. Ihre Besonderheit war und ist ein Konzept der Ausfallsicherheit; Rechnersysteme, so mystisch überhöht der Normalmensch sie auch sieht, pflegen wie jede andere Maschine auch gelegentlich stehenzubleiben. Es gibt aber Anwendungen, bei denen dies äußerst unangenehm ist. Bei der Kontrolle von Kernkraftwerken leuchtet das unmittelbar ein. Aber auch der Ausstieg eines zentralen Rechners und mit ihm aller Kassen in einem Kaufhaus ist ein Fiasko. Tandem nun vermarktete ein Rechnerkonzept, welches zwar nicht absolut ausfallsicher, aber weniger ausfallgefährdet als die Rechner anderer Firmen war. Sie erzielten auf dem deutschen Markt jahrelang Wachstumsraten zwischen 60 und 20 %, Tendenz rezessionsbedingt zuletzt abnehmend.

DACOS nahm also an einem Tandem-Schulungskurs teil, hinterließ dort einen exzellenten Eindruck und wurde deshalb von Tandem seinen Kunden als einer von mehreren Softwareentwicklern empfohlen. Die Wachstumsraten von DACOS glichen denen von Tandem. Dabei lebte DACOS von dem Know-how, wie auf Tandemrechnern Software zu entwickeln ist. Ohne Branchenbeschränkung wurden ein Warenwirtschaftssystem für den Handel, ein Platzreservierungssystem für die Deutsche Bundesbahn, eine Hochofensteuerung für Thyssen und eine Maschinensteuerung für die Heidelberger Druckmaschinen entwickelt. Noch heute werden etwa 70 % des Umsatzes mit Tandem-Kunden erzielt.

1985 etwa kam der Umstieg in die Anwendungsorientierung. Software für den Handel macht mit etwa 60 % das stärkste Standbein aus. Der Sektor ist stark expansiv. Die großen Handelshäuser haben, teilweise wiedervereinigungsbedingt, große logistische Probleme und reißen sich nach brauchbarer Software. Der andere Sektor, Fertigung, hat eher mit der Rezession zu kämpfen.

Gegenwärtiger Personalstand: 130 festangestellte Mitarbeiter, davon 110 mit Hochschulabschluß, Auftragslage hervorragend, geplanter Stellenausbau 1993 etwa 30 %. Umsatz außerhalb des Saarlandes etwa 95 %.

buchhaltung und Branchenlösungen für Handwerk, Banken, Handel, Medizin und Gastronomie. Software für technische Anwendungen entwickeln 9 der erfaßten Firmen. Ebenfalls 9 spezialisieren sich im Bereich der Netze und Kommunikation, wobei dies besonders jüngere Firmen sind. 5 Firmen entwickeln Systeme für die Fertigungs- und Automatisierungstechnik. Unter ferner liefen dann noch die Zeiterfassung, Softwareentwicklungswerkzeuge, Textverarbeitung, Büroautomatisierung, Energie und Umwelt, Multimedia und Desktop Publishing.

Die Entwicklung des Personalstandes

Kritische Fragen (und Prüfstein für die Ehrlichkeit der Beantworter) waren die nach der Entwicklung des Personalstandes seit Anfang 1990 und der erwarteten Entwicklung für 1993/94. 39 gaben an, ihren Personalbestand in den letzten drei Jahren um mehr als 10 % gesteigert zu haben, 26 erwarten ähnliches für die nächsten zwei Jahre, 22 dagegen keine Veränderung. Ich nehme an – das ist auch gedeckt durch die simple Berechnung Firmenalter/Mitarbeiterzahl –, daß die meisten Antwortenden die Fragen als nach

SNI-Niederlassung Saarbrücken – Hingehen, wo das Geschäft ist

SNI, 1990 aus dem Siemens Unternehmensbereich Datentechnik und der Nixdorf Computer AG zusammengebaut, betreut in seiner Saarbrücker Geschäftsstelle die sehr heterogene Kundschaft der beiden Vorgänger. Nixdorf brachte 90 % der Kunden, aber nur etwa 28 % des Umsatzes, damals insgesamt 110 Millionen, ein. Ein Großteil der kleineren Kundschaft wird inzwischen von zwei sogenannten Werksvertretungen betreut. Mit diesen zusammen ist die Beschäftigtenzahl von 280 nach der Zusammenlegung auf inzwischen 300 gewachsen. Bei SNI selbst, etwa 240 Beschäftigte, arbeiten 110 im Service, 30 bilden die kaufmännische Infrastruktur und 100 machen Beratung und Vertrieb. Das Geschäft teilt sich ungefähr auf in eine Hälfte Industriegeschäft, ein Viertel Banken und Versicherungen und ein Viertel Behördengeschäft. Die gesamte Geschäftstätigkeit spielt sich im Saarland, in der Westpfalz und im Bezirk Trier ab. Dazu gründen Großfirmen Niederlassungen. Man geht dorthin, wo das Geschäft ist.

Wachstum pro Jahr verstanden haben. Am starken Abschmelzen der erwarteten Wachstumsraten merkt man allerdings die reduzierten Erwartungen einer Branche, die in der Vergangenheit von hohen Zuwachsraten verwöhnt war. Rezessionsbefürchtungen mögen hinzugekommen sein.

Standortvorteile und Gehaltsniveau

Aus der Feststellung, daß einige der größten Firmen etwa 90 % ihres Umsatzes außerhalb des Saarlandes machen, ergibt sich recht nahtlos die Frage, weshalb sie denn hier sitzen. Die Antwort ist in vie-

Programm und Werkstoff – Finden der richtigen Nische

Zwei Doktoren der Werkstoffphysik gründeten 1988 die Firma Programm und Werkstoff. Der Name war Programm; eigentlich zielte man auf Anwendungen der Werkstoffphysik, aber das notwendige Kapital wollte man mit den schon während des Studiums erworbenen Programmierkenntnissen verdienen. Die Aufforderung eines Friedhofgärtners, ihm mit einem handelsüblichen Nadeldrucker eine Rechnung auf eine Kranzschleife zu drucken, löste die Idee aus, nicht nur Rechnungen, sondern die üblichen Trauertexte auf Kranzschleifen zu drucken. Die erfolgreiche Entwicklung löste die vorher gebräuchlichen Spezialsetz- und -druckgeräte mit ihrem thermischen Druckverfahren ab, welche in der Vergangenheit für viele verbrannte Finger bei Friedhofsgärtnern gesorgt hatte. Inzwischen versorgt Programm und Werkstoff die ganze grüne Branche mit einschlägigen Softwarelösungen. 300- bis 400mal im Jahr wird ihre Floristen- und Gärtnersoftware in Deutsch, Englisch, Französisch oder skandinavischen Sprachen verkauft. Ihr Branchenkommunikationssystem wird sicher das archaische Vermittlungssystem von Fleurop mit Hin- und Hertelefonaten und komplizierten Abrechnungsmethoden ablösen. Der ursprünglich vorgesehene Übergang zur angewandten Werkstoffphysik steht allerdings immer noch aus. Man entwickelt und vermarktet ausschließlich Software.

Personalstand: 25 festangestellte Mitarbeiter, davon 8 mit Hochschulabschluß. Geplanter Ausbau um mehr als 10 %. Umsatz außerhalb des Saarlandes 100 %.

len Fällen, „weil wir hier studiert haben“ und „weil wir hier die Arbeitskräfte finden, die wir in München, Frankfurt oder Stuttgart nicht finden würden“. Es ist einsichtig, daß diese Antwort dem Autor sehr gut in den Kram paßt; sie sollte aber bei Firmen, die 50 bis 80 % Hochschulabsolventen als Mitarbeiter haben, auch für Skeptiker einsichtig sein.

Hierzu muß man etwas ausholen. Die Informatik an den bundesdeutschen Universitäten ist seit Jahren in einem zentralen Verteilungsverfahren durch die Dortmunder Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen. Das ist kein Numerus Clausus, in dem der Abiturnotenschnitt bestimmt, wer in einem Studienfach ankommt. Nein, es wird jedem Bewerber ein Studienplatz garantiert, nur eventuell nicht an der

Uni seiner ersten Wahl. Zulassungskriterien sind sozialer Art, z. B. Wohnsitz bei den Eltern. Das führt natürlich dazu, daß die Saarbrücker Informatik im wesentlichen von saarländischen Studenten ausgebucht wird. Es folgt, daß auch die Absolventen fast ausschließlich Saarländer sind, die ja bekanntermaßen gern im Saarland bleiben. Bei dieser Marktlage, d. h. einer stetigen Nachfrage von Informatikerarbeitsplätzen im Saarland, liegt für die ansässigen Firmen ein gewisser Standortvorteil in den etwas reduzierten Gehaltsvorstellungen.

Informatiker führen seit Jahren die Gehaltsskala der in der Wirtschaft Beschäftigten an. Das ist eine Folge der späten Einführung der Informatik an den bundesdeutschen Hochschulen und dem dadurch

IDS – der zugkräftige Professor

Die IDS Prof. Scheer GmbH ist 1985 aus dem Institut für Wirtschaftsinformatik an der Universität des Saarlandes hervorgegangen. Zu Beginn ein reines Beratungshaus, begann man 1985 mit der Entwicklung eines ersten Softwareprodukts, einer Fertigungssteuerung. Diese unterstützt die planerischen und logistischen Aufgaben der Fertigung; d. h. sie sorgt dafür, daß Montageteile auf dem Lager sind oder rechtzeitig angeliefert werden, wenn sie gebraucht werden, daß sie in der richtigen Reihenfolge und zur richtigen Zeit an die Montagestelle transportiert werden. Die technisch komplexen Aufgaben des computergestützten Entwurfs (CAD), der computergestützten Fertigung (CAM) und der Computersteuerung von Werkzeugmaschinen und Robotern bleiben außen vor. Diese Sparte macht etwa 30 % des Umsatzes von 20 Millionen DM im Jahre 1992 aus.

Ein beträchtlicher Teil des Geschäftsvolumens besteht in der Unterstützung von Betrieben bei der Einführung von fremder Standardsoftware; inzwischen etwa 80 % davon entfallen auf Software der Firma SAP zur Computerisierung betrieblicher Abläufe. Anders als im gigantischen PC-Softwaremarkt, der auch Computerlaien mit selbständig erlernbaren und komfortabel benutzbaren Programmen versorgt, scheint die Benutzbarkeit in diesem Bereich noch nicht so weit entwickelt zu sein, daß man Fachleute mit der neu gekauften Software allein lassen darf. Außerdem müssen wohl Unternehmensstrukturen bei der Ein-

führung von Datenverarbeitung geändert werden, was wegen der Beharrungskräfte im Unternehmen nur mit externer Hilfe zu gelingen scheint.

Werden wesentliche betriebliche Funktionen wie die Verwaltung von Informationen, die Kontrolle von Abläufen usw. von Rechnern übernommen, so sind vorher eine Bestandsaufnahme und eine Modellierung der betrieblichen Strukturen und des Informationsflusses notwendig. Das heißt, man muß die (hoffentlich) bekannten Strukturen und Informationsverbindungen des Unternehmens in einer vorgegebenen formalisierten Sprache, die oft auch graphisch ist, beschreiben. Mit diesem sogenannten Informationsmanagement macht die IDS weitere 30 % ihres Umsatzes. Dabei versucht sie inzwischen, diese eigene Arbeit zu rationalisieren, indem wieder Teile automatisiert werden. Man erhofft sich davon wieder die Vermarktung dieses Produktes.

Die IDS beschäftigte Ende 1992 etwa 140 feste und etwa 50 freie Mitarbeiter, von ersteren fast alle mit einem Hochschulabschluß, jeweils zu einem Drittel Informatiker, Ingenieure/Wirtschaftsingenieure und Kaufleute. Das Wachstum in der Vergangenheit war beeindruckend, von etwa 45 festen Mitarbeitern Anfang 1990 zu den oben genannten 140 Anfang 1993. Weitere starke Expansion ist geplant; Verhandlungen über einen Neubau im SITZ laufen. Umsatz außerhalb des Saarlandes 85 %.

entstandenen großen Nachholbedarf. Es ist zu beobachten, daß innerhalb der Informatikergehälter noch einmal differenziert wird nach Art und Größe der Arbeitgeber. Softwarehäuser und Unternehmensberatungen, eher kleine Betriebe, zahlen die höchsten Gehälter, Hersteller und große Anwender die niedrigsten. Großunternehmen tun sich wegen Betriebsvereinbarungen schwer, zwischen verschiedenen Beschäftigungsgruppen mit gleichem Ausbildungsniveau zu differenzieren. Die meisten größeren Arbeitgeber in der DV-Industrie des Saarlandes gehören zum Bereich Softwarehäuser bzw. Unternehmensberatungen, sollten also ihren Beschäftigten Spitzengehälter zahlen. Nach meinen Beobachtungen ist das allerdings nicht so. Sowohl die Anfangsgehälter als auch die später erreichbaren Gehälter liegen eher in der unteren Gruppe der bundesweit gezahlten Gehälter. Hier nutzen die Firmen wohl aus, daß viele Mitarbeiter familiär an das Saarland gebunden sind, z. B. durch den sprichwörtlichen Hausanbau im elterlichen Garten, oder daß sie die einfache Rechnung aufmachen, daß 5000 DM im Saarland mehr wert sind als 6000 DM in München, „more bang for the buck“, wie der Slogan lautet.

Die *Bundespost telekom*, die ihre Softwareentwicklungsaktivitäten in sechs Städten, darunter Saarbrücken, konzentrieren will, übertreibt es allerdings etwas. Sie schreibt lediglich Stellen des gehobenen Dienstes aus – das wären Stellen für Fachhochschulabsolventen –, hofft aber, dafür Diplominformatiker mit Universitätsausbildung zu finden. Der dezentale Hinweis in den Vorstellungsgesprächen, „dafür müsse man sich bei der telekom nicht die Hacken ausreißen“, wird natürlich motivationsfördernd wirken. Es ist schon vorauszusehen, daß von den 300 demnächst eingestellten Softwareentwicklern ein ungeheurer wirtschaftlicher Impuls ausgehen wird, wenn sie sich jeden Tag ab 16.05 Uhr gut ausgeruht ihrem Zweitberuf zuwenden, sei es in der Softwareentwicklung auf eigene Rechnung oder auch dem Fahrrad- oder sonstigen Handel.

Ein weiterer Faktor bei der Reduzierung des Gehaltsniveaus ist die geringe Bereitschaft zum Firmenwechsel. Bei Absolventen, die ins restliche Bundesgebiet gegangen sind, konnte ich beobachten, daß der Arbeitgeber gewechselt wurde, wenn die Arbeitsbedingungen oder das Gehalt nicht stimmten oder wenn anderswo Besseres winkte. Auch die Abwer-

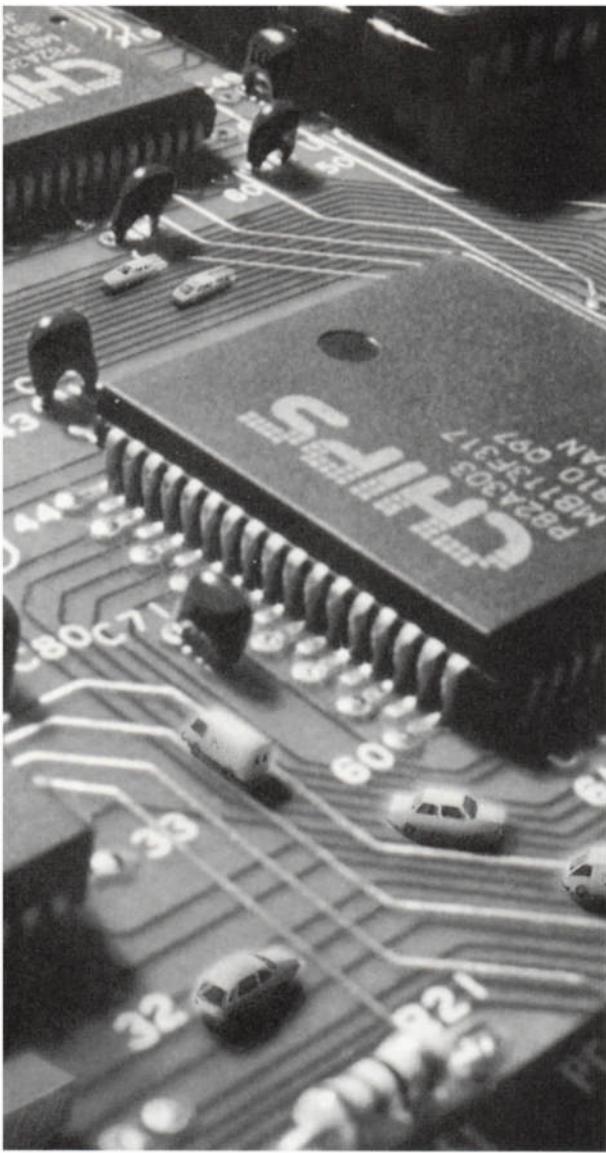
DIaLOGIKa, Dudweiler – Rundumservice für den entscheidenden Kunden

Die DIaLOGIKa, gegründet 1982 von drei Doktoren der hiesigen Informatik, profitiert bis heute von einer Hinterlassenschaft des verflorenen Sonderforschungsbereichs „Elektronische Sprachforschung“, einer Programmiersprache für linguistische Anwendungen. Diese brachte ihr Aufträge des EG-Amtes für Veröffentlichungen ein. Bis heute stammen rund 60 % des Umsatzes aus Aufträgen dieser Luxemburger Behörde, die u. a. das EG-Amtsblatt in den Mitgliedersprachen der EG herausgibt. Da gibt es einige nicht gerade einfache Textverarbeitungsprobleme zu lösen, wie etwa alle Zeichensätze allen verwendeten Textverarbeitungsprogrammen unterzujubeln und zwischen allen irgendwo verwendeten Programmen zu konvertieren. Im Gefolge erfolgreich abgewickelter Projekte entstand eine recht innige Liaison zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer, die in eine technische Rundumbetreuung mündete; die DIaLOGIKa entwickelt nicht nur Software für das Amt, sie entwickelt Hardware, installiert Netze, leistet Druckunterstützung und nahezu jede andere verlangte Dienstleistung.

Das zweite Standbein der DIaLOGIKa ist das DIPOL-Projekt, die Vorgangsverarbeitung in der Landespolizei des Saarlandes. In einer Kooperation mit dem Hardwarelieferanten Siemens wird die notwendige Netzinfrastruktur aufgebaut und ein enormes Rationalisierungspotential bei der Bearbeitung von Bürovorgängen in den Polizeiämtern durch Möglichkeiten der Büroautomatisierung ausgeschöpft.

Gegenwärtig füllt ein Polizist bei einem der üblichen Vorgänge, wie Erfassen eines Verkehrsunfalls oder einer Ordnungswidrigkeit, die Daten der Beteiligten in viele Formblätter ein. Dabei trägt er viele Einzeldaten mehrfach ein. Beim Aufnehmen eines schweren Verkehrsunfalls z. B. nimmt er 49 einzelne Erfassungsoperationen vor; dabei wird allein das Aktenzeichen 16mal erfaßt. Mit der in DIPOL erstellten Software wird die Zahl der Operationen in diesem Fall von 49 auf 6, bei Ordnungswidrigkeiten von 50 auf 10 reduziert.

Gegenwärtiger Personalstand: 36 festangestellte Mitarbeiter, davon 33 mit Hochschulabschluß, geplanter Stellenausbau 1993 über 33 %. Umsatz außerhalb des Saarlandes 80 %.



zung von Mitarbeitern ist dort üblich. Im Saarland scheint mir beides weitgehend unbekannt zu sein. Ich beobachte wenige Firmenwechsel oder Abwerbungsversuche. Auch die gezielte Planung einer Karriere, erst ein paar Jahre beim interessanten Softwarehaus, dann eine Zeit beim großen Standardsoftwareanbieter, dann die Position des unentbehrlichen In- und Auswendigkenners lebenswichtiger Systeme beim etablierten und soliden Anwender, konnte ich selten sehen. Über die Gründe kann man spekulieren.

Beschäftigungslage

Laut Auskunft des Landesarbeitsamtes gibt es im Saarland zwar freie Stellen und 66 registrierte Arbeitslose mit Berufswunsch Informatiker, davon 16 mit einem Hochschulabschluß, nicht unbedingt in Informatik (Zahlen vom September 1992). Das war allerdings schon im September 90 und im September 91 genauso. Meiner Erfahrung nach läuft die Stellungsuche in dieser Branche weitgehend am Arbeitsamt vorbei. Rezessionsauswirkungen oder Sätti-

gungstendenzen kann man am ehesten daran erkennen, daß sich in diesem Jahr erstmalig in größerer Anzahl Informatiker von außerhalb des Saarlandes und der Pfalz auf Stellenbeschreibungen saarländischer Firmen melden. Trotzdem klagen mehrere saarländische Softwarehäuser mit exzellenter Beschäftigungslage darüber, daß sie nicht hinreichend viele geeignete Softwareentwickler finden.

Perspektiven

Viele der Softwarehäuser haben mit der Entwicklung von Individualsoftware für einen Kunden begonnen. Sie sehen aber gerade hier für einen heutigen Anfang weniger Chancen. Denn der Kunde will heute Standardsoftware bzw. Software, die auf Standardsoftware aufsetzt, und natürlich mit der Qualität, die er von der Standardsoftware, die für wenig Geld für den PC erhältlich ist, gewöhnt ist. Er will auch so eine schöne Fensterverwaltung, wie sie MS Windows anbietet, Textverarbeitung so perfekt wie Word Perfect und leicht erlernbare und verständliche Datenbanksoftware wie Oracle. Etwas allgemeiner formuliert kann man sagen, daß der Kunde mündiger und anspruchsvoller geworden ist. Er hat meist eigene Kompetenz im Haus, die angebotene Softwarelösungen besser beurteilen kann als früher. Dadurch wird es für Einsteiger schwerer, ihre ersten Produkte zu verkaufen. Außerdem geht die Entwicklung weg von der Softwaremanufaktur zur Softwareproduktion. Die erstere war personalintensiv, aber wenig kapitalintensiv; gute, die Selbstausschüttung nicht scheuende Einsteiger waren konkurrenzfähig. Die auf höhere Produktivität zielende Softwareproduktion erfordert den Einsatz nicht gerade billiger Werkzeuge, natürlich wieder Software, verlangt also größere Einstiegsinvestitionen. Wahrscheinlich ist der Einstieg heute schwieriger, aber immer noch gut möglich, wenn eine gute Idee und die Kompetenz zur Realisierung vorhanden sind.

Die „älteren“ Firmen, die auch die größere Mitarbeiterzahl und den größeren Umsatz vorzuweisen haben, scheinen wohletabliert. Sie werden wohl auch Krisen überleben. Von der großen Zahl an sehr jungen Firmen kann man das nicht ohne weiteres sagen. Aber es besteht kein Grund, bei *Programm und Werkstoff* Kranzschleifen für einen baldigen Trauerfall dieser Branche zu bestellen.

Mein Dank geht an die Herren Giersch und Meyer von der ZPT für die Kooperation bezüglich der Firmenumfrage, an die Geschäftsführer einiger DV-Unternehmen für ihre Bereitschaft zu den Interviews und an Eva und Barbara für die erste statistische Auswertung ihres Lebens.

CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT

Nachrichten aus dem Informatik- und Autoland Saar

Von Josef Reindl

I.

Einen „Urknall der technologischen Entwicklung“ hat der jetzige saarländische Wirtschaftsminister Mitte der 80er Jahre in seinem Land gehört. Von dieser Audio-Sensation berichtete er anlässlich der diesjährigen CeBIT-Messe in Hannover. Der Urknall, der einmal die Welt hervorgebracht hat, hat einige Millionen Jahre später im Saarland die Informations- und Kommunikationstechnik erschaffen. Im Gefolge dieses Urknalls nimmt das Saarland heute „... als Informatikland eine führende Rolle unter den Bundesländern ein“, sind bereits 100 Firmen mit über 1000 Mitarbeitern entstanden.

Möglicherweise meint der Wirtschaftsminister mit dem „Urknall“ den Lärm, den der Geschäftsführer des Saarbrücker Gründerzentrums (SITZ) 1985 anlässlich der Grundsteinlegung dieses ersten saarländischen Technologieparks machte. Dieter Weber prophezeite damals eine explosionsartige Expansion. Binnen drei Jahren würden dort 2000 neue Arbeitsplätze geschaffen.

Nun, wir schreiben das Jahr 1993, und im SITZ gibt es gerade mal 200 Arbeitsplätze. Wer angesichts solch krasser Fehlprognosen in Häme verfällt, dem muß hier entschieden widersprochen werden. Es geht nicht um Zahlenspielerien, auch nicht um Denunziation vollmundiger Politiker, es geht um etwas viel Ernsteres. Ich versuche im folgenden den Beweis anzutreten, daß ein wesentlicher Strang der Forschungs- und Technologiepolitik schief gewickelt ist, daß er der hiesigen Wirtschaft nicht nur nicht genützt, sondern eher geschadet hat, daß es hohe Zeit ist umzusteuern. Ich werde mich bei meiner Beweisführung auf die wichtigsten Repräsentanten dieses Strangs, die CIM- und JIT-Propagandisten in den hiesigen „wirtschaftsnahen Forschungsinstituten“, und auf ein Opfer ihrer Obsessionen, die Automobil-Zulieferindustrie, konzentrieren.

Nicht reden werde ich von den Informatik-Instituten, die auf dem Teppich geblieben sind und die sozialen Grenzen der Informatik kennen, von Technologiezentren, die andernorts als „öffentlich subventionierte Gewerbehöfe“ bezeichnet werden, von der Fehlsteuerung öffentlicher Gelder (auch EGMittel sind Steuergelder), von der „Fördertopf-Mentalität“ der meisten Institute. Nur am Rande will ich in Erinnerung rufen, daß die heute so hochgelobten Informatikinstitute nicht ein Produkt der hiesigen Forschungspolitik sind, sondern umgekehrt die Forschungspolitik sich auf diese Institute stürzen konnte, weil sie schon da waren und dem Kultusminister wie

eine reife Frucht in den Schoß fielen. Ebenfalls nur als Randnotiz will ich vermerken, daß der „spin off-Effekt“, den die Forschungspolitik für sich verbucht, sich auf ein Arbeitsbeschaffungsprogramm für daheimgebliebene Informatiker reduziert, was ja eine gute Sache ist. In die Betriebe der Region hinein jedenfalls diffundieren diese „Innovationsinseln“ mit gerade mal 0,5 % aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten nicht. Sie handeln rational, wenn sie Märkte außerhalb des Saarlands bedienen. Das Saarland wird und wird kein High-Tech-Land – allen amtlichen Verlautbarungen zum Trotz. Die Zahlen sprechen eine eindeutige Sprache: Hier arbeiten zwei Prozent der Beschäftigten in Spitzentechnologiebereichen und 10,4 % in Hochtechnologiebereichen, im Bund sind es neun Prozent in der Spitzentechnologie und 20,4 % in der Hochtechnologie.

II.

Das Saarland ist – darin liegt in der Tat ein Fortschritt – in den letzten Jahren zu einem „Mekka der Rationalisierungsexperten“ geworden, die hierher pilgern, um einen CIM-Papst und einen JIT-Propheten zu erleben. Wenn sie berauscht durch die auf Logistik-Foren und CIM-Konferenzen entworfenen Visionen einer computergesteuerten Fabrik oder einer lagerlosen Fertigung die Heimreise antreten, dann haben sie zum einen allerlei Folterwerkzeug zur noch intensiveren Ausnutzung oder Ersetzung ihres Arbeitspersonals und zum anderen hochfliegende Pläne zur Computerisierung so gut wie aller betrieblicher Funktionen im Gepäck. Wenn sie zuhause ankommen und ihr neu erworbenes Wissen ausprobieren, dann erleiden sie allerdings häufig Schiffbruch. Sie müssen zur Kenntnis nehmen, daß zwischen der CIM-gerechten Fertigung eines Buttons (!) im CIM-TTZ Saarbrücken, das wiederum im ZIP des SITZ angesiedelt ist, und der CIM-gerechten Herstellung einer Werkzeugmaschine, eines Katalysators oder eines Getriebes Welten liegen. Statt nun die Aggression gegen den CIM-Professor zu richten, dessen Computerarchitektur offensichtlich Schrott ist bzw. nur in einer klinischen, von allen Widrigkeiten des Lebens gereinigten Laboratmosphäre funktioniert, zweifeln die betrieblichen Planer und Ingenieure an ihrer Intelligenz und ihrem Auffassungsvermögen und greifen in ihrer Not zum Telefonhörer oder zum Fax-Gerät. Und siehe da: Der Herr Professor aus Saarbrücken, der inzwischen auch eine eigene Firma hat (der erfolgreichste „spin off“ des Saarlandes), hat wiederum einen neuen Auftrag.

CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT

Man könnte, wäre man gehässig, jetzt argumentieren, daß dies eine überaus raffinierte Akquisitionsstrategie sei. Doch damit tut man dem Professor und seinen Jüngern unrecht. Es ist alles viel schlimmer. Sie glauben wirklich an ihre Visionen, an die von ihnen hervorgebrachten Computerlandschaften, sie glauben vor allem an die Allmacht und Intelligenz dieser Maschine. Daß sie mit ihrer Theophanie des Computers in den Betrieben ein Chaos angerichtet haben, das haben sie und ihre technikgläubigen Förderer in den Ministerien wahrscheinlich noch nicht einmal auch nur in Ansätzen gemerkt.

Um hier nicht mißverstanden und als Steinzeitler abqualifiziert zu werden, es geht mir nicht um eine fundamentalistische oder gar kulturkritisch durchwirkte Kritik des Computers. Der Computer als universeller Rechenautomat – die technikbegeisterten Franzosen nennen ihn auch so: ordinateur – ist ein überaus nützliches Ding, sofern er als Werkzeug, als Hilfsmittel eingesetzt wird. Zwar verwandelt er sich in den Niederungen der Wirtschaftswirklichkeit in ein ungemütliches Arbeitsinstrument, das die Sekretärin als seine Handlangerin subsumiert, doch diese Metamorphose von einem Mittel der Arbeitserleichterung in ein Mittel der Arbeitsintensivierung macht jede andere Maschine im Kapitalismus auch durch. Der Sündenfall liegt nicht in der kapitalistischen Anwendung des Computers, sondern in seiner geistigen Aufladung mit „künstlicher Intelligenz“ und der Behauptung, er erweitere die geistigen Fähigkeiten des Menschen. Man muß auf eine solche Vergeistigung eines Automaten nicht gleich mit dem Song einer deutschen Rockgruppe antworten, der Computer kategorisch als doof abstempelt. Man darf aber vielleicht doch trotz Informationszeitalters und schöner neuer Computerwelt die vorsichtige Frage stellen, was da für ein Begriff von Intelligenz und geistiger Fähigkeit kursiert. Es ist auf jeden Fall nicht der, mit dem die meisten Redakteure und Leser dieser Zeitschrift in ihrer Schulzeit traktiert wurden. Er hat schon mehr Ähnlichkeit mit der Geistmaterie, die eine Zeitlang als um die Dialektik gestutzte Widerspiegelungstheorie ihr Unwesen getrieben hat. Sie wissen schon, die Sache mit dem Sein, das das Bewußtsein bestimmen soll. Eigentlich genauso stellen es sich die Fans von neuronalen Netzen und Elektrogenhirnen vor. Sie reduzieren den Geist auf einen Speicher von Informationen und das Denken auf die richtige (logische) Handhabung von Wissen, die – wenn sie gelingt – die objektive Wirklichkeit repräsentiert. Denkt man sich das Denken so formal unter

Ausschluß von Sinn, Bedeutung, Vorstellung, Kontext, Kommunikation und Interaktion, dann kann tatsächlich der Eindruck entstehen, der Kasten sei intelligent. Schließlich versteht er ja das Programm, das eine Repräsentationsbeziehung zwischen seinen Operationen und den Vorgängen in der Wirklichkeit herstellt. Daß die im Programm vergegenständlichte Repräsentationsbeziehung nur in den Köpfen der Programmierer existiert, daß sie also ein Fetisch ist, übersieht man hier so leicht wie in der Ware die darin inkorporierte menschliche Arbeit. Man kann es auch einfacher sagen: Alle Versuche, den Computer mit Aufgaben zu betrauen, die den Einsatz von Intelligenz (Kreativität, Intuition, Interpretation, Evaluation, Optionalität, Reflexivität, Synthetisierung etc.) erfordern, enden i. d. R. mit einem Fiasko bzw. wie im Falle der KI-Forschung mit der endlosen Verschleuderung von Steuergeldern. Ein bestimmtes Komplexitätsniveau der Aufgabenstellung zieht fast notwendig den Zusammenbruch des Systems nach sich. Alle Anwendungen hingegen, die sich auf formal symbolisierbare Wirklichkeitsausschnitte beziehen, unterstreichen die eigentliche Könnerschaft dieser Maschine. Seine Domäne ist die Handhabung des „geistlosen“ Wissens, die er in einem Höllentempo bewerkstelligt, das kein menschliches Gehirn mitgehen kann, weil es einfach nicht fähig ist, nur immerzu ungestört in ein Loch hinein zu denken. Die Leistungsfähigkeit von Computern liegt also nicht darin, daß sie das Denken gelernt hätten, sondern sie hat ihren Grund in der Eigentümlichkeit der theoretischen Leistungen, die bei der Rechenmaschine so gut aufgehoben sind. Nicht von ungefähr läuft der Computer zu seiner vollen und unübertrefflichen Form auf, wenn es um solche „geistlosen“ Operationen geht: um die Sammlung, Aufbewahrung, Zurverfügungstellung und Verknüpfung numerischer und ähnlich abstrakter Informationen. Sein Reich ist zuvorderst die Staatsmaschine mit ihren militärischen (daraus ist er entstanden), polizeilichen (Rasterfahndung!), kontrollierenden und verwaltenden Funktionen und der Betrieb als abstraktes rechenhaftes Gebilde, also die immaterielle Produktion, die in Gestalt des betrieblichen Rechenwesens den Standpunkt der Gewinnmaximierung gegenüber der eigentlichen Fertigung verkörpert. Wer sich der Grenzen des Computers bewußt bleibt und seine Stärken – sein Tempo, wenn er funktioniert und nicht wieder das ganze System zusammengebrochen ist, und seinen Ordnungssinn, der für manchen chaotischen Geist eine ganz nützliche Medizin ist – gezielt nutzt, wird i. d.

CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT

R. gut mit ihm fahren. Wer hingegen in diese Maschine, die den algorithmisierbaren Teil der geistigen Arbeit automatisiert, Intelligenz (Planungs- und Steuerungsfähigkeit) hineingeheimnist, der wird manch böse Überraschung erleben.

In den saarländischen Vorzeigeeinrichtungen will man mit wenigen Ausnahmen von solchen Zusammenhängen nichts wissen. Dort hängt man weiterhin der Vision einer grenzenlosen Computerisierung unserer Welt an, dort konstruiert man das Ideal der vollkommen computergesteuerten Fabrik, in der alle Funktionen und Abläufe durch das Elektronengehirn modelliert und simuliert sowie gesteuert und kontrolliert werden, dort propagiert man das „Prinzip der einen Datei“, über die alle Planung und Direktion des betrieblichen Geschehens laufen soll, dort titelt man den Rechenautomaten zum „Intelligenten Fertigungsleitstand FI-2“ und zur „Kommandobrücke im Betrieb“ auf. Diese maßlose Überschätzung hat nicht nur mit Fachborniertheit zu tun, sie basiert auch auf

einer grundlegenden Unkenntnis des betrieblichen Innenlebens. Die CIM- und ZIP-Experten projizieren ihr falsches Verständnis des Computers auf den Betrieb, sie mißverstehen kontextvergessen den Betrieb als „intelligente Maschine“. Was Marx als Tendenz des Kapitals beschrieben hat, nämlich die Subsumierung alles Lebendigen unter die Herrschaft des Rechenbüros, die zunehmende Abstraktifizierung und Verdinglichung, halten sie für die Realität. Der Betrieb ist für sie ein lebloses System, gereinigt von Kontingenz und Sozialität. Ja noch mehr: Sie fallen auf das Gerede vom Informationszeitalter herein, und sie entsubstantialisieren den Betrieb. Es geht für sie nicht mehr um die Bewegung von Dingen, um die Bearbeitung von Sachen, um Maße, Gewichte, Entfernungen, sie haben nur noch Informationsflüsse, Regelkreise, Rückmeldeschleifen, Prozeßketten, Expertensysteme, Schnittstellen etc. vor Augen. In einer derart entleiblichten Welt läßt sich natürlich technisch alles machen, lassen sich Prozesse beschleunigen.

Just in time

Ein Logistikkonzept, das seinen Ursprung in Japan hat und seit Anfang der 80er Jahre von der hiesigen Automobilindustrie adaptiert wurde. Ziel dieses Konzeptes ist es, die Kapitalbindung im Unternehmen durch einen radikalen Abbau der Lagerbestände zu reduzieren und die Umschlaggeschwindigkeit des Umlaufkapitals durch eine Optimierung des Materialflusses zu erhöhen. Dies wird erreicht, indem die Endproduzenten die Anforderungen an die Zulieferer neu definieren und ihnen eine zeitgenaue Anlieferung der benötigten Teilemenge abverlangen. Die Marktrisiken werden dadurch auf die Zulieferer verlagert, die extrem flexibel und kurzfristig auf die schwankenden Bedarfe der Erstausrüster reagieren müssen. Der Regelfall ist, daß der Abbau des Lagers beim Kunden mit dem Ausbau des Lagers und damit der Kapitalbindung beim Lieferanten erkaufte wird. Die JIT-Propagandisten streiten diese Zusammenhänge allerdings ab; sie verweisen auf die Vorteile einer größeren Anbindung der Zulieferer an die Politiken der Konzerne, und sie empfehlen den Zulieferern, ihrerseits den JIT-Gedanken den eigenen Unterlieferanten gegenüber anzuwenden. Der Gelackmeierte wäre dann das letzte Glied in der gespannten Zuliefererkette. Doch so weit

kommt es in aller Regel nicht. Die Realität heute ist, daß JIT die Autobahnen verstopft, die Zulieferer erdrosselt und zu aberwitzigen Transportformen führt. Bei Daimler werden – wenn die Straßen verstopft sind – Teile bereits mit Helikoptern angeliefert, die Zulieferer gehen inzwischen schon dazu über, vor den Toren der Autokonzerne eigene Lagerhallen zu bauen, um ihre Produkte dort zwischenzulagern und rechtzeitig ans Band liefern zu können.

JIT in der Maximalversion – der Synchronisierung aller Stufen des Produktionsprozesses und der Transportbewegungen von der Produktionsendstufe der Lieferanten bis zur Montagelinie des Kunden – wird bislang in der Bundesrepublik erst in einem Fall praktiziert (RECARO in Bremen). JIT-fähig in diesem Sinne sind nach Schätzungen von Experten nur ca. 5 % aller Zulieferteile. Es gibt um diese „Philosophie“ herum viel heiße Luft, und der gesunde Menschenverstand ist durch JIT noch nicht aus den Betrieben vertrieben worden. So mußte etwa Mc Kinsey bei seinen Analysen im Opelwerk Kaiserslautern resigniert zur Kenntnis nehmen, daß die Logistiker in dieser lagerlosen Fertigung schwarze Läger für zwei Jahre (!) aufgebaut hatten.

CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT

nigen, unterschiedliche Ebenen integrieren, dort läßt sich gleichermaßen zentralisieren und dezentralisieren, koppeln und entkoppeln, kurzum: Anything goes in der CIM-Fabrik.

Von ähnlicher Bornierung wie die von technologischer Hybris durchzogenen CIM-Konzepte sind die Organisationsentwürfe, die hinter dem „Just in time“-Gedanken stehen. Auch diese „Philosophie“ steht im Saarland hoch im Kurs, sie wird als „ökologisch“ und „fortschrittlich“ gefeiert. Für den Laien: „Just in time“ heißt, daß die Lagerhaltung der Firmen auf den ohnehin schon überlasteten Autobahnen stattfindet. „Die richtige Ware in der richtigen Qualität in der richtigen Menge zur richtigen Zeit“ – so das Motto dieser Strategie lagerloser Fertigung. Was als avanciertes Logistikkonzept gedankenlos von jedem BWL-Studenten und jedem kleinen Abteilungsleiter im Wirtschaftsministerium herunterbetet wird, ist in Wirklichkeit eine einzige Zumutung für Mensch und Organisation, denen abverlangt wird, die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben. Es ist zudem noch eine perfide Herrschaftstechnik, die dem Zulieferer von Komponenten alle Last und Verantwortung aufbürdet und dem Empfänger Platz und Kosten erspart.

CIM- und JIT-Experten sind – recht besehen – eigentlich keine Informatiker und Organisationsfachleute. Sie sind viel eher „Dromologen“ und Theologen. „Raum und Zeit“, diese die menschliche Existenz konstituierenden und begrenzenden Bedingungen, werden von ihnen souverän ignoriert. Sie heizen den Geschwindigkeitsrausch an, sie blasen zur Beschleunigungs- und Mobilitätsoffensive, die die Ressource Mensch gnadenlos auspreßt. Ihr Ideal ist an sich die menschenleere Fabrik, in der ihnen der Mensch als Störgröße nicht mehr in die Quere kommt. Da diese sich jedoch nicht so schnell einstellt, ergötzen sie sich am mobilitätswütigen Workaholic. Man könnte diese theoretischen Menschenfeinde in ihren geistigen CIM- und JIT-Käfigen ruhig gewähren lassen, würden sie sich dort auf ihre theologischen und dromologischen Mucken beschränken. Doch sie greifen hinaus in die Welt, sie versuchen, das Soziale nach ihrem Bilde zu formen ... und sie erzielen Wirkung – nicht nur in Politikerköpfen, sondern auch in den Chefetagen und Werkshallen der Betriebe.

III.

Ich will die verheerenden praktischen Konsequenzen von CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT am Bei-

spiel der Automobil-Zulieferindustrie demonstrieren, die lange Zeit zu den saarländischen Wachstumsindustrien zählte. Sie beschäftigt heute zwischen 17.000 und 20.000 Menschen – die Zahlen schwanken je nach Definition des Zulieferers. Sie wurde noch vor kurzem von den bestbezahltesten deutschen Unternehmensberatern ROLAND BERGER & PARTNER in völliger Unkenntnis der strukturellen Eigenarten des Zuliefermarktes und der Konzernstrategien als Hoffnungsträger der saarländischen Wirtschaftsentwicklung gepriesen und der Regierung als große Ansiedlungsmasse anempfohlen. Auch die ortsansässigen Wirtschaftsexperten des früheren Weisen SIEVERT wollten da nicht nachstehen und haben der Automobilindustrie eine ungebremschte Wachstumsdynamik attestiert, die bereits zwei Jahre nach Erstellung ihres Gutachtens zum Stillstand gekommen ist. Es ist nicht nur dieser Stillstand, der den Zulieferern zu schaffen macht und sie zu Kurzarbeit und Personalreduzierungen zwingt, es ist ebenso die rücksichtslose und brutale Politik der Abnehmerkonzerne, die um jeden Pfennig feilschen, die aktuell Preisabschläge bis zu 10 % von ihren Lieferanten verlangen, die Lieferfristen bereits in Minuten angeben, ihre Orders fast schon im Stundentakt umschmeißen, massive Regreßforderungen bei auch nur kurzfristigen Lieferverzögerungen stellen, die Qualitätsstandards verschärfen, in sog. Qualitätsaudits die Zulieferbetriebe durchschnüffeln, mit ihren Zahlungen ständig in Verzug sind, Entwicklungs- und Konstruktionsleistungen des Lieferanten gratis anfordern und die Produktion dann an billiger Bietende vergeben, die Zulieferer in einem Unterbietungswettbewerb hetzen etc. etc. Jose Ignacio Lopez de Arriortua, der jesuitisch geschulte und von VW für 50 Millionen DM neuerworbene „Würger von Rüsselsheim“ verkörpert sinnfällig die ganze Unverschämtheit der Daimler, BMW, Audi, VW, Opel, Ford: Dieser Großinquisitor in Sachen Knebelung und Sortierung der Zulieferindustrie, der seine Mitstreiter nur „meine Soldaten“ nennt und der jeden Geistesverwandten auffordert, die Uhr symbolisch am rechten Arm zu tragen als Zeichen der Einwilligung in den „Kampf gegen die Kosten“ und der Einordnung in die „new risk-Bewegung“, hat den Lieferanten nun auch offiziell den bereits länger untergründig schwelenden Krieg erklärt. „Change or die“ heißt der impertinente Schlachtruf, mit dem er und seine Soldaten die Zulieferer zwingen wollen, sich mit Haut und Haaren den Launen und dem Machtanspruch der Erstausrüster auszuliefern.

„Change or die“ – mit dieser Totschlaglogik warten auch die CIM- und JIT-Freaks aus Saarbrücken auf, wenn sie den geplagten Zulieferern ihre Hilfe anbieten. Manche unter ihnen – beileibe nicht die Mehrzahl – haben geglaubt, sich dieser Offerte nicht entziehen zu können ...und sie haben ihr blaues Wunder erlebt. Die Versprechungen einer intelligenten Steuerung der heute extrem flexibilisierten Produktion und einer lagerlosen Fertigung haben sich als heiße Luft entpuppt. CIM-Ruinen und JIT-Reinfälle pflastern den Weg der Technologieförderung. Die EDV-Fetischisten sind an den „Ironien der Automation“ und an den Eigengesetzlichkeiten des Lagerwesens unter den Bedingungen kleiner Stückzahlen und einer großen Typenvarianz gescheitert. Ihre Systeme sind auf eine Produktionsweise ausgelegt, die heute größtenteils obsolet ist, auf eine zentralisierte Fertigungssteuerung, auf Massenproduktion, auf einen störungsfreien Produktionsdurchlauf, kurzum auf eine perfektionierbare innerbetriebliche Planwirtschaft. Sie versagen, wenn eilige Aufträge dazwischengeschoben werden müssen, wenn die Maschinen streiken, das Programm umgeschmissen werden muß, kurzum weil die Komplexität der Wirklichkeit sich nicht im Computer simulieren läßt. Ihre Resultate sind denn auch dementsprechend: Statt den Betrieben größere Planungsfähigkeit und mehr Transparenz zu bringen, haben sie ein einziges Durcheinander hinterlassen. Statt Material- und Datenfluß oder in einer anderen Terminologie Produktions- und Marktökonomie zu integrieren, hat eine Zeitlang niemand mehr durchgeblickt, der alte Rechenblock eine kurzfristige Renaissance gefeiert. Statt lagerloser Fertigung auch im Zulieferbetrieb sind die Lagerbestände ständig angewachsen. Statt einer Fertigungssteuerung mit dem „Intelligenten Fertigungsleitstand FI-2“ kommen heute wieder die alten bewährten Methoden des Fabrikdespotismus zum Einsatz: Die Produktion mit Aufträgen zuschütten, das Personal von Maschine zu Maschine und von Band zu Band jagen, die Arbeiter einem Wechselbad von Mehr- und Kurzarbeit aussetzen, die Akkordlöhne drücken und das Ganze garnieren mit viel Schreierei und Antreiberei. Das Management fühlt sich in diesen modernen Zeiten nicht wohl bei dem Rückgriff zum Autoritarismus, aber es sieht aktuell keine Alternative, um gegenüber dem Kostendruck der Konzerne bestehen zu können und um die organisatorischen Verwüstungen, die die eindimensionalen Technologieförderer zurückgelassen haben, zu beseitigen. Das schönste Bild, das das klägliche Versagen der CIMCIPIT's prächtig illustriert,



CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT

ist die Entfernung des „Intelligenten Leitstandes FI-2“ aus der Werkshalle und seine Ersetzung durch einen „sozialen Leitstand“: ein Raum mitten im Werk neben den Bändern, in dem Arbeiter zusammensitzen und über eine Verbesserung des Produktionsflusses und die Vermeidung von Fehlern und Störungen reden. So geschehen bei einem großen saarländischen Automobilzulieferer, der zwei Jahre lang den Automatisierungswahn des erfolgreichsten „spin off“-Betriebs der Region über sich ergehen ließ. Der Geschäftsführer dieses Unternehmens zu seinen Erfahrungen mit CIM: „Lange Zeit hat man versucht, komplexe Prozesse, wie wir sie nun einmal in der Logistik, in der Technik, in der Qualität haben, damit unter Kontrolle zu bringen, daß man mehr und mehr aus den Gesamtinformationen Einzelinformationen gemacht hat, die dann in einen Riesen-

Computer gesteckt hat und daraus dann ein Haufen von Informationsströmen geworden ist, sei es PPS-Systeme, sei es Materialverwaltungssysteme und und und. Und man hat erkennen müssen oder wir haben erkannt, daß wir da zwar einen Riesenaufwand treiben müssen und trotzdem die Abläufe, das Ergebnis nicht das ist, wie wir es uns versprochen haben.“ Eine wunderschöne Erklärung des CIM-Fehlers: Das Konkrete, das Zusammengewachsene (Gesamtinformation) wird analytisch zerlegt, damit abstraktifiziert und an zentraler Stelle neu verknüpft. Das *muß* schiefgehen, weil das Ganze, der komplexe Prozeß, mehr ist als die Summe seiner Teile. In das Ganze gehen die *Erfahrung* und das Wissen um die Unvollkommenheit ein, Dinge also, die bis heute noch jedem Computer durch die Lappen gehen.

Die saarländische Automobil-Zulieferindustrie

Ein wichtiger Zweig der hiesigen Investitionsgüterindustrie. Er umfaßt 67 Firmen und beschäftigt um die 20.000 Menschen. Charakteristisch für die Struktur dieser Sparte ist der hohe Anteil an Zweig- oder Tochterfirmen nichtsaarländischer Gesellschaften. FuE, Konstruktion und Verkauf, diese „höheren“ Managementfunktionen, finden sich demzufolge kaum in den größeren Zulieferbetrieben. Allerdings wäre es verfehlt, diese Betriebe als „verlängerte Werkbänke“ zu definieren. Die meisten Tochterfirmen haben eine – auch von der Mutter akzeptierte – Standortorientierung ausgebildet.

Die hiesige Zulieferindustrie ist äußerst heterogen sowohl in ihrer Größenstruktur, in ihrer Produktstruktur als auch in ihrer Beziehungsstruktur zu den Erstlieferanten. Differenziert man die Gesamtheit der Zulieferer nach den Kriterien Produkt und Stellung in der Zulieferkette, dann läßt sich die folgende Grobstruktur zeichnen:

a) Ganz oben in der Zulieferpyramide stehen Ausrüster der Automobilindustrie wie die Firmen KOMEK und VOITH. Sie haben eine relativ privilegierte Position, und sie sind der auf diesem Markt üblichen Presse- und Druckerei durch die Abnehmerkonzerne noch am wenigsten ausgeliefert.

b) Ebenfalls oben in der Zulieferpyramide angesiedelt sind Firmen, die hochwertige Komponenten und Aggregate herstellen und Erstlieferanten bei den Automobilkonzernen sind. Zu diesen i. d. R. größeren High-Tech- bzw. Systemproduzenten mit Logistikkompetenz zählen BOSCH, ZF, MOEHWALD, EBERSPÄCHER, FESTO.

c) Dann folgen low-tech-Produzenten, mit Logistikkompetenz. Sie fertigen Teile in hoher Auflage, sind Erstlieferanten und in das Lieferabrufsystem der Erstausrüster einbezogen. Sie können ihre vom Produkt her eigentlich schwache Position verbessern durch Innovationen auf der Material- und Konstruktionsseite. Beispielhaft sind hier PEBRA und die Reifenproduzenten MICHELIN und KLEBER zu nennen.

d) Auf der untersten Stufe schließlich erscheinen die vielen, häufig kleinen Hersteller genormter Massenteile, die über keine konsolidierte Beziehung zu den Erstausrüstern verfügen, Ersatz- oder Zweitlieferanten bzw. Unterlieferanten für andere Zulieferer sind. Hier in diesem Segment ist der „industrielle Mittelstand“ anzutreffen. Regierung und IHK irren, wenn sie die gesamte saarländische Zulieferindustrie als „mittelständisch“ charakterisieren. Sie haben keinen inhaltlichen Begriff des Mittelstands, zu dem neben der Größe genau die Eigentumsverhältnisse gehören.

e) Quer zu dieser Zulieferpyramide liegen die Hersteller großvolumiger Teile wie etwa HALBERG (Gußteile), die entweder mit den Konzernen im Rahmen der JIT-Strategien vernetzt sind oder in konventioneller Manier noch fertigen und liefern können.

CIMCIPZIPCADCAMCIDAMJIT

Fabrik fatal könnte man die Hinterlassenschaft des Technologiefetischismus nennen. Fatal ist, daß mit Technologie organisatorische Probleme gelöst werden sollen, fatal ist, daß mit Computern soziales Handeln ersetzt werden soll, fatal ist, daß mit Information menschliche Kommunikation überflüssig gemacht werden soll. In reinster Form bringt das neueste Produkt aus der CIM-Schmiede diesen technizistischen Irrsinn zum Ausdruck: der „ARIS-Analyzer“. Er ist nichts anderes als die Automatisierung einer der menschlichsten Handlungen, nämlich der Beratung und Hilfe. Der ARIS-Analyser ist für Unternehmensberater entwickelt worden, um ihre zutiefst kommunikative Arbeit ohne lästige Befragungen abwickeln zu können. Es ist nur konsequent, daß ihn sein Erfinder auch den Empfängern von Beratungsleistungen empfiehlt. Eine automatisierte Beratung ist die Aufhebung der Beratung, da braucht es nicht mehr den Umweg über ein Beratungsunternehmen.

IV.

Inzwischen hat sich überall in der Bundesrepublik der Wind gedreht. Vielleicht hat es sich ja auch schon im Saarland 'rumgesprochen: CIM ist out! Lean ist in! Lean production und Lean Management sind die neuen Trendbegriffe. Wissenschaft und Management steuern um: Weg von der Hypertechnisierung, weg vom EDV-Imperialismus und hin zur Ressource Mensch und zur Ressource Organisation. Sie sagen es nicht so deutlich, doch hinter vorgehaltener Hand gibt es jeder Insider zu: Der Technoweg war ein Irrtum, er hat menschliche Kreativität und menschliches Organisationstalent verschüttet, er hat die Objekte der EDV-Anwendung, die Beschäftigten, in die innere Emigration getrieben, er hat Führung mit technischer Kontrolle verwechselt. So werden wir nicht fertig mit der japanischen Herausforderung, wir müssen uns wieder mehr dem Prozeß der Wertschöpfung, der unmittelbaren materiellen Produktion zuwenden. Übersetzt man diese Einge-

ständnisse in eine etwas andere Sprache, dann muß man wirklich konstatieren, daß mancher im blauen Nadelstreifen den CIM-Phantasten auf den Leim gegangen ist, daß das Management nicht mehr weiter weiß und jetzt den Arbeitern, der Gruppe, dem Subjekt, dem Menschen, der Person die Verantwortung (Autonomie) zuschiebt, seine Fehler wieder auszubügeln. Daß dabei für die so plötzlich wiederentdeckten Subjekte oft nichts anderes herauskommt als Leistungsintensivierung und eine weitere „Schließung der Poren des Arbeitstages“, steht auf einem anderen Blatt. Für eine Regierung, die die Modernisierung ihrer Wirtschaft fördern will und deren Mitglieder sich – anders als im zarten Juso-Alter – aus dieser Grundbedingung unseres Reichtums kein Problem mehr machen, ist es allerdings hohe Zeit, in ihrer Forschungs- und Technologiepolitik neue und andere Akzente zu setzen. Die Wissenschaften, die den Menschen und das menschliche (Zusammen-)Leben zum Gegenstand haben, wären jetzt eigentlich am Zug. Aber wetten, daß man im Saarland – ganz anders als etwa in Nordrhein-Westfalen und selbst in Baden-Württemberg – vergeblich auf diesen Paradigmenwechsel warten wird?!

V.

Es gibt ein harmlose und brave Kritik an der einseitigen Technikorientierung der hiesigen Förderpolitik. Sie wird von den Verwaltern der Arbeiterschaft verhalten und immer mit einer Entschuldigung versehen vorgebracht. Sie lautet: Entschuldigt, daß wir uns zu Wort melden. Wir stimmen Euch prinzipiell in allem zu, Ihr seid ja Sozialdemokraten. Aber wir möchten auch dabei sein und das Soziale (= die Interessen der Arbeiter) einbringen dürfen in das ZIP, in die ZPT, in das CIM-TTZ. Diese Kritik ist nicht nur antiquiert, sie ist keine Kritik. Die „Kritiker“ müssen froh sein, daß man nicht auf sie hört. Sonst säßen sie neben den CIM-Koryphäen, würden nur Bahnhof verstehen und am Schluß ihr Jawort zum nächsten Rationalisierungsprojekt geben.

Eine mittelständische Erfolgsstory

Von Josef Reindl

Außenansichten

Ha-Ra? Ist das nicht die Firma jenes wildgewordenen Mittelständlers Hans Raab, der seine Beschäftigten wie Leibeigene behandelt und vor die Tür setzt, wenn sie einen Betriebsrat gründen wollen, jenes Gewerkschaftsfressers, der der Textilgewerkschaft den Einlaß verwehrt? Ist das nicht der, der beim FC Saarbrücken geputscht hat und jetzt als einziger Sponsor in seinem Sekretariat die Geschäftspolitik des Malstatter Bundesligisten bestimmt? Hat er nicht kürzlich eigenhändig Plakate von seinen Werbeflächen im Stadion gerissen? War da nicht eine Verbindung zur kriminellen „Scientology church“? Nutzt dieser Mensch nicht jede Gelegenheit, PR für seine Erzeugnisse zu machen: von Kaffeefahrten, Ha-Ra-Fanclubs über die finanzielle Unterstützung diverser Sportvereine bis hin zur Abhaltung von großen Kongressen? Was ist das nur für ein Kerl? Mit rechten Dingen scheint da nicht alles zuzugehen. Na ja, seine Produkte: das Ha-Ra Viva, der Ha-Ra Bodenexpres, der Ha-Ra-Superfensterputzer, das Ha-Ra Natura, die Ha-Ra-Teleskopstangen, der Ha-Ra Trockenhandschuh, das Ha-Ra Dry-Saugtuch, das Ha-Ra Kalkex und das Ha-Ra Vollpflegekonzentrat scheinen ja echt was zu taugen. Wenn selbst die unverdächtigen emanzipierten Frauen von der AsF (Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen) davon schwärmen, dann muß was dran sein. Ganz ungetrüb ist allerdings ihre Begeisterung für das Ha-Ra-Sortiment auch wieder nicht. Sie scheinen gewisse moralische Qualen zu durchleiden, wenn man sie auf die Herkunft ihres Putzarsenals anspricht. Am liebsten – so mein Eindruck – würden sie das Produkt vom Makel seines Produzenten befreien.

Innenansichten

Verdammt. Jetzt bin ich doch wieder reingefallen auf ein Simulakrum, auf das von Medien- und politischer Öffentlichkeit konstruierte Bild eines ungewöhnlichen Menschen. Ich habe sogar noch einiges dazu getan, um am Popanz Ha-Ra mitzubauen. Das Bild kann ja – allen Simulationstheoretikern zum Trotz – nur seine Wirkung entfalten, wenn es auf dazu passende Vorurteilsstrukturen beim Rezipienten trifft. Bei Linken, die ihren Text über das böse Kapital und die guten Arbeiter, die sie meist auch noch mit der Gewerkschaft gleichsetzen, gelernt haben, fällt die Medienstory über Ha-Ra auf besonders fruchtbaren Boden. Da scheint ja alles zu stimmen, was man sich in seinen dunkelsten Phantasien zusammenspinnt. Ich wollte es genauer wissen und habe



Ha-Ra

mich zu Ha-Ra vorgewagt, was nebenbei ein Leichtes war: Hans Raab und seine Vertrauten haben keinerlei Berührungsscheu. Ich habe mich dort davon überzeugen können, daß das Leben immer noch Überraschungen bereithält, daß es viel spannender ist als seine Simulation in den Medien. Und ich habe erkannt, daß es ein Fehler wäre, die Geschichte dieses kleinen Tycoons nur die Boulevard-Presse erzählen zu lassen. Hans Raab hat uns viel zu sagen, auch wenn seine Botschaft verstört. Die Ha-Ra-Story ist eine Geschichte wider den Zeitgeist und ein Menetekel für die politische Klasse an der Saar.

Erstes Bild: Wiedergeburt

Er war schon einmal da. Es war vor über 30 Jahren, und es war tief in der Erde: 800 m unter dem Gelände, auf dem heute seine Firma steht. Hans Raab war damals Bergmann in der Grube Camphausen, und er führte einen verbissenen Kampf gegen das „betriebliche Vorschlagswesen“ bei Saarberg. Der quirlige und umtriebige Arbeiter bombardierte diesen schwerfälligen Klotz mit immer neuen Ideen und Vorschlägen zur Verbesserung der Arbeitsabläufe und Arbeitsbedingungen im Streckenvortrieb und im Stollen. Die Antwort dieser bürokratischen Institution kam entweder gar nicht oder sehr spät, und sie lautete dann in der Regel: „Geht nicht.“ Manchmal ging es allerdings doch, dann war es aber nicht mehr der Vorschlag von Hans Raab, sondern einer der Steiger oder der Bergingenieure hatte ihn sich zu eigen gemacht und den materiellen und ideellen Lohn dafür eingesackt. Hans Raab kam in diesem Staatsbetrieb nicht an gegen die Hierarchie und die Beamtenmentalität.

Dreißig Jahre später steht die Welt auf dem Kopf. Tief unten in der Erde rührt sich nichts mehr, und oben auf dem „Gewerbepark Camphausen“ wirbelt Hans Raab. Er hat für einen zweistelligen Millionenbetrag einen Teil des Saarberg-Geländes aufgekauft und sein in Dudweiler zu klein gewordenes Werk auf der „grünen Wiese“ neu errichtet. Er beschäftigt dort 120 Menschen, die seine Erfindungen fertigen. Während Saarberg gerade noch die „Saarberg-Fernwärme“ und ein Archiv dort unterhält, wird Hans Raab demnächst Gewässerreinigungssysteme und Solarenergieanlagen herstellen und das größte Tennis-Center Südwestdeutschlands umtreiben. Dem Gewerbepark stehen unruhige Zeiten bevor, der Dudweiler Maniac haucht der toten Saarberg-Hinterlassenschaft neues Leben ein. Leicht hat man ihm auch diesmal die Durchsetzung seiner Ideen nicht ge-



macht. Die Regierung hat ihm zunächst ganz ähnlich wie das „betriebliche Vorschlagswesen“ ein „Geht nicht“ entgegengehalten. Auf dem Areal sei die Einrichtung eines deutsch-französischen Technologiezentrums geplant. Hans Raab hat nachgeforscht, und die binationale High-Tech-Schmiede hat sich schnell als fixe Idee, als eines der vielen Luftschlösser entpuppt, mit denen in diesem Land seit einiger Zeit Wirtschaftspolitik gemacht wird. Mit Hilfe des jungen Quierschieder Bürgermeisters hat er es dann doch geschafft, in den Gewerbepark einzuziehen. Die SPD im Quierschieder Gemeinderat verübelt dies dem CDU-Bürgermeister bis heute, und sie läßt Karikaturen zirkulieren, auf denen er an der Angel des Hobbyfischers Hans Raab hängt. Ist das nicht der Agitprop der 20er Jahre, dessen sich die postmoderne SPD da bedient?

Zweites Bild: Der Rebell

Unternehmer – nicht die Verwalter des privaten Besitzes an Produktionsmitteln, die sich Manager nennen – und Revolutionäre haben vieles gemeinsam. Ich glaube, es ist kein Zufall, daß viele Revolutionäre aus Unternehmerfamilien kamen, ja daß manche Unternehmer gleichzeitig Revolutionäre waren. Man denke nur an Friedrich Engels. Der Grund ihres Handelns ist derselbe: eine rigide Moral und ein unbedingter Wille, die Welt nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Man glaube bloß nicht, daß ein erfolgreicher Unternehmer nur vom Bereicherungstrieb geführt werde. Diese Motivationsquelle versiegt gewöhnlich recht rasch, aus ihr läßt sich nur begrenzt emotionale und seelische Befriedigung schöpfen. Nein, hinzu kommt häufig ein Ethos, eine spirituelle Dimension, die dem Unternehmer die Kraft gibt, das Risiko zu suchen, sich in die Anarchie des Marktes zu werfen.

Hans Raab hat alle Voraussetzungen, die ein Revolutionär – oder sagen wir besser: ein Rebell – braucht. Das Feuer, das in ihm lodert, ist angefacht durch einen starken Idealismus und durch seinen Widerstandsgest. Er war nie ein Konformist, damals in der Grube nicht und heute als gemachter Unternehmer nicht. Seine Erfolgsgeschichte ist eine Geschichte zahlreicher Insurrektionen, eine Geschichte der „permanenten Revolution“. Das Bergbeamten-Regime bei Saarberg hat er schnell abgeschüttelt, das war kein Raum für seine überbordende Kreativität. Die Tankstelle, die er daraufhin mit seiner Frau gepachtet hat, hat er dem Mineralölkonzern zurückgegeben, nachdem dieser ihm die Provision um die Hälfte kürzen

wollte. Gegen die Chemieindustrie hat er Front gemacht, als er in seiner Gebäudereinigungsfirma Bekanntschaft mit ihren gesundheitsschädlichen Produkten machte. Er setzte gegen ihr Gift seinen Erfindungsreichtum und kreierte die „physikalisch-mechanische Reinigungsmethode“. Das Unternehmen Ha-Ra ist die Frucht seines Widerstands gegen die Chemie-Giganten. Und weil er diese Methode inzwischen so vervollkommen hat, daß ihn auch die Großen der Branche abkupfern, weil also nichts Revolutionäres mehr zu erwarten ist, wendet er sich aktuell neuen Zielen zu: der Gewässerreinigung und der Solarenergie. Vermutlich wird er auch auf diesen Feldern Furore machen. Man mag ihn, der nach den Sternen greift, belächeln. Doch ich würde mich nicht wundern, wenn er am Ende wieder lacht, wie schon vor zwölf Jahren, als er auf der Erfindermesse in Basel mit der Goldmedaille für die beste Erfindung 1982 ausgezeichnet wurde und dazu noch eine Wette gewann. Er hatte demjenigen seinen Saab in Aussicht gestellt, der es schafft, auf ein Glasfenster eine ölhaltige Substanz aufzubringen, die er mit seinem Fensterputzer und klarem Wasser nicht mehr entfernen könne. Hans Raab nahm seinen Saab wieder mit nachhause ... und die Genugtuung, es seinem Hauptfeind, den Großen der Chemie, gezeigt zu haben.

Drittes Bild: Der kleine Mann

Ha-Ra ist die saarländische Ausgabe der amerikanischen Tellerwäscher-Story. Manche behaupten gar, in seinem Falle hätten sich amerikanische Gene ins saarländische Erbgut verirrt. Anders freilich als die meisten Millionäre, die ihre Herkunft entweder verleugnen oder heroisieren, hat Hans Raab viele Attitüden des kleinen Mannes behalten. Es war nicht nur der Gestus des Triumphators, der seinen späten Sieg über das „betriebliche Vorschlagswesen“ genießt, mit dem er in den Saarberg-Gewerbepark eingezogen ist, es ist auch ein Sentiment dabei, das der Bergmannskultur gilt. Er war sich nie zu schade, auch als Unternehmer mit 200 Beschäftigten in seiner Gebäudereinigungsfirma selbst Hand anzulegen, und er ist bis heute derjenige, der am Morgen die Firma als erster betritt und mit seinen ArbeiterInnen Kaffee trinkt und plaudert. Daß er im Vertrieb lieber mit Hausfrauen arbeitet als mit professionellen Vertretern, verdankt sich natürlich verkäuferischer Raffinesse, aber es schwingt auch ein Vertrauen in und ein Lob des Laien mit. Die ihn persönlich kennen, schildern ihn als eher zurückhaltend, öffentlichkeitsscheu und bescheiden. Grumbeerküchelchen sind ihm lieber als

ein zartes Filetsteak, mit der nouvelle cuisine eines Schloß Berg und einer Hostellerie Wadgassen – den Freßstempeln des „saarvoir-vivre“ – kann er nicht viel anfangen. Und den Günther Schacht – übrigens ein Mann vom Arbeitnehmerflügel der CDU – hat er bei seiner Kandidatur für das Präsidium des FC Saarbrücken vor allem deshalb unterstützt, weil der – im Gegensatz zu den vielen anderen Bonzen – seine Eintrittskarte immer selber bezahlt hat.

Viertes Bild: Der Mittelständler

Weil es unter den politisch Verantwortlichen hierzulande immer noch Mißverständnisse über den industriellen Mittelstand gibt, vorab eine Definition: Es geht beim industriellen Mittelstand um mehr als die Größe des Betriebs. Die ist zwar wichtig, aber ebenso bedeutsam sind die Eigentumsverhältnisse. Das Charakteristische eines mittelständischen Unternehmers ist, daß er sich mit seinem persönlichen Eigentum den Risiken des Marktes aussetzt, daß er selber unternimmt und nicht sein eingesetztes Kapital durch ein fremdes Management verwalten und verwerten läßt, daß er eine biographische Beziehung zu Produkt und Werk hat und daß er das Unternehmen in einer halbwegs überschaubaren Größenordnung hält. Aus diesen Merkmalen resultiert eine ganz eigene Wirtschaftsweise, die wenig gemein hat mit dem Lehrbuchwissen der BWL und Organisationslehre und die deshalb die Politiker und die Wirtschaftsbürokraten immer wieder dazu veranlaßt, sie als rückständig und vormodern abzutun. Das Markenzeichen dieser mittelständischen Ökonomie ist, daß Personen wichtiger sind als Rollen und Funktionen, daß Menschen mehr zählen als Sachen.

Hans Raab ist ein mittelständischer Unternehmer par excellence. Er ist Gründer und Erfinder in einem, ein typischer selfmade-Mann, der keinen Pfennig Staatsknete in Anspruch genommen hat, um sein Werk in die Welt zu setzen und zu erweitern. Statt dessen hat er Verzicht geübt, um seine Produkte entwickeln zu können und um seine hochfliegenden Pläne mit langem Atem verwirklichen zu können. Die Familie oder der Betrieb, neue Möbel oder neue Produkte, Investitionen oder Urlaub, so hart und klar hat sich bei ihm und seiner mithelfenden Frau die Frage nach dem guten Leben gestellt. Seine Person und die Person seiner Frau, die im Hintergrund durch ihr Da-Sein den Hyperaktivismus ihres Gatten ermöglichte, sind das Erfolgsgeheimnis von Ha-Ra. Hans Raab lebt in seinem Eigentum, er hat darin schon gelebt, als er noch seine Gebäudereinigungsfir-

ma umtrieb. Er hat diese Firma nicht von der Ferne verwaltet, sondern er hat vor Ort mitgearbeitet und sich wie seine Beschäftigten die Hände durch die giftigen Laugen verätzt. Es war aus seiner mittelständischen Perspektive nur konsequent, das Reinigungsunternehmen nach der Gründung von Ha-Ra nicht mehr weiterzuführen. Er hätte es selber nicht mehr machen können und einen fremden Geschäftsführer einsetzen müssen. In seinem jetzigen Betrieb kommt er – und dies ist rekordverdächtig – bei 120 Beschäftigten, bei zahlreichen Lieferbeziehungen und bei einem Direktvertrieb von 7000 Ha-Ra-BeraterInnen im Inland und 6000 Ha-Ra-BeraterInnen im Ausland gerade mal auf zehn overheads, die Sekretärinnen mitgerechnet. Als Mittelständler hat er eine Reserve gegen die „white-collar“-Gemeinköstner und gegen das Handelskapital, das dem kleinen Unternehmer durch seine Pressereien oft noch den eh nicht zu groß bemessenen Gewinn schmälert und das Produkt anonymisiert. Hans Raab hat sich erst gar nicht auf den Handel eingelassen und statt dessen die Methode der Direktvermarktung über KäuferInnen seines Produkts gewählt. Sie, die ihre guten Erfahrungen mit der „physikalisch-mechanischen Reinigungsmethode“ gemacht haben, sind die besten Multiplikatoren für sein Sortiment, sie können auch die erklärungsbedürftige „Ha-Ra-Faser“ den chemiegewohnten Hausfrauen nahebringen.

Hans Raab weiß es wahrscheinlich gar nicht, aber er praktiziert in seinem Unternehmen schon lange, was heute als neuester Rationalisierungsschrei in den fett gewordenen Großunternehmen die Runde macht. Sein ganzer Betrieb ist eine einzige „lean production“, ein lebendiges „Kaizen-System“. Ganz anders als in Bekleidungs- und Textilbetrieben sonst üblich, hat er die Arbeit nicht zerstückelt und taylorisiert, sondern die Frauen nähen in Gruppen. Sie sind keinem Akkorddruck ausgesetzt und verdienen trotzdem im Schnitt 30 % über Tarif, und das bei 14 Monatsgehältern. Und der Computer spielt in der topmodernen Produktion bei Ha-Ra nur eine dienende und keine steuernde Rolle. Hans Raab weiß noch, wer die Hauptproduktivkraft in einem Betrieb ist.

Eigentlich eine angenehme Arbeitswelt, ein gutes Klima – es wird viel gefeiert bei Ha-Ra -, gute materielle Leistungen der Firma, ein Chef, der für den Betrieb einsteht. Wie aber konnte es dann geschehen, daß Ha-Ra im Sommer letzten Jahres so häßliche Schlagzeilen machte, daß es um den Betriebsfrieden geschehen war, daß die Produktion aufgrund der um sich greifenden Unruhe nur noch trudelte. Ich glau-

be, Hans Raab wird den Sommer 1992 nie mehr vergessen. Er durchlebte da ein wahres Purgatorium, er war beinahe so weit, den ganzen Krempel hinzuschmeißen und sich nach Frankreich abzusetzen. Für ihn ist in diesen Tagen eine Welt zusammengebrochen, die da hieß: Vertrauen gegen Vertrauen. Gewiß: Es ist für einen Gründerunternehmer, für den sein Betrieb ein „persönliches Projekt“ und keine anonyme Veranstaltung ist, immer schwer, Fremde wie die Gewerkschaft in die Firma hineinregieren zu lassen. Es ist noch einmal schwerer, wenn man als Eigentümer der festen Überzeugung ist, alles für seine Leute zu tun und sich nie über sie erhoben zu haben. Für Hans Raab, der einmal gesagt haben soll, ihm sei es egal, ob ihn jemand um eine Million DM oder um eine DM betrüge, Betrug sei Betrug, für einen Menschen mit rigorosen Prinzipien also, war der Versuch, hinter seinem Rücken einen Betriebsrat zu installieren, schlicht ein Vertrauensbruch. Er hat hart, in meinen Augen überhart und falsch reagiert, doch aus seiner Philosophie heraus war diese Reaktion konsequent: Entlassung der Quertreiber auch um den Preis, daß die Firma ins Mediengewitter gezogen wird. Ein Relativist und Ethnologe ist Hans Raab jedenfalls nicht. Ihn interessierten nicht die Beweggründe der Aufständischen, sondern ihr Handeln. Die Rebellen im Betrieb verletzen eine ungeschriebene Norm, die da heißt: Ihr könnt mit mir über alles reden, aber tut es mit offenem Visier. Weil sie diese Regel brachen, deshalb setzte er jene Dialektik von Schuld und Rache in Gang, die es bei ihm noch gibt. Nicht viel anders verfährt er im Augenblick, wo ich diesen Text abfasse, mit den Allgewaltigen des FC Saarbrücken, die sein Vertrauen verspielt haben. Daß er einem Gerhard Schwartzkopf Hausverbot erteilt, weil er sich hinters Licht geführt sieht, liegt auf derselben Ebene wie seine Repressalie gegen die „untreu“ gewordenen Arbeiter. Hans Raab ist eben kein Postmoderner, bei dem alles gleich geltend und damit irgendwie auch gleichgültig ist. Er konstruiert die Menschen um sich herum nach seinem Bilde, und wehe, sie weichen davon ab. Dies, denke ich, ist sein Fehler, daß er die unterschiedlichen Interessenlagen nicht mehr ins Kalkül zieht, sondern die Welt nach seinem Willen und seiner Vorstellung erbaut. Doch so ist er eben, ob es uns gefällt oder nicht. Wollte man ihn zivilisieren und „verbürgerlichen“, so würde man ihm auch seine Vitalität rauben, seinen Energiestrom abdrehen. Ich bin mir im übrigen ziemlich sicher, daß eine Gewerkschaft, die das Psychogramm eines mittelständischen Gründerunternehmers ken-

nen würde und entsprechend sensibel vorgegangen wäre – und das heißt bei Ha-Ra zunächst das Gespräch mit Hans Raab suchen –, mit Erfolg einen Betriebsrat hätte installieren können.

Die Wogen sind inzwischen geglättet. Bei Ha-Ra hat unter den kritischen Augen der Gewerkschaft eine Betriebsratswahl stattgefunden, bei der kein gewerkschaftlich organisierter Kollege den Sprung in das Arbeitergremium geschafft hat, eine späte Quidung für die Holzhammermethoden der Gewerkschaft. Die lieben Kollegen sind halt oft noch grausamer als der böseste Boss. Es lohnt sich trotz der eingetretenen Beruhigung, das „hidden curriculum“ dieses Konflikts zu dechiffrieren. Hans Raab hat – so deutete ich es – eine Grundregel mittelständischen Wirtschaftens kurzzeitig außer acht gelassen. Er hatte das Ohr nicht mehr am Puls der Belegschaft. Er hat übersehen, daß sich Unmut zusammenbraut. Die Gerüchtestreuer, die kolportierten, der Firma ginge es ökonomisch schlecht und sie könne das Urlaubsgeld und den nächsten Monatslohn nicht mehr zahlen, hätten kaum Wirkung erzielen können, wäre Hans Raab da, d.h. bei der Belegschaft gewesen. Er hat ein bißchen abgehoben mit all seinen Aktivitäten und den unmittelbaren Kontakt zu seinen Leuten vernachlässigt. Die Belegschaft hat ihm durch die entstandenen Turbulenzen signalisiert, daß sie ihren Chef vermisst und dadurch ihren Platz im Betrieb gefährdet sieht. Hoffentlich hat Hans Raab die verklauulierte Botschaft vernommen.

Fünftes Bild: Brot und Spiele

Brot hat Hans Raab vielen gegeben. Ich meine damit noch nicht einmal die zahlreichen karitativen Aktivitäten, die er angeleiert hat. Ich meine die Arbeitsplätze, die er geschaffen hat. Es sind nämlich nicht nur die 120 im eigenen Betrieb und die vielen freien BeraterInnen, es sind auch noch ca. 800 Arbeitsplätze in Zulieferbetrieben, die er erhalten hat. Seine Zulieferer sind kleine Zwischenmeister und Lohnfertiger aus der saarländischen und westpfälzischen Textilindustrie, die ohne ihn schon das Zeitliche gesegnet hätten. Der Dudweiler Unternehmer, auch da unterscheidet er sich deutlich von anderen, hat noch keinen Zulieferer fallen lassen; mit einer Ausnahme, und auf die komme ich gleich. Zu seinen Lieferanten zählen ebenso zwei Behindertenwerkstätten aus dem Saarland, an die er – ohne auf die Ersparnis der Behindertenausgleichsabgabe zu schielen – seit Jahren Aufträge vergibt.

Doch Hans Raab läßt es nicht beim Brot bewenden. Er veranstaltet Spiele, er sorgt sich um die Freuden des kleinen Mannes. Bekannt geworden ist vor allem sein finanzielles Engagement für den hiesigen Bundesligaverein. Hans Raab hat sich nicht danach gedrängt, ihn hat ein Hilferuf des Schatzmeisters erreicht. Der Verein wäre ohne seine Unterstützung nicht mehr in der Lage gewesen, die Gehälter zu bezahlen, und das kurz nach Beginn der Bundesliga-Saison. Daß Hans Raab sein weiteres Engagement

von einigen Veränderungen im Präsidium abhängig machte, darf niemanden verwundern. Schließlich hatte der FC Saarbrücken einen Präsidenten, der noch nicht einmal in der Lage war, den Kartenvorverkauf zu organisieren, der Finanziers verprellte und der die Führung eines Fußballvereins mit der Führung von Verkehrsbetrieben verwechselte. Daß unter dem neuen Präsidenten Günther Schacht als erste Amtshandlung die Freikarten für die Promis abgeschafft wurden, das geht in der Tat auf Hans Raab

Was ist der Mittelstand?

Für einen „Unbegriff“, ein „Kunterbunt“ an Soziallagen, hielt der Soziologe Theodor Geiger die Bezeichnung Mittelstand, als er in den 30er Jahren „Die soziale Schichtung des deutschen Volkes“ beschrieb. Und Werner Sombart schlug schon mit Blick auf das 19. Jahrhundert vor, diesen Begriff, „der schon alles mögliche bedeutet hat und alles mögliche bedeuten kann, überhaupt nicht zu verwenden.“

Am ehesten wird man beim Mittelstand an Selbständige denken, die einen eigenen kleinen oder mittleren Betrieb führen, wobei die Grenzziehung nach oben etwas schwammig gerät; vielfach wird eine Beschäftigtenzahl von 500 als Obergrenze angesehen. So macht es etwa die IHK, die besorgt den deutlich geringeren Anteil solcher Betriebe gegenüber dem Bundesdurchschnitt sieht (30% gegenüber 50%) und daraus den Schluß zieht, daß das Saarland „auch künftig nur unterdurchschnittlich an dem Wandel von der Industrie zur Dienstleistungsgesellschaft partizipieren“ kann (Saarwirtschaft 1990). Etwas anders gerät wohl die Einteilung des Wirtschaftsministeriums, das in den Programmen zur „Förderung der mittelständischen Wirtschaft“ neben kleinen, mittleren und „jungen“ Unternehmen teils auch solche mit einem Jahresumsatz bis zu einer Milliarde DM fördert.

Wer ist denn nun Mittelstand? Die im endlosen, stillen Reich der Zahlen wirkende amtliche Statistik fragt, geht es um die Erwerbstätigkeit, schlicht danach, ob Menschen ihre Arbeitskraft verkaufen – und damit, wie es so einführend heißt, „Abhängige“ werden – oder gar als „mithelfende Familienangehörige“ zur Hand gehen – der Rest sind die Selbständigen: „Personen, die einen

Betrieb oder eine Arbeitsstätte als Eigentümer, Miteigentümer, Pächter oder selbständiger Handwerker leiten sowie selbständige Handelsvertreter, freiberufliche Tätige, Hausgewerbetreibende und Zwischenmeister.“ Also der Schnürsenkelverkäufer mit Gewerbeschein und der Schuhfabrikant, die Drogeriebesitzerin und Gabriele Henkel, die Würstchenbude und der Wienerwald, Landarzt und Pharmakonzern-Eigner, der Konditormeister und Schokoladen-Ludwig – alle kommen sie auf die gleiche Art zu ihrem Geld.

Der Anteil Erwerbstätiger an der Bevölkerung ist nirgends in der (alten) Bundesrepublik so niedrig wie im Saarland. Besonders die geringe Erwerbsbeteiligung von Frauen mit nur knapp 30% schlägt hier durch, aber auch bei den erwerbstätigen Männern findet sich das Saarland auf dem vorletzten Platz aller Bundesländer.

Gibt es im Saarland auch weniger Selbständige als anderswo? Bei den Männern ja, hier liegt das Saarland deutlich abgeschlagen ganz hinten – man vergleiche etwa den strammen 13%-Anteil an der arbeitenden Bevölkerung in Bayern (allerdings mit reichlich Landwirten darunter) gegen die 8,3%, die sich hier eigeninitiativ ins Wirtschaftsleben werfen. Bei den Frauen nein, da liegt das Saarland im Vergleich sogar ganz vorne, keines der anderen Bundesländer bringt es auf über 6% selbständig arbeitende Frauen. Nur hier kommt auf zwei Männer eine Frau in der Selbständigkeit, im Bundesdurchschnitt ist das Verhältnis 3 zu 1. Erst in der Zusammenrechnung kommt dann wieder ein vorletzter Platz unter den Bundesländern heraus – die insgesamt geringe Zahl erwerbstätiger Frauen verhindert ein anderes Gesamtergebnis.



Klarsicht für Wirtschaftspolitiker

zurück. Für ihn ist Fußball der Sport des kleinen Mannes und nicht die Repräsentationsbühne der politischen und bürokratischen Klasse. Daß der Hauptsponsor des FC aktuell (Mai 93) mit dem Vizepräsi-

denten und dem Schatzmeister im Clinch liegt und mit eisernem Besen diesen Augiasstall misten will, verstört zwar die konfliktungewohnte saarländische Gesellschaft, doch auch da kann man die Handlungsmotive von Hans Raab nachvollziehen, wenn man denn nur will. Er kann es einfach nicht ertragen, wenn sein sauer verdientes Geld für Zwecke verwendet wird, die nichts mit der Förderung des Fußballs zu tun haben, sondern die Lustbarkeiten im Verein vermehren. Und ihm stinkt es gewaltig, wenn der Saarlerno-Virus nach und nach den Verein befällt. Die Fan-Gruppen im Block D, die zu Beginn eines jeden Spiels eine riesige Ha-Ra-FC-Fahne entrollen, sehen das übrigens ganz ähnlich. Diesem Club täte ein ordentliches kapitalistisches Management gut, er würde damit sicherlich besser fahren als mit der Mißwirtschaft zerstrittener Funktionäre. Hans Raab unterstützt freilich nicht nur – mit zunehmendem Ingrim – den Sport des kleinen Mannes, als aktiver Tennisspieler liegt ihm auch der weiße Sport, der seit Steffi Graf und Boris Becker so weiß nicht mehr ist, am Herzen. Sein neuestes Projekt, die Errichtung eines großen Tennis-Zentrums auf dem Firmengelände, zielt nicht nur auf die VIP's im Tennisgeschäft, die hier spielen sollen, sondern ebenso auf die Förderung des Tennish Nachwuchses. Die Hallen sollen den Nachmittag über der gewerblichen Nutzung entzogen werden und für die Jugend da sein.

Von einer letzten Großtat des Hans Raab ist noch zu berichten, die eigentlich nicht mehr unter der Rubrik „Spiele“ zu verbuchen ist, sondern unter dem anspruchsvolleren Titel „Aufklärung der Öffentlichkeit“ abzuhandeln ist. Ha-Ra ist ins Gerede gekommen, weil eine ihrer Zulieferfirmen sich als von Mitgliedern der Scientology-church geführt entpuppte. Um den Verdacht auszuräumen, auch Ha-Ra könnte etwas mit dieser kriminellen Vereinigung zu tun haben, hat Hans Raab sowohl die Geschäftsbeziehung zu dieser Firma abgebrochen als auch einen großen Kongreß mit bis zu 1000 Besuchern über das Treiben der Sekte abgehalten. Wozu die Regierung, aus deren Mitte der Verdacht ausgestreut wurde, nie fähig war, Hans Raab hat es zustande gebracht. Seine Abgrenzung zu den religiösen Fanatikern war jetzt nicht mehr in Zweifel zu ziehen. Seit diesem Kongreß wird die Firma in der schwarzen Liste der Sekte als „unfreundliches Element“, also als Feind geführt.

Sechstes Bild: Der Patriot

Hans Raab paßt in keine Schublade. Wer ihn als mittelständischen Reaktionär abtun will, hat nichts

verstanden. Wer ihn als Schwarzen in seinem politischen Koordinatensystem unterbringen will, täuscht sich gewaltig. Wer ihn als Gegner der Sozialdemokratie verorten will, irrt. Dazu paßt schon nicht, daß über dem Schreibtisch seines engsten Mitarbeiters das antifaschistische Gemälde „Guernica“ von Pablo Picasso hängt. Hans Raab schätzt die politische Klasse nicht besonders, das ist wahr. Ich denke, er hat viele gute Gründe für seine Distanz. Er hat es am eigenen Leib erfahren, wie gleichgültig sich die SPD dem Schicksal seines Unternehmens gegenüber in jenen schwierigen Sommertagen verhalten hat. Es gab kein Angebot einer Vermittlung in dem festgefahrenen Konflikt. Er erlebt jetzt, mit welchen Methoden der Bürgermeister von Quierschied für seinen Einsatz in Sachen Ansiedlung der Firma im Gewerbepark von der SPD diffamiert wird. Er betrachtet mit Sorge seit Jahren das Wirken des Ministerpräsidenten, der für ihn das Ansiedlungshemmnis Nr. 1 ist. Als mittelständischer Unternehmer ist Hans Raab Voluntarist. Die Berufung auf die objektiv schwierige Lage zur Entschuldigung der ausbleibenden Ansiedlungserfolge zieht bei ihm nicht. Gerhard Schröder und Johannes Rau haben trotz objektiver Restriktionen weit erfolgreicher neue Märkte für ihre Länder geöffnet, von Lothar Späth und Franz Josef Strauß ganz zu schweigen. Sie waren wirtschaftliche Akteure, und der hiesige Ministerpräsident macht nur Schlagzeilen. Daß der jetzige Wirtschaftsminister die Ansiedlungspolitik mit Weltreisen in ferne Länder voranbringen will, das wird im Hause Ha-Ra nur belächelt. Das Gute liegt oft viel näher, etwa in Gestalt skandinavischer oder spanischer Handelszentren, die ökonomische Aktivitäten in ihrem Umfeld angestoßen hätten. Freilich, auch die CDU kriegt von Hans Raab ihr Fett ab. Er ist entsetzt über die Art und Weise, wie die Menschen in den neuen Bundesländern getäuscht wurden. Er selber zeigt hier eine bewundernswerte Dezenz. Ha-Ra hat sich nach dem Fall der Mauer nicht an der Jagd nach Extraprofiten beteiligt, was ein Leichtes gewesen wäre. Man will die Menschen dort erst einmal zur Ruhe kommen lassen, ehe man die Fühler ausstreckt.

Wenn man Hans Raab überhaupt Etiketten verpassen will, dann passen nur zwei. Philosophisch ist er so etwas wie ein unabhängiger Grüner, der es sich zum Lebensziel gemacht hat, dem Imperialismus der Chemieindustrie Einhalt zu gebieten. Und in seinem praktischen Tun ist er Patriot, Saarländer mit Leib und Seele. Er ist geblieben, obwohl er maßlos enttäuscht wurde. Er plant sogar, seine ökonomischen

Aktivitäten auszudehnen, mit saarländischen Wissenschaftlern Solarenergieanlagen zu entwickeln. Ich bin gespannt, ob er unter den vielgepriesenen „wirtschaftsnahen Hochschulinstituten“ Partner finden wird. Er ist ein echter Werbeträger für dieses Land, und trotzdem wird er von den politisch Verantwortlichen ignoriert. Sieht man einmal von Jo Leinen ab, der etwas von der produktiven Dynamik dieses Mannes ahnt und mit ihm das ehrliche Engagement für eine gesunde Umwelt teilt, so zeigt man ihm im großen und ganzen die kalte Schulter. Er ist damit nicht allein, dieses Schicksal teilt er mit vielen anderen Mittelständlern und auch mit größeren Betrieben. Die Regierung kommuniziert nur mit bestimmten Fraktionen des Kapitals, mit denen, die ihren High-Tech-Glanz auch auf ihre Repräsentanten abwerfen, und mit denen, die ihre Politik goutieren.

Aussichten

Jetzt haben Sie, wird der Leser wohl einwenden, ein von der (Medien-)Öffentlichkeit gemachtes Bild gestürmt und an seine Stelle ein neues gesetzt, ein Heiligenbild gar. Gibt es denn gar nichts Negatives über diesen Menschen zu berichten, wo ist seine „dark side of the moon“? Ich kann alle Skeptiker und Dekonstruktivisten beruhigen. Die gibt es, aber ich werde einen Teufel tun, sie euch zu verraten. Er tut irgendwie weh, dieser Hans Raab, er tut vor allem Leuten weh, die sich in der Ambivalenz und der Diffusität eingerichtet haben, und für die Erfolg identisch ist mit Amoralität. Er soll auch weh tun. Ein Vorschlag zur Güte: Man kann die Ha-Ra-Story auch gegen den Strich lesen und den cholerischen Despoten entziffern. Dann hat man sein psychisches Gleichgewicht wieder – und die Welt wieder einmal nicht verstanden. Noch ein Vorschlag: Zieht los und sammelt Gegenbeweise, dann kommt wenigstens mal eine nette Kontroverse in Gang.

An die Regierung: Nehmt Menschen wie Hans Raab ernst und erkennt ihre Leistung für die hiesige Ökonomie an! Die beste Mittelstandspolitik, die hier schon mal mit EDV-Politik verwechselt wird, ist, mit dem Mittelstand zu reden. Nichts gegen Förderprogramme, wenn sie nur nicht so bürokratisch gehandhabt würden. Hans Raab hat sie übrigens nie in Anspruch genommen. Die wirkungsvollste Förderung ist aber immer noch, von politischer Seite her diesen Pionieren Mut zu machen.

Ein Mann. Eine Frau

Von Sonja Röder

I

Ein Mann. Eine Frau.
Und? Weiter nichts.

Eigentlich geht Sie das ja nichts an. (Sie als Leser wollen nur immer am liebsten in fremden Leben und Lieben stöbern.)

Es wäre davon zu erzählen, wie sie sich nicht kennenlernen. Wie sie sich suchen: Via Single-Treff und Annonce, via Tanzengehn und Töpferkurs. Sich herbeiwarten vielleicht.

Ein Mann keine Frau. Hier wollen wir einmal vornehmlich den umgekehrten Fall untersuchen: Eine Frau und kein Mann. Oder, weils das gleiche ist: Eine Frau und viele Männer – die falschen, wohlge-merkt immer die falschen.

Frau lernt Mann kennen: Nicht ein bißchen der RICHTIGE.

Mann bleibt zu Haus und lernt keine kennen, nicht die Frau und keine andere. Der Mann bleibt-sitzt zu Haus und wartet, daß sie kommt, der Depp. Und plötzlich stand das Glück die Frau vor der Tür und räumte endlich einmal auf kochte backte wusch in diesem Saustall. Der Sitzenbleiber ersehnt die Fee der Socken halber. Ach hätt ich nur drei Wünsche frei aber ein Lottogewinn wär mir auch recht.

Frau lernt Mann kennen: Rotzdaneben, wieder der FALSCHER. Schade, versuchen Sie es erneut! (Spielen Sie doch Häschen in der Grube, wenn sie nicht verlieren können.) Die richtig richtige Liebe zu finden ist halt ein Glücksspiel; Neue Runde neuer Mann Neuer Runder Mann. Wir sind ja alle nicht nein-nein mehr die Jüngsten.

Das Glück kam zu ihr wie ein Traum. Hieß Alfons Otto Horst. Natürlich nicht alles Glück auf einmal: Hieß Alfons, hieß Otto, hieß Horst. Ein Glück nach dem andern.

Das Glück Alfons ist massiv. Zentnerschweres Glü-hück. Glück, das aus der Form geraten ist. Der Mann geschieden sucht eine Bleibe notfalls mit Frau. Aus der Form und in die Bleibe. Heut wird getanzt, und morgen zieh ich ein. Schluckt die Frau. Alfons geht. Der Frau fällt ein schweres Glück vom Herzen.

Glück Horst & Sohn hat Hunger. Glück Horst

hat Sohn hat Hunger. Ihm fehlt zum glücklichen Horst die Frau die freudig kocht wie seine alte. Schluckt die Frau. Horst geht und der Kochtopf an ihr vorüber: Glück gehabt!

Das Glück Otto findet die Frau gut. Aber halt: Dieses Glück ist trügerisch! Es hat: eine kranke Mutter, einen Wasserrohrbruch, ein Auto: defekt, beruflich zu tun: sehr ferne, einen Sohn, der darf nichts wissen, im Januar wird er neunzehn. Endloser Otto-Katalog. Schluckt die Frau. Glück Otto von dannen, kann sie von Glück sagen: Noch einmal Glück gehabt!

Ich bin ja so wunschlos unglücklich!
Auf ein Neues: Auf gut Glück!

Zutreffendes bitte ankreuzen!

Mann 50 (Mercedes 600 SEL) sucht Frau bis 30.
Mann 50 (Mercedes 600 SEL, Bj. 91 mit vielen Extras) sucht Frau bis 25.

Er, Sternzeichen Benz sucht Beifahrerin (gut geölte Fotze). Na na.

Daimler-Man sucht gutgängiges Getriebe ab 16 zwecks Getreibe.

Ich bin Dein (bis 30) Hündchen für gesellige Stündchen (Liegesitze Ehrensache).

Er, 50 (600 SEL) mit diskreter Rückbank sucht Sie nicht über 25 für Überlandfahrt.

Mann 50 ohne Benz sucht leider Frau bis 50 gerne mit Benz.

Mann 50 sucht Frau mit Benz (je nach Bauart bis 50) gerne mit haushälterischen Interessen für immer.

Stellen Sie sich einmal vor: Der andere Mann, so ein edler Günter, mit sauberen Socken und redlichen Absichten annonciert einfach nicht in diesem Blatt.

Männer mit Benz sind alle Verbrecher!

Der Mann ohne Daimler will immer nur den einen Benz!

Verstehen Sie das vielleicht: Der andere Mann, so ein Einsamkeits-Heinz, ehern auf der Suche nach güldener Glückseligkeit zu zwein, willens, für ein kleines Glück vom feinsten dem Einsamkeitsschlamm den Rücken zu kehren verkehrt einfach nicht in diesem Lokal!

Die Frau, auch so eine Unvernunftsmaria, gibt

Mannes Hoffnung und Glückes Geschick nicht auf, oh nein. Läßt sie nicht fahren, die Hoffnung auf das Schiff das kommen wird ihr zu bringen den einen. (Mit 50 hat die Frau noch Träume! Mal ehrlich: Glauben Sie, daß sie es noch schaffen wird, einen Mann an Land zu ziehen?) Der sie so liebt und den sie so liebt wie keinen. Glaubt an seine Ankunft wie an den Messias glaubt den der sie glühücklich macht.

Zu Ihrer Information: Das Schiff war schon einmal gekohm-men und führte sie dann sodann in den holden, 25 Jahre währenden Hafen der Ehe. Die Maske zerbrach, ich habe Dein Gesicht gesehn, das Glück blieb stehn. Wie sich ein dufter Dampfer in das letzte Jenseits-Wrack verwandelt, wissen Sie sicher ausnahmsweise mal selbst.

Die Annoncen zahlt die Frau mit gleicher Münze. Sie (50) sucht einen Mann bis 48 basta, ein Altersnachlaß für dämmliche Daimlers wird nicht gewährt, so!

Ob sie mit 60 immer noch so fröhlich unperfekt sein wird?

Das fragen wir Sie, liebe Leserinnen und Leser. Schlafen Sie gut und viel Glück beim Raten und Träumen!

II

Ein Mann eine Frau

1065. Folge

Ein Paar, Marke langjährig. Fünf goldene Jahre am Bande. Der Mann geht ins Bordell. Warum. Wo sich doch beide lieben und mühen. Um Liebe mühen.

Er geht einmal zweimal drei vier. Warum. Wo ihr Sex doch häufig und heftig ist. Variationsreich. Phantasievoll gar. Der Mann geht, sagen wir, in den Puff.

Wie es dort ist. Es ist dort nicht so schön. Und doch geht er hin. Es treibt ihn nein der Trieb ist es nicht. Ein bißchen schön ist es schon.

Es folgt das Gewissen das schlecht ist. Ihm ist es (das Gewissen) schlecht. Was aber dann. Was jetzt.

Er will dort bestimmen, will bestimmen, wo's lang geht, zeigt regionale Härte zeigt harte Regionen her.

Darf er, weil zahlender Gast.

Wer zahlt darf bestimmen. Gibst du noch einen aus.

Bestimmtheit einkaufen. Einen Trink. Ein Mensch, Frau II, die Frau im Puff, soll tun, muß tun für kurze Zeit was er will. Verbindlich unverbindlich bleiben. Prost.

Es gehen mit ins Bordell: die Eltern, bestimmt-gestrenge (bestimmt gestrenge), der Chef, die Kollegen, die Frau. Firmen Eltern Partnerinnen: ist aber der Zutritt verboten: WIR MÖSSEN DRAUSSEN BLEIBEN.

Das Moral und die Verbot: leistet Gesellschaft. Alles falsch.

Warten, bis der Mann sich ausbestimmt hat.

Kann er dasdenndort. – Genügt ihm aber daß die Frau im Puff so tun muß genügen. Mann kann nicht alles kaufen. Das hast Du gut hast Du das gemacht das hast Du nötig gehabt nötig daß Du wiedereinkerst bei mir.

Und die Frau (die mit dem Fünfjahrsvertrag und noch viel mehr)? Stab rührt in fremder Möse bricht ewig ewige Liebe.

Versteht, versteht nicht, sie versteht, versteht sich, nichts.

Sie will aber alles wissen: en detail. Kann er nicht verstehen. Er erzählt rinnenden Schweiß. Erzählt er, rinnt Schweiß.

Auch wegen ihr geht er hin. Weil sie dort nicht da nicht da nicht dominant ist. Weil sie dort nichts zu sagen hat weil sie nicht alles besser weiß: Halt's Beserweißmaul, auch Du mußt draußen bleiben.

Es hat nichts mit ihr zu tun und es liegt an ihr.

Eiferwut, Verletzttheitssucht, eifrige eitrigte Angst: Ja, sind ihre.

Holt sie schon mal das Schafott aus dem Keller.

Verurteilung geht aber nicht.

Kopf ab: der Nutte Ute, dem Schwengel, dem Mann, der zur Seite gesprungen. Schuld gibts aber nicht.

Schwänzerne Gerechtigkeit: Der Kopf des Schwengels des Mannes: ab.

Juristen-Kausalität funktioniert nicht.

Kann sie sein Richter nicht sein Partner sein.

(Kann sie sein Richter, nicht sein Partner sein;
kann sie sein Richter nicht, sein Partner sein)

Gerechtigkeit mit einem Schwanz – Was nutzt ihr
der Mann unten ohne.

Ab mit dem Beil
in den Keller.

Die Frau hat: auch einen vorgesetzten Chef, be-
stimmte Eltern (in Klammern: eins), verstimmte Kol-
legen.

Ginge sie auch gern hin: ins Bordell. Doch wo der
Lust ist, nicht aber das Moral: Alles falsch.

Geht ätisch für Frauen aber nicht.

Der einzige Halt ist bleibt der zwischen dem Mann
und der Frau.

Bordell hin Bordell her.

Ist mir doch schwanzegal

Das muß nicht Liebe sein.

Morgen schmeißen wir den Chef raus!

Hofft sie, daß eines Tages das Bordell verpufft.

III

Der Mann die Frau

Geht die Rede von einem Rippenchen (46), das sich
elend einsam fühlt. Ohne Mann kommt sie sich vor
wie ein halber Adam bloß. Träumt von paradiesi-
scher Zärtlichkeit. Und das in diesem Alter! Doch
wer sucht, der wird fündig, und so auch sie. Bitt-
schön, da hätten wir ihn schon, ein halber, wohlfeiler
Adam (60) biete sich an und dar zu einem Leben in
Liebe, zu einem Du Liebesbißchenleben, was man
halt an seinem Lebensabend noch so erwarten kann,
da ists, nimms und oder stirb

Die Frau kann den Griffel mal wieder nicht davon
lassen. Hockt da und kratzt auf Papier und an der
männlichen Liebesgabe und an der Gabe des Mannes
zur Liebe. Bröckelt der Putz, bröseln die Fassade. Pa-
pier gibt nach

Viel Substanz ist dem Adam nicht geblieben, als
Gott der Herr ihm die Rippe nahm.

Hat keine Mark, der verdammte Adam will immer
nur das ein und dasselbe.

Die Frau will aber: Mit Lust und Liebe Liebe le-
ben Liebe machen.

Der Mann schließt sie tätschelnd und hätschelnd
ab: seine Lebensversicherung. Sein Körper ist gleich
ganz bereit, ihr all seine Liebe zu zeigen, wenn das
mal kein gutes Zeigen ist!

Die Frau, die bockt. Ihre Kooperation bei der Ko-
pulation läßt zu wünschen übrig, dabei trug sie doch
die ganze Zeit nichts als Liebe auf der Zunge und im
Herzen! Erst deklamieren und dann den letzten Akt
nicht geben. Den Höhepunkt des Liebesschauspiels
verweigern. Den Liebesinterruptus praktizieren.
Schau Liebes, so geht das nicht, sagt Adam zur Da-
me, er will ihr als Beweis seiner Liebe bedingungslos
in die Muschel rotzen, er will ihr einfach alles geben,
was er hat.

Die Frau, die bockt. Wenn Männer zu sehr lieben!
Er legt ihr einen liebevollen Eimer Samen zu Füßen.
Seine große klibbrige Liebe stinkt ihr und zum Him-
mel. Aus dieser Zeit stammt das Gerücht, daß Män-
ner immer nur das eine wollen!

Hört auf die Frau!

IV

Die Frau legt das Problem neutral wie sie meint
offen; hochnotpeinliche Prozeßordnung.

Der Bekanntengeschworenenkreis findet aber wie
folgt:

Eine Frau und ein Mann; dann kommt noch eine
(Frau II) dazu. Erst will er nicht, dann will er doch,
jedenfalls ein bißchen. Schon wandeln sich die Frau-
en zu zwei Stühlen, zwischen denen er sitzt. Was
jetzt.

Teilt man die vorwurfsvolle Haltung der Frau? –
Wer geht, hat Schuld. Die Bekannten defilieren in lan-
ger Reihe an ihm vorbei, speien vor ihm aus, recht so.
Der Frau jedenfalls in ihrer Verletztheit kommt das
entgegen. Sie speit mit, was aber in ihrem Fall soviel
heißt wie „Bleib bei mir“. Frau bezieht alles nur auf
sich, versteht nicht, daß diese Geschichte eigentlich
nichts oder besser weil ehrlicher gar nichts mit ihr zu
tun hat. Frau will Mann behalten, das ist das Gegenteil
von verlieren und alles was zählt wenigstens glaubt sie
das nun. Sie will ihn zu sich ziehen, das heißt für sie
zur richtigen Frau weil doch zuerst da und ältere Rech-
te. So als ob der Mann den Zwiespalt Mann – Frau,
Mann – Frau II nur zu ihrer Schikane erfunden hätte,
so als ob der Mann sich nur einen rechten Ruck und
schon ist alles wieder. Das Problem ist kein echtes, für
die Frau liegt die Lösung auf der Hand. Warum bloß
will er sich nicht ziehen lassen, keine erbettelte Fortset-
zung der Freundschaft aus Mitleid nicht genug ist
nicht genug. Wichtiger ist doch, daß der Mann sich
für die Frau entscheidet, gegen Frau II für die Frau
entscheidet, wenn er sich denn entscheidet

Aufarbeiten – eine bloße Mischung aus Vorwurf, Tränen und Mann auf der Anklagebank. Die Logik des Verletzten, das sich als Opfer begreift. „Wie kannst Du mir das antun“ – der klassische Dreierkonflikt aus der Betroffenenperspektive reduziert das Problem auf zwei Komponenten (Du – mir); der oder die Dritte im Bunde erscheint allenfalls als Neutrum (das: das ist Frau II). Die Frau: hat keine Träne für Frau II wie soll sie auch.

Aufarbeiten hieße doch auch, nach Ursachen, diesen unliebsamen Dingen fragen, nach der wohlge-merkt beidseitigen Mängelwirtschaft in der Freundschaft, die das Auftauchen von Frau II am Horizont erst möglich macht. Aufarbeiten heißt auch, dieses gewachsene Konstrukt aus Frau und Mann auf die ihm verbliebene Substanz hin abklopfen. Vorsicht es staubt. Was bittschön hält denn noch zusammen.

Es waren drei Gestalten ... Die Variation Frau, Mann und Mann II ist denkbar. Dann freilich wäre es Schicksal mit Sicherheit Schicksal, das die Frau er-teilt von hoch oben tut mir leid du verstehst tust mir leid.

Lieben heißt loslassen können. Es muß schon ein Irrer wie Rilke sein, dem wir einen solchen Satz nachsehen.

Die Frau „schickt“ den Mann zu der anderen, nicht böse, sondern eigene Verletztheit beiseite. Dort mag er klären, wohin er will. Sie zeigt schon, daß sie sich freute, käme er denn wieder zu ihr: er, noch immer bedeutsam für sie. Zwingen wollen soll sie nicht. Zwingen wollen will sie nicht.

Regelmäßig bezieht sich die Angst darauf, daß sich der Partner anderweitig verliebt. Falsche Stoßrichtung der Angst oh Herr. Richtiger müßte man sich davor fürchten, daß sich jemand in den Partner verliebt. Daß jemand den Partner, der doch meiner ist, für liebenswert hält. Daß ihm jemand Liebe anträgt.

Wer wird denn Liebe, die an einen herangetragen wird, zurückweisen wollen wäre noch schöner dafür ist sie zu selten.

Die schöne Qual der Wahl. Verliebe ich mich großes Risiko hingegen selbst, weiß ich doch gar nicht woher soll ich nur wissen wer weiß, ob der andere die andere das Neue mich denn auch nimmt nähme, so wie ich bin wohlge-merkt.

Liebesmathematik von wegen Hals über Kopf nicht blind, eher Kopf über Körper nicht blind nein und am Ende hat mans über.

Was ich alles aufgeben müßte um. Legitim und wenig verwerflich ist sie, diese Liebesrechenart. Schließlich haben Frau sich und Mann sich mühevoll

kennengelernt in Jahren im Schweiß mit Krämpfen die Scheu abgelegt, vor dem anderen an den Zehen zu puhlen, wenig schmackhaft morgen- etwaig auch mittag- und abendmüßig zu sein. Intime Vertrautheit ist so eine Vokabel, die meint, daß man mit den verlässlichen Fehlern und Schwächen des anderen zu leben vermag er auch mit meinen gibt es da oh Glückes Geschick noch etwas anderes zwischen uns beiden das ist der Grund.

Wie lange bräuchte ich nun frag ich rein theoretisch und nur so zum Spaß nur so und ohne daß ich mir was dächte wie lange in Jahren wie lange um Vertrautheit mit einem fremden mir neuen Partner ja richtig Vertrautheit ist etwas Organisches mir den Bart der Vertrautheit wachsen zu lassen.

Lieber Liebe, die man mir nachwirft wo gibts denn wohlfeile gar gratis Liebe, schön, die Qual der Liebespartnerwahl mir bleibt auch nichts erspart, wenigstens nach dem hier stillschweigend vorausgesetzten europäisch und andernorts verbrieften Treue- und Ewigkeitsmodell, demzufolge man nicht auf zwei oder gar mehreren Hochzeiten tanzen kann, mir bleibt auch nichts erspart.

Ich bin aber weich und nachgiebig. Wehtun steht mir nicht.

Mag weder den Schmerz des einen der einen noch der anderen des anderen auf meine Kappe nehmen.

Alternativ-Modell I: Tue Deinen Schwanz wohin er will haltneinVerruchVerrat Deiner Möse gib was sie begehrt und vertrau dem Reiz der Nicht-Vertrauten und komm heim zu mir wenn Du magst. Könnte Tränen geben wolln wir nicht. Drum heißt Was Du nicht willst was man Dir tut Abstand nehmen heißt. Das Alternativ-Modell ist keins behält trotz trotz trotz etwas Faszinierendes Schwanz Möse beiseite schon wichtig aber nicht so. Eine Frau geht auf einen Mann der nicht ihr gottgebener Gatte ist zielstrebig zu, was nur uns Zuschauer zu verblüffen scheint, sonst niemanden. Sie kennt ihn doch kaum. Eben, eben. Der Traum von substantieller undiskutierter Übereinstimmung. Nur ein Film nur ⁽¹⁾. Jaja der Reiz des Fremden, das Gegenüber fremd, man selber fremd, sich, dem anderen. Ich bin unerforschtes Gelände, der andere geht ohne Routine an mich meine Lust heran. Anders ganz anders der Langzeitpartner zwick er hier fiep ich da. Frau und Mann schleifen sich ab bis zur Ununterscheidbarkeit von Eiern. Am Ende alles hat ein Ende und so auch dies ward aus ihnen Frann und Mau.

(1) Gefahr in Verzug (R: Michel Deville)

Annegret Leiner

Original Offset Lithos vom April 1993

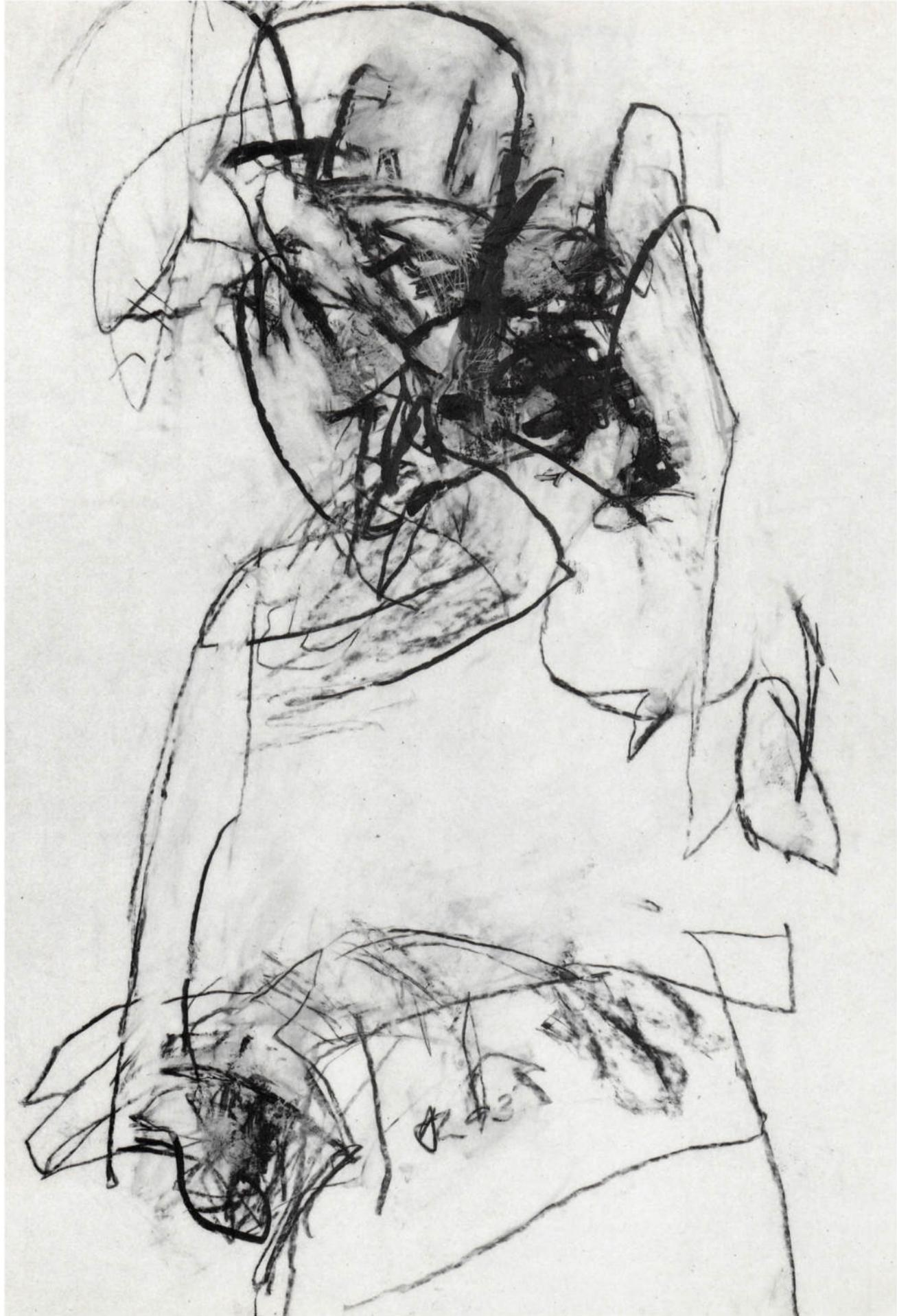
Geboren 1941 in Hannover,
Studium an der Werkkunstschule Saarbrücken und
der Staatl. Hochschule der Bildenden Künste in
Braunschweig.
1988 Förderstipendium der Stadt Saarbrücken.

Ausstellungen (Auswahl):

1977 Moderne Galerie Saarbrücken, Saarl. Künstler-
bund
1978 Galerie am Zwinger St. Wendel, Künstlerinnen
78 Kulturhalle Neukirchen-Vluyn/NRW
1979 Librairie des Arts Nancy – E
30ème Salon de la Jeune Peinture, Paris
1980 Moderne Galerie Saarbrücken
1982 Moderne Galerie Saarbrücken
Skulpturenmuseum Marl/NRW
Landesvertretung Saar, Bonn
1986 Stadtgalerie Saarbrücken
1987 Moderne Galerie Saarbrücken
1988 Stadtgalerie Saarbrücken
Deutsche Kunst heute, Brüssel
Künstlerhaus Saarbrücken – E
1989 Ecole des Beaux Arts, Metz – E
Galerie A LINEA, Nancy
Castelfranco Veneto
Kunstszene Saar, Neunkirchen
1990 Stadtgalerie Saarbrücken – E
Chapelle de L'Oratoire, Nantes – E
1991 Kunstszene Saar, Insel Mainau
Der Deutsche Künstlerbund, Darmstadt
1992 Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken – E
Stadtgalerie Saarbrücken
1993 Galerie OEIL, Forbach/Frankreich – E











WURSCHT

Ein paar Gedanken von und über Thomas Bernhard

Von Bernd Nixdorf

„Es gibt nichts Besonderes“

Wurscht ist eines seiner Lieblingsworte, so scheint's. Er benutzt es in seinen Romanen und Stücken wohl weniger, aber so, privat, wenn er mit jemandem redet, wenn!, dann ist vieles einfach wurscht, weil, was man sowieso nicht ändern kann, was mächtiger ist, damit kann man besser leben, wenn es einem wurscht ist, wenn es zu der Einheitspampe im Darm gestopft wird, in der nichts mehr differenziert werden kann, in der alles drin ist, was man sonst nur wegschmeißen könnte. Für Bernhard gibt es „Wurscht“ und die wichtigen Dinge des Lebens: Selbstmord und Irresein, Sterben, Alleinesein und Schreiben. Obwohl die eigentlich auch wurscht sind. Aber vielleicht weniger wurscht.

„Es stimmt ja immer zugleich alles und nichts“

Wenn die Urteile zwischen „große Literatur, wirklich großartig“ und „ein Scheißdreck“ schwanken, dann ist wohl, wie immer, beides wahr und falsch. Aber eigentlich ist es egal, denn für wen werden solche Urteile abgegeben? Für den Autor sicher nicht, nicht für diesen Autor, für den es von jedem seiner Bücher eh nur ein Exemplar, für ihn selbst natürlich, zu geben brauchte. Der aber natürlich auch gerne davon lebt, obwohl er, wenn er Lastwagen zählen würde, dreimal soviel verdiente. Für die Leser sicher auch nicht, denn denen muß die Meinung anderer doch egal sein, wenn sie Bernhard lesen. Also?

„Ich hab' auch allein schon gelacht“

Da sprech ihm noch einer die Lebensfreude ab. Und diese doppelbödigen Schimpfgelege gegen Gott, Welt, Menschen, Philosophen, Schriftsteller und Hosenprobierzellen, die kann nur einer von sich geben, wenn er dabei – allein mit sich – sich kaputtlacht, über die, die er beschimpft (z.B. die Probierzellen) und über die, die sich drüber ärgern werden (z.B. die Besitzer von Kleiderhäusern) und über die, die ihn ernst nehmen werden („Wie Bernhard schon sagte: Der während des Hosenprobierens eingetretene Herztod ist keine Seltenheit.“). Das ist alles schon sehr komisch. Ungefähr so komisch: „Die Leute gehen in ein Geschäft hinein und wollen nur eine Hose probieren und probieren naturgemäß sieben oder acht und es trifft sie der Schlag. Der Kleiderhausprobierzellenschlag ist der häufigste.“

„Man tut es, oder man tut es nicht. Und wenn man es nicht tut, dann lebt man halt weiter“

Aber man lebt ja nicht „halt“ weiter. Neugier ist es, die ihn am Leben hält. Vielleicht die Angst, doch noch was zu verpassen. Aber die Stimmungen, die wanken ständig, man könnte von jetzt auf gleich in

die Stimmung kommen, sich aus dem Fenster zu stürzen. Und wenn man dann im 14. Stock ist, ist es wieder vorbei. Vielleicht ist einem eingefallen, daß man noch vergessen hat, dies und das zu erledigen. Dann geht man wieder runter, und unterwegs trifft man irgendeinen Idioten, den man nicht leiden kann, und man ist sofort wütend genug, um weiter zu schreiben, „weil man aus der Wut heraus ja sehr gut arbeiten kann“. Vielleicht ist es einer von diesen furchtbaren Familienvätern, die glauben Kinder in die Welt zu setzen und nicht wissen, daß sie Massenmörder und von Krankheiten zerfressene alte Menschen gebären.

„Es wünscht einem ja nie jemand was Gutes“

Anscheinend nicht einmal die Gebärer ihren Geborenen. Würden sie es sonst tun? Vielleicht setzen die Menschen überhaupt nur Kinder in die Welt, um sicher zu gehen, daß ihre eigene Unzulänglichkeit und ihr eigenes Leid auch mit Sicherheit eine Fortsetzung erfahren, daß das Jammertal des menschlichen Elends auch weiterhin sich ausdehnen kann.

„Ich bin ja auch als Kind immer schon boshaft gewesen“

Denn irgendwie muß man sich ja wehren, schützen vor Übergriffen ins eigene Leben und Denken. Und die passieren schnell, weil die Leute ja lieber nachplappern als selber denken. „Was der Kant geschrieben hat, ist ja ganz lieb und nett“. Aber was sonst? Es ist nur eine Philosophie aus einem Kopf. Und Millionen plappern es nach, auch wenn Kant es drei Minuten später selbst nicht mehr geglaubt hat. Wär der Kant böser gewesen, hätten sie ihn in Ruhe gelassen. Wie den Schopenhauer zum Beispiel. Boshait als Selbstschutz.

„Ich bin ja Sympathisant, nur ich weiß nicht, für was“

Der Bernhard sympathisiert mit sich selbst. Das ist ja banal. Aber manchmal glaube ich, wenn ich bestimmte Bilder von ihm sehe, daß er sich seinen Teil denkt und daß das, was er so rausbrüllt, nur ein Teil von diesem Teil ist, denn der andere Teil, der schweigende, fühlt sich zu schwach und angreifbar, um aus seinem Versteck zu kommen. Der sympathisiert ganz stark mit den Menschen.

„Und wenn's aus ist, dann weiß man eh nichts davon“

Was!? Der Bernhard ist tot? Seit wann? So lange schon! Sicherlich Selbstmord. Nein? Hätte mich auch gewundert. Na ja, is' ja eh wurscht

Rechtsextremismus im Saarland

Von AG gegen Rassismus und Rechtsextremismus*

Trotz des schon durch die ganzen achtziger Jahre beobachtbaren politischen Rechtsrucks sind die spätestens seit der deutschen Vereinigung dramatischen Entwicklungen am rechten Rand des politischen Spektrums und das zustimmende Echo in Teilen der Bevölkerung zunächst auf eine unvorbereitete bürgerliche Öffentlichkeit gestoßen. Das kopfschüttelnde Staunen, nachts vor dem Fernseher während der Gewalttaten im rechtsfreien Raum Rostocks, war kaum geringer als im Golfkrieg, die Lektüre der Wochenblätter brachte nur weitere Desorientierungen.

Die tagesaktuellen Medien, voran das Fernsehen, reagieren mit einem inzwischen unausweichlich scheinenden reflexhaften Automatismus. Anschläge, Morde und Gewaltexzesse werden durch ihren Neuigkeitswert, ihre Visualisierbarkeit und die in Opfern quantifizierbaren Folgen zum Medienereignis. Wiederholung bedeutet Ermüdung, was die vorige Meldung zum Thema in seiner Dramatik nicht in den Schatten stellt, hat gute Chancen, durch das Sekundenraster der Produktionsbedingungen von Nachrichtensendungen zu fallen. Die „Hochkonjunktur“ ist schon wieder abgeflaut, wenn die ersten seriös recherchierten Reportagen fertiggestellt sind.

Der Rechtsextremismus ist aus den Schlagzeilen. Nach Mölln und Lichtenhagen, Lichterketten und der anstehenden Asylrechtsänderung ist wieder Ruhe eingekehrt in deutschen Landen. Diese Ruhe täuscht darüber hinweg, daß in den ersten drei Monaten dieses Jahres allein im Saarland 23 Gewalttaten mit rechtsradikalem oder ausländerfeindlichem Hintergrund registriert wurden. Die knappe Berichterstattung in der Saarbrücker Zeitung zu dem Brandanschlag in Limbach im April zeigt, daß rassistische Übergriffe (mittlerweile) als Bestandteil deutscher Normalität hingenommen werden. Auch die Täter rassistischer Gewalttaten waren in der deutschen Medienöffentlichkeit schnell festgestellt. Sie erscheinen dort als junge alkoholisierte Einzeltäter aus der Unterschicht ohne politischen Hintergrund.

Tatsächlich aber breitet sich am rechten Rand der Gesellschaft ein Spektrum von rechtsextremen und neonazistischen Gruppierungen bis ins bürgerliche Lager hinein aus. Welche Breite die extreme Rechte angenommen hat, kann die Zahl der verbreiteten Publikationen belegen. In den Verfassungsschutzberichten der letzten Jahre werden regelmäßig erscheinende Zeitungen und Zeitschriften mit einer Auflage von rund neun Millionen(!) Exemplaren explizit als verfassungsfeindlich eingestuft.

Zunehmend scheinen auch die intellektuellen Zeitdiagnostiker dem Zwang zu folgen, zu politischen und gesellschaftlichen Verwerfungen Schnellschüsse abzugeben. Allenthalben wurden in den letzten zwölf Monaten Interpretationen, soziologische Versatzstücke und ganze Theorien feilgeboten, deren Spektrum von angestaubten Antifa-Weisheiten über modische Marginalisierungstheoreme bis hin zu heideggernden Gemeinschaftsutopien reichte – die Nachfrage nach Erklärungen schafft vielfältige Angebote.

Die SAARBRÜCKER HEFTE haben dem neuen rechten Denken und Handeln bisher nicht allzuviel Aufmerksamkeit geschenkt, einen Schwerpunkt zum Thema, das aus so vielen Themen zu bestehen scheint, wird es in nächster Zeit nicht geben. Vielleicht kann die halbjährliche Erscheinungsweise auch eine Chance sein, zumindest stellenweise einen Überblick zu gewinnen. Wir beginnen in diesem Heft mit einem Beitrag von Beobachtern aus der Jugendzentrumsarbeit, die seit Jahren die saarländische rechte Szene teils hautnah erleben. Weitere Artikel, nicht nur zum Saarland, werden folgen – zu befürchten steht, daß uns das Thema noch lange erhalten bleiben wird.

Bei der ideologischen Ausrichtung der rechten Gruppierungen wurde in den letzten Jahren die alte Rechte mit ihrem offenen Bezug auf den Nationalsozialismus weitgehend durch die „Neue Rechte“ abgelöst. Diese bietet mit ihren ideologischen Eckpunkten Nationalismus, Ethnopluralismus und Sozialdarwinismus eine modernisierte Version rechter Ideologie. Bezugspunkt des neurechten Weltbilds ist das Volk, das biologistisch verstanden als Schicksalsgemeinschaft eine spezifische, letztlich genetisch bedingte Kultur hervorbringt. Von der genetisch begründeten Ungleichheit der Menschen gelangt die neue Rechte zur Ungleichwertigkeit der Menschen überhaupt. Weiteres zentrales Merkmal des neurechten Ideologiekonzeptes ist der Ethnopluralismus. Wörtlich heißt Ethnopluralismus Vielgestaltigkeit der Völker. Praktisch ist damit Apartheid gemeint: Die Völker sollen unter sich bleiben („Deutschland den Deutschen – Die Türkei den Türken“).

Heute tritt eine modernisierte, intellektueller und cleverer gewordene Rechte in die Arena, besetzt Themen, schafft Berührungsfelder, um Debatten in das bürgerliche Lager zu tragen und Tabuschwellen gegenüber der eigenen Ideologie zu senken. Eingeleitet durch den Historikerstreit und Bitburg erlebte die Rechte spätestens mit der Wiedervereinigung und

dem damit verbundenen nationalen Taumel einen enormen Bedeutungszuwachs. Der ideologische und praktische Handlungsspielraum der gewalttätigen Rassisten wurde durch die von der Politik initiierte „Asyldebatte“ zusätzlich ausgeweitet.

Auch im Saarland hat sich ein rechtes Spektrum über die parlamentarische Rechte, die verschiedenen außerparlamentarischen Splittergruppen bis hin zu unorganisierten Skinheads und Hooligans ausgebreitet. Laut Auskunft des Verfassungsschutzes wird dieses Potential auf 1000 Aktivisten im Saarland geschätzt.

Die parlamentarische extreme Rechte

REPS

„Mit Radikalinskis, Skins, Heilschreibern, die sich selbst Neonazis nennen, wollen wir nichts zu tun haben“. So beschwört Schönhuber den neuen Kurs der REPs, vom Geruch des Rechtsextremismus wegzukommen. „Im Ton moderater“ werden die alten Inhalte neu verkauft. Zu diesen Inhalten zählen nicht nur offener Rassismus und die Rückgewinnung der „völkischen Identität“. Die REPs versuchen sich den Wählern als „Sozialpatrioten“ zu präsentieren. Sie knüpfen am deutschen Wohlstandschauvinismus und an den deutschen Werten Sicherheit und Ordnung an und agitieren jetzt z.B. gegen das „Drogenproblem“ und die EG.

Während auf Bundesebene der ehemalige Waffen-SS-Mann Schönhuber die Republikaner wieder fest im Griff hat, fehlen auf regionaler und lokaler Ebene vergleichbare „Führerpersönlichkeiten“. So traten die saarländischen Republikaner in den Medien hauptsächlich durch Parteiqueren in Erscheinung. Sie scheiterten zwar bei den letzten Landtagswahlen mit 3,3 %, bei den Kommunalwahlen 1989 schafften sie u.a. den Einzug ins Saarbrücker Rathaus. In Saarlouis erzielten sie mit 10,4 % ihr bestes Ergebnis im Saarland. Langjähriger Landesvorsitzender der Republikaner war der ehemalige Präsident des FC Saarbrücken Uwe Strassel. Diese Rolle hat jetzt der Polizeibeamte Karl Werner Weiß übernommen. Die REPs verteilen auf Flugblättern z.B. in Malstatt und Burbach oder vor dem Stadion ihre einfachen „Lösungen“.

DVU

Die Partei des Gerhard Frey ist mit mindestens 20.000 Mitgliedern in der BRD die größte rechtsradikale Organisation. Mit seinen Zeitungen (Nationalzeitung und Deutsche Wochenzeitung) erreicht er eine wöchentliche Auflage von über 150.000. Neben

den Bekanntmachungen regionaler – auch saarländischer – DVU-Veranstaltungen erscheinen dort regelmäßig Inserate von Gerd Marenke. Unter dem Deckmantel einer „Militaria Privatsammlung mit Museum 1900-1945“ betreibt Marenke in Beckingen einen Handel mit Waffen, Urkunden, Emblemen und Uniformen ausschließlich aus der Nazizeit. Dabei preist er seine „Sammlung“ mit dem Vermerk „nur deutsch“ an.

NPD

Gegründet 1964 war sie jahrelang die zentrale politische Kraft des organisierten Neofaschismus. In den letzten Jahren wurde sie zunehmend zwischen Republikanern einerseits und offen nazistischen Gruppierungen andererseits zerrieben.

Die NPD-Saar wurde in den letzten Jahren maßgeblich von Peter Marx geprägt. Seine Karriere begann als Anführer der saarländischen JN, der NPD – Nachwuchsorganisation und als stellvertretender Bundesvorsitzender des Nationaldemokratischen Hochschulbundes. Dabei hat er u.a. mit dem Nürnberger Horst Ulrich Schlesmer zusammengearbeitet, der für das Spiel „Jude ärgere dich nicht“ verantwortlich zeichnet. 1988 wurde Marx der erste Mann der Saar-NPD. Auf Bundesebene ist er inzwischen in das NPD-Parteipräsidium aufgestiegen. Außerdem sitzt er in der Redaktion des NPD-Organs „Deutsche Stimme“ – und schreibt u.a. Artikel wie „Frankfurt – Hauptstadt der Multikriminalität“. In dieser NPD-Zeitung wird auch die jetzige Vorsitzende der NPD-Saar Ellen Scherer für ihren Auftritt im ZDF gelobt. Sie hatte in der Sendung Mona Lisa ein Forum für Sätze wie: „Die Ereignisse in Lebach haben gezeigt, daß eingeführte Asylbewerber zu einer Gefahr für Leib und Leben Unschuldiger wurden“ und „Multikultur ist gleich Multiverbrechen“.

Vom saarländischen Landesamt für Verfassungsschutz wird das Potential von DVU und NPD zusammen auf über 300 eingeschriebene Mitglieder geschätzt.

JN

Die Jugendorganisation der NPD, die Jungen Nationaldemokraten, versuchen zur Zeit, weg von parteiähnlichen Strukturen zu kommen. Statt dessen „müssen die Jungen Nationaldemokraten zu einer aktivistischen, höchst mobilen, völlig entbürokratisierten autonomen Gruppe von politisch Militanten werden“. Ideologisch hat sich die JN entschieden vom Weg des Hitlerfaschismus abgewandt und versucht konsequent, verschiedene Nebenströmungen der NSDAP (Gebrüder Strasser) aus der „Konservati-

ven Revolution“ wiederzubeleben. So kann sie zu einem Bindeglied zwischen der Neuen Rechten und der aktionistischen Fascho-Szene werden.

Die JN organisiert sich im Saarland in einem Landesverband Saar/Rheinland-Pfalz. Dessen Vorsitzender ist Oliver Neumüller aus St. Ingbert. Er gehört zur St. Ingberter Skinhead-Szene und organisierte das Konzert der Fascho-Skinband Screwdriver (auf das wir noch eingehen).

Zur Organisation der außerparlamentarischen extremen Rechten

Rechtsextreme, gewaltbereite Gruppen sind nach Erkenntnissen der Verfassungsschutzbehörden dabei, sich stärker zu organisieren. Seit der rassistischen Angriffswelle nach Hoyerswerda haben die Kader fast sämtlicher Gruppierungen die Organisationsarbeit auf regionaler und lokaler Ebene verstärkt. Durch diese Aufbauarbeit in kleineren regionalen Gruppen konnten wesentlich mehr neue Leute angelernet und in die überregionalen Organisationen eingebunden werden als je zuvor. Es bestehen neben parteimäßig organisierten Neonazis zahlreiche Cliques von rechten Jugendlichen, die lose und durch informelle Kontakte an die Parteienstrukturen angebunden sind. Im wesentlichen agieren diese Gruppen in regionalen Aktionsräumen, wobei sie in meist ländlichen Gegenden Übergriffe planen und ausführen. Außerdem sorgen Naziskinkonzerte, Hooliganrandalen oder auch Wehrsportübungen, zu denen auch nicht-Organisierte eingeladen werden, für einen regen Kontakt zwischen Parteinazis und lose organisierten Gruppen.

Einen Einblick in die Strukturen der saarländischen Rechten bekam die Öffentlichkeit nach einem Überfall in Saarbrücken im Oktober 1992. Eine Gruppe von 12 Skinheads schlug vor dem Schwulen- und Lesbenzentrum einen Studenten zusammen. Wie sich bei den nachfolgenden Hausdurchsuchungen herausstellte, hatten sie nicht nur bundesweite Kontakte zu den diversen rechtsextremen Organisationen, sichergestellt wurden neben Waffen auch stapelweise Propagandamaterial und Schriftstücke, welche auf starke Rechtsradikalengruppen im Raum Illingen und Neunkirchen hindeuten. Es handelte sich dabei um Skinzines und Propagandamaterial von DVU, NPD, der Initiative für Ausländerbegrenzung (gehört zur DVU) sowie der Nationalistischen Front.

Nationalistische Front

„Die Nationalistische Front gehört zur weltweiten Bewegung des sozialrevolutionären Befreiungsnationalismus.“ So liest sich das Selbstverständnis der NF in Ihrer Satzung. „So wie Hitler für seine Zeit Lösungen gefunden hat, so müssen wir es für unsere versuchen.“ Da die NF sich als Elite begreift und sich damit von den anderen neonazistischen Organisationen abheben will, wird vor allem die Tradition der Waffen-SS beschworen. Die NF bildete 1992 ein „Nationales Einsatzkommando“, das speziell für den politischen Straßenkampf ausgebildet wurde. Wie sich später herausstellte, gehörte einer der am oben erwähnten Überfall beteiligten Skinheads diesem Nationalen Einsatzkommando an. Die inzwischen verbotene NF verteilte in St. Ingbert Flugblätter, in denen dazu aufgerufen wurde, die Forderung „Ausländer raus“ endlich selbst durchzusetzen.

15.1.92 Brandanschlag auf den selbstverwalteten Betriebshof Saarlouis (Nachrichten des VSJS)

15.1.92 Bei einem Feuer in einem Wohnhaus in Neunkirchen sterben neun Menschen; darunter eine kroatische Familie mit drei Kindern. Polizei: Keine Brandstiftung! (Welt 6.4.92)

11.7.92 In Saarwellingen greifen Neonazis eine von 40 Flüchtlingen aus Bosnien bewohnte Turnhalle an (ND 14.7.92)

29.8.92 In Saarlouis werden zwei Brandsätze in ein Heim, in dem 60 Asylbewerber leben, geworfen (Welt am Sonntag 30.8.92)

14.9.92 In Wadgassen wird eine Unterkunft von Aussiedlern mit Brandsätzen angegriffen (FR 15.9.92)

14.9.92 In Saarlouis wird eine scharfe Rohrbombe

im Orannaheim, in dem 80 Asylsuchende leben, rechtzeitig entschärft (SZ 15.9.92)

14.9.92 Brandanschlag auf ein 3-Familienhaus in Ottweiler, in dem eine algerische Familie lebt (SZ 15.9.92)

21.9.92 In einem Aussiedlerwohnheim in Illingen werden Fensterscheiben eingeworfen und Parolen gesprüht (SZ 23.9.92)

21.9.92 In der Bübinger Festhalle wird ein Brand gelegt (SZ 23.9.92)

22.9.92 Neun jüdische Gräber werden in Merlebach geschändet (SZ 23.9.92)

22.9.92 In Saarwellingen wird ein Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim verübt. Die Bewohner erleiden Rauchvergiftungen (FAZ 24.9.92)

28.9.92 In Bruchweiler/Bärenbach (Pirmasens)

Gesinnungsgemeinschaft der Neuen Front

Wie die NF ist auch die Deutsche Alternative inzwischen verboten. Die DA gehört zu der von Michael Kühnen aufgebauten „Gesinnungsgemeinschaft der Neuen Front“ (GdNF). Diese Kaderngemeinschaft ist straff organisiert und versteht sich als Avantgarde zum Aufbau einer neuen NSDAP. Mitglieder dieser Organisation sammeln Waffen, führen paramilitärische Trainingslager durch und rekrutieren vor allem Jugendliche mittels Vorfeld- und Wahlorganisationen.

Laut Auskunft des saarländischen Innenministeriums fällt die DA an der Saar bislang nur durch „Einzelaktivisten“ auf. In der Mitgliedsliste der DA, welche nach dem Tod von Michael Kühnen aus dessen Besitz in die Öffentlichkeit gelangt ist, finden sich einige Adressen aus dem Saarland. Nr. 1 der Liste ist das Ehrenmitglied Adolf Hitler.

Aktiv ist die GdNF auch im jugoslawischen Bürgerkrieg. Sie organisierte eine Söldnertruppe „für ein starkes und ethnisch reines Kroatien“. Einer dieser Söldner ist der aus Waldmoor stammende Oliver Schweikard (22), laut Aussage der Mutter ein „Hitlerfan“.

In enger Verbindung zur GdNF steht der Kulklux-Klan. Dieser warb Anfang 1992 in Saarbrücken um Mitglieder. Auf Antragsformularen des Klans wird in Frageform das Gedankengut verbreitet. Indirekt werden darin Rassentrennung sowie „die sofortige Ausweisung aller hier lebenden fremdrassigen Ausländer aus unserem Land“ gefordert. Noch in den Achtzigern machten Mitglieder des Klans des öfteren durch Morde an Schwarzen auf sich aufmerksam.

sticht ein Nazi einen jungen Mann nieder, der sich über das Absingen des „Horst-Wessel-Liedes“ empörte (FR 30.9.92)

10.10.92 Brandanschlag in Neunkirchen-Wiebelkirchen (Verfassungsschutz des Saarlandes)

10.10.92 In Saarbrücken wird ein junger Mann von zwölf Skinheads brutal zusammengeschlagen (SZ 12.10.92)

13.10.92 In Metz verprügeln deutsche Nazis einen Studenten (taz 14.10.92)

13.10.92 Brandanschlag in Wallerfangen-Giesingen (Verfassungsschutz des Saarlandes)

30.10.92 Rechtsradikale überfallen das JUZ Homburg und schlagen mit Baseballschlägern auf die Gäste ein (SZ 2.11.92)

4.11.92 Drei algerische Asylbewerber werden in

Skinheads und Hooligans

Im Umkreis der verschiedenen neonazistischen und rechtsextremistischen Organisationen existiert eine ausgeprägte neonazistisch orientierte Jugendzene. Durch die Medien sind vor allem sogenannte Skinheads und Hooligans bekannt geworden.

Skinheads

Innerhalb der diffusen und nicht eindeutig zu unterteilenden deutschen Skinhead-Szene werden drei Hauptströmungen unterschieden. Neben den antifaschistisch orientierten SHARPs (Skinheads against racial prejudice) und den sich als unpolitisch verstehenden OI-Skins werden die Fascho-Skins immer einflussreicher. Sie zeichnen sich durch rechtsextreme Orientierung, rassistisches Gedankengut und hohe Gewaltbereitschaft aus. Wir gehen hier nur auf letztere ein.

Nach Auskunft des Landesamts für Verfassungsschutz zählen die Skinhead-Cliquen im Saarland etwa 50 Personen aus dem Raum Saarbrücken, Saarlouis, Neunkirchen, Illingen und St. Ingbert. Über Jahre hinweg war das „Spinnrädchen“ in St. Ingbert die „Szenekneipe“ der saarländischen Fascho-Skins. Als Veranstaltungsort von Konzerten der Gruppen Störkraft, Radikahl, Volkszorn, Tonstörung u.a. wurde das „Spinnrädchen“ zum Treffpunkt für Fascho-Skins und Rekrutierungsfeld für Neonazis aus dem gesamten südwestdeutschen Raum.

Musik spielt in der Skin-Szene eine große Rolle. Unverhüllter neonationalsozialistischer Rassismus und Nationalismus der Skins kommen in deren

Saarbrücken ausgeraubt (SZ 6.11.92)

5.11.92 Brandanschlag in St. Ingbert (Verfassungsschutz des Saarlandes)

7.11.92 Brände in drei Saarbrücker Wohnhäusern. In einem sind Asylbewerber untergebracht (SZ 9.11.92)

20.11.92 Ein Asylbewerberwohnheim in Völklingen wird schwer beschädigt (SZ 24.11.92)

26.11.92 Ein deutsch-türkischer Schüler wird auf dem Weg zum Ludwigsgymnasium von zwei Personen in Saarbrücken überfallen (SZ 28.11.92)

Nach den Erkenntnissen des saarländischen Innenministeriums wurden 1992 achtundsechzig fremdenfeindliche Gewalttaten mit rechtsextremistischer Motivation verübt.

Songs zum Ausdruck. So ruft die Gruppe Störkraft, die auch in St. Ingbert spielte, in dem Lied „Deutschland“ zum Rassenkampf auf: „Ja eines Tages da wacht ihr alle auf, rettet die Rasse die man einst verkauft, denn ich weiß in jedem Deutschen da steckt ein Mann, der das Verderben noch verhindern kann“.

Ende 1991 spielte die Nazi-Kultband Screwdriver in Hassel bei St. Ingbert. Auch dieses Konzert wurde vom „Spinnrädchen“ aus organisiert. Dazu reisten über 500 Glatzen aus ganz Deutschland und sogar aus dem Ausland an. Screwdriver ist in England aufgrund diverser Straftaten und Volksverhetzung verboten. Ian Stuart Donaldson, der Sänger der Band, ist Kopf der englischen Kaderorganisation National Front. Das geplante zweite Konzert der Band in Cottbus fiel aus, weil einer der Musiker einen Flüchtling mit einem Messer lebensgefährlich verletzte. Um so verwunderlicher ist es, daß ein Konzert dieser Band trotz fehlender Genehmigung mit Unterstützung der saarländischen Polizei, die sogar einige Besucher zum Veranstaltungsort chauffierte, stattfinden konnte. Offensichtlich hat sich die Stadtverwaltung hier regelrecht erpressen lassen. Zitat aus der Saarbrücker Zeitung: „... wenn es verboten würde, dann würden die Skinheads eben durch die Straßen St. Ingberts ziehen.“ – Am gleichen Abend wurde in Jägersfreude die Wohnung von Flüchtlingen verwüstet.

Hooligans

Ebenso wie die Skins sind auch die Hooligans keine einheitlich politisch ausgerichtete oder neonazistische Jugendbewegung. Seit Anfang der 80er Jahre breiten sich allerdings in der Fußballfanszene an den deutschen Faschismus erinnernde Symbole und Parolen aus. Aussage eines Saarbrücker Hooligan: „Die meisten Hools sind rechts eingestellt. Ich sehe nicht ein, daß ich arbeiten gehe, und die Asylanten kriegen alles in den Arsch geschoben. Wenn das mit den Asylanten so weitergeht, dann passiert noch was.“

Militante Neonazis finden hier ein autoritär-konservatives, nationalistisches Potential vor, das mit den eigenen Vorstellungen eine große Schnittmenge bildet. Dies wird an der Äußerung eines Neunkirchener Hooligan deutlich: „Un es hat ach einige Aktione geb gegen Ausländer, wie se do das Asylantenhaus nachts gestürmt hann. Das bleibt halt nit aus, wenn man dabei ist. Do sinn do so Aktione gestart worde, do sin die dann in die Stadt gestiefelt, so Glatze, un du hascht dann dabei gestann. Die hann mit uns uff de Fußballspiele zusamme geboxt, do wolscht de dann ach nit nä sagen.“

Im Saarland gibt es derzeit in Saarbrücken die „Invincibles“ und eine Hoolszene in Homburg. Von den Invincibles ist bekannt, daß viele ihrer Mitglieder sich offen zu rechtsradikalen Parolen bekennen. Die Homburger Hooligans haben in den vergangenen Jahren immer wieder, zuletzt am 18.4.1993, das selbstverwaltete Jugendzentrum in Homburg überfallen.

Braunzone

Auch im Saarland kursieren zuweilen konservative, nationalistische und elitäre Ideologien in einer gefährlichen Nähe zum Rechtsextremismus. In diversen Splittergruppen und Organisationen tummeln sich „alte Kameraden“ und neue Rechte an der Saar.

Die Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS, kurz HIAG, bemüht sich, wie der Name schon sagt, um das Ansehen der Waffen-SS. In einer Ausgabe des „Freiwilligen“ gratuliert sich der Landesverband Saarland selbst zu seinem 35jährigen Bestehen. Motto: „Kameraden damals – Kameraden heute“ sowie „Eine Waffen-SS und eine HIAG gab und gibt es nur einmal“.

Verbindungen zu rechtsterroristischen Kreisen einerseits und wohlwollende Unterstützung durch einflußreiche Kreise aus Politik und Wirtschaft andererseits kennzeichnen eine weitere Organisation im Saarland, den „Stahlhelm, Kampfbund für Europa“. Er steht in der Tradition des Stahlhelm der Weimarer Republik, der 1934 vollständig in die SA eingegliedert wurde. Wie damals versteht sich die Organisation auch heute als ein „politischer Kampfverband“, der sich zum Ziel gesetzt hat, die „ewigen Werte des Soldatentums“ zu verteidigen. Im Saarland ist er in einem Landesverband aktiv.

Im Briefkopf des Andreas-Hofer-Bund Gruppe Saar-Pfalz steht: „Der Bund unterstützt das Streben der Südtiroler Volksgruppe nach Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes“. Das Thema Südtirol taucht in der rechtsextremen Propaganda immer wieder auf. Der Südtiroler Heimatbund, der in Deutschland Andreas-Hofer-Bund heißt, sieht in Südtirol „das Lebensrecht der Südtiroler“ in Frage gestellt. Damit ist die deutschsprachige Bevölkerung gemeint. Gefordert werden z.B. getrennte Schulklassen für „deutsche“ und „ausländische“ Kinder. Das Bundesorgan des Andreas-Hofer-Bundes hat seinen Sitz in Homburg. Redakteur der Zeitung und „Gruppenobmann“ der Gruppe Saar-Pfalz ist Dieter Müller. Er konnte schon als 19jähriger NPD-Versammlungen

mit dem Thema Südtirol begeistern. In einer Ausgabe des „Bergfeuers“ fand sich Anfang 1992 eine Einladung in das Haus der Burschenschaft Ghibellina zu Prag in Saarbrücken. Dort sollte Norbert Burger, der als Rechtsterrorist in Südtirol bekannt wurde, über das Selbstbestimmungsrecht in Südtirol sprechen.

Die Deutsche Volksversammlung (DVV) sieht sich selbst als Sammelbecken für „alle, die sich zu Volk und Reich bekennen“. In ihrem Organ „Deutsche Gegenwart“ stellt sie ihr „Wesen, Wollen und Wirken“ dar. Danach ist es Ziel, „die zur Zeit Regierenden durch volkstreue Männer und Frauen zu ersetzen“. Die DVV richtet sich an alle, „die sich zu Volk und Reich bekennen“. Auch im Saarland ist die DVV in einer Landesgruppe aktiv. Bis Ende 1991 war Hans Günther Fröhlich Redaktionsmitglied der „Deutschen Gegenwart“ und meldete sich auch noch 1992 dort öfter zu Wort. Fröhlich ist ein bekannter Neonazi und hielt Verbindung zu Michael Kühnen und anderen Gesinnungsgenossen wie Ernst Tag und Kurt Müller. Bereits 1983 stand er in Zweibrücken wegen Verbreitung von Propagandamitteln verfassungswidriger Organisationen vor Gericht. Es ging dabei um die Verbreitung des Spiels „Jude ärgere dich nicht“. Die Verhandlung nutzte Fröhlich zur Propagierung neonazistischen Gedankengutes mit Äußerungen, wie „Wir Nationalsozialisten bestreiten die Vernichtung von sechs Millionen Juden. Nicht ein einziger Jude ist planmäßig verurteilt worden“. Fröhlich, ehemals Polizist und Mitarbeiter des Verfassungsschutzes, wurde damals freigesprochen.

Die Grenzen zwischen rechtskonservativen und rechtsextremen Gruppierungen sind fließend. So findet sich auch in etablierten Gruppen nationalistisches und rassistisches Gedankengut.

Ende 1992 vermeldete die Saarbrücker Zeitung unter dem Titel „Nationale Identität wiederentdeckt“ die Gründung einer neuen Partei im Saarland. Hinter dem schöngestigen Namen „Menschlich Demokratische Allianz“ verbergen sich die bekannten Forderungen rechter Gruppierungen: Besinnung auf nationale Identität und christliche Werte, für generelles Abtreibungsverbot und Änderung des Asylrechts. Die MDA sieht außerdem in der Homosexualität, der Kinderprostitution, der gestiegenen Kriminalität und den vermehrten Ehescheidungen Beweise für die Zerstörung der ethischen und moralischen Grundlagen, „auf denen unser Gemeinschaftsleben überhaupt beruht“. Das bekannte Sammelsurium konservativ-rechter Geister.

Die Pan Europa Union (PEU) stellt unter dem

Deckmantel des etablierten Europagedankens einen Brückenkopf zwischen rechter CDU/CSU und rassistischen bzw. rechtsextremistischen Organisationen dar. Das Mitglied des PEU-Zentralrates Otto von Habsburg ist gleichzeitig Kuratoriumsmitglied der rechtsextremen „Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte“ sowie des „Witikobundes“, einer Vereinigung, welche ein Europa unter der Führung Deutschlands propagiert. Die PEU ist auch im Saarland mit einem Landesverband aktiv und versucht, ihre rassistische Propaganda in europäischer Verpackung zu verbreiten. So wurde der Geschäftsführer der PEU, Dirk Voß, Anfang 1992 zu einer Veranstaltung zu dem Thema „Nationale Frage oder europäischer Patriotismus“ ins Saarland eingeladen.

Wie völkische Politik in einem etablierten Gewand daher kommen kann, zeigt der Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA). In einer großformatigen Anzeige warb der Landesverband Saar Anfang 1991 für die Unterstützung der Auslandsdeutschen. In Vorstand und Beirat des VDA Saar sitzen prominente Vertreter der politischen Parteien sowie VertreterInnen des öffentlichen Lebens. Daß der VDA in den letzten Jahren zu einer einflußreichen Mittlerorganisation der Bundesregierung für Osteuropaangelegenheiten wurde, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es personelle wie ideologische Brücken in das rechtsextreme Lager gibt. Anzeigen des VDA erscheinen zum Beispiel in der rechtsextremistischen Zeitschrift „Nation Europa“. Der VDA hat nicht nur durch seine Vergangenheit, sondern vor allem durch seine inhaltliche Aufgabenstellung Mitglieder neofaschistischer Organisationen angezogen. Grenzlanddeutschtum, deutsche Schutz- und Volkstumsarbeit sind eben Eckpfeiler auch neofaschistischer Programmatik.

In den letzten Jahren hat ein breites rechtsextremistisches Spektrum die bundesdeutsche Politik nachhaltig beeinflusst. Anstatt sich deutlich gegen Rechtsextremisten abzugrenzen, übernehmen PolitikerInnen und Medien rassistische und nationalistische Ideologeme und holen die Rechtsextremen so aus ihrer bisherigen Außenseiterposition heraus (wie z.B. in der Asylrechtsdebatte). Militante Neonazis wollen sich mit ihrem Terror, der allein 1992 über 20 Todesopfer forderte, „die Straße zurückerobern“ und entwickeln zusammen mit den rechten Wahlparteien, die mit dem Druck der Straße argumentieren, eine gefährliche Dynamik.

* Kontaktadresse: Verband saarländischer Jugendzentren in Selbstverwaltung e.V., Mainzerstr. 35, Saarbrücken

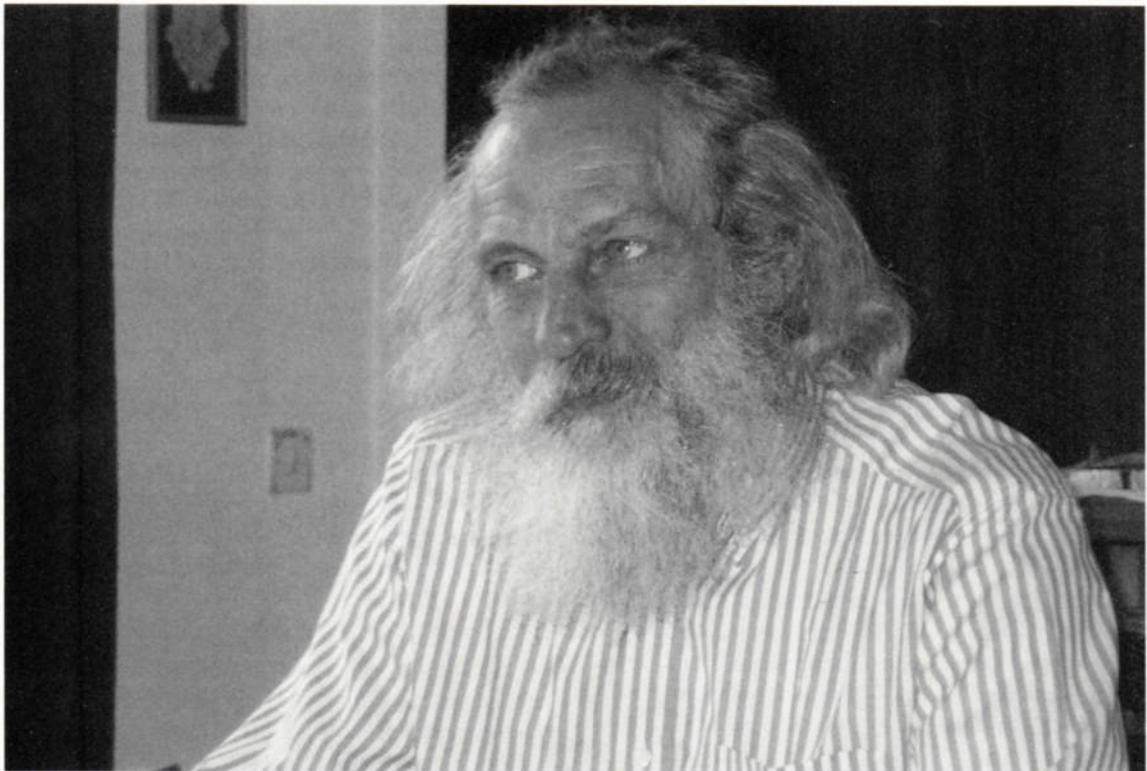
Blick auf Lothringen

von Denis Quiring

Denis Quiring gehört zu den zwölf lothringischen Schriftstellern, deren Texte im Herbst diesen Jahres in einer zweisprachigen Anthologie bei der Edition Karlsberg erscheinen werden. Herausgeber der Anthologie, in der Kurzgeschichten, Auszüge aus Romanen und Gedichte vorgestellt werden, ist Alain Lance, derzeit Direktor des französischen Kulturinstituts in Saarbrücken und selbst Lyriker und Übersetzer deutschsprachiger Literatur. Ausgewählt wurden für diesen Band zeitgenössische Autoren, die entweder aus Lothringen stammen bzw. dort leben oder lothringische Stoffe literarisch bearbeiten.

Denis Quiring greift in seiner Erzählung „L'arbre de rêve“, aus der im folgenden Auszüge wiedergegeben werden, ein Thema auf, das diesseits wie jenseits der saarländisch-lothringischen Grenze zwar vage bekannt, ist, jedoch kaum thematisiert und schon gar nicht verarbeitet ist: Es ist die Geschichte eines jungen Lothringers, der nach der französischen Niederlage 1940 in die deutsche Wehrmacht gezwungen und wie viele andere junge Lothringer ab 1942 an die russische Front geschickt wurde. »Malgré-nous« wurden sie genannt, weil sie gegen ihren Willen an der Seite der Deutschen in den Krieg mußten. Aus russischer Gefangenschaft kehrt der junge Joseph traumatisiert in sein Land zurück.

„L'arbre de rêve“ ist 1987 im renommierten Verlagshaus Gallimard erschienen, wurde von der französischen Literaturkritik sehr positiv beurteilt und in weiten Leserkreisen – nicht zuletzt in Lothringen – gut angenommen.



Ja! In Saarbrücken standen tatsächlich noch Häuser! Einige hatten sogar einen Teil ihres Daches behalten. Andere gaben ein irreführendes Bild ab, indem sie ihre vier fast noch intakten Mauern, die wie durch ein Wunder von den Bomben verschont geblieben waren, zur Schau stellten. Aber das geübte Auge erkannte sehr schnell, daß es zwischen den stehengebliebenen Mauern nichts mehr gab, daß das Innere der Häuser vollkommen in sich zusammenge-

brochen war. Zwischen zweien solcher ausgeweideten Häuser erhob sich lang und hoch eine Säule, an der in regelmäßigen Abständen enorme Geschwulste haften: Blöcke von Beton, an denen Ziegelsteine klebten und verbogene Eisenstücke. Das war alles, was von einem mehrgeschossigen Gebäude geblieben war, der Kamin! Ein häßlicher Obelisk, ein impertinentes, weiß der Teufel welcher zerstörerischen Gottheit geweihtes Denkmal! Ruinen und Zerstörung, so-

weit der Blick reichte. Saarbrücken glich all den anderen Städten, die ich in den letzten Tagen durchquert hatte, es war nicht mehr und nicht weniger zerstört als andere Städte auch.

Aber Saarbrücken, das war für mich doch nicht das gleiche wie Dresden, Hannover oder Kaiserslautern. Zu viele Erinnerungen verbanden mich mit dieser Stadt. Aus früherer Zeit. Es war schon lange her. Vor dem Krieg. Vor der Exekution des russischen Partisanen. Doch ganz sicher ist das nicht. Es liegt doch kürzer zurück! Dieses Aufgewühltsein, diese Konfusion, diese Unordnung. Vor allem, hart bleiben. So hatte man es uns an der Front gelehrt. „Hart werden, noch härter...“ hatte Unteroffizier Bollmann ständig wiederholt. Den Kopf wegdrehen. Abhauen und Sodom und Gomorrha hinter sich lassen. Ein Bild aus meinem Katechismus... Und noch mehr Bilder. Bilder, die sich aus dieser Steinwüste lösten und auf mich einstürmten. Unmöglich, sie zurückzudrängen! Wie kam man gegen diese Bilder nur an? Zunächst waren sie nur verschwommen, dann waren sie deutlicher, und kamen immer näher, dann waren sie wieder fern. Wie konnte man sie in die Zeit einordnen? Was geschah zuvor? Was kam danach? Jetzt fällt es mir ein! Der kleine Junge, das war zuvor. Wegen der blauen Wollmütze, die er trug. Das Bild wurde deutlicher: ein kleiner Junge mit einer blauen Wollmütze, der sich an der Hand seines Großvater festhielt.

Ein Nachmittag im Frühling, vielleicht war es auch schon Frühsommer... Sie gehen in aller Ruhe die Kaiserstraße entlang. Kein Zweifel, das ist doch die Kaiserstraße! Das Schuhgeschäft, nebenan die Bank; dann die Konditorei... Auf den Trottoirs die Menschenmenge: man redet, man lacht, winkt sich über die Straße zu... Man hört ein feines Bimmeln: die Straßenbahn fährt vorüber. Dann ein höllischer Lärm. Der Kleine umklammert die Hand seines Großvaters noch fester. Er kommt vom Lande, die Stadt beeindruckt ihn sehr. Er empfindet sie nicht als bedrohlich, aber sie beeindruckt ihn: der Lärm, die Menschenmenge, die Straßenbahnen, die Kaufhäuser mit den riesigen Schaufenstern, die hohen Gebäude, die unaufhaltsam in den Himmel streben... Sie sind fast am unteren Ende der Straße angelangt. Das mußte die Kaiserstraße sein. Man sieht doch schon von weitem den kleinen blaugestrichenen Laden... eine Farbe die eine erstaunliche Reinheit vermittelte – und hinter der Theke die Eisverkäuferin mit strahlendem Lächeln und einem weißen Häubchen... Absolute Stille. Augenblicke unaussprechlichen Glücks.

Von sehr kurzer Dauer. Dieses dunkle Grollen in der Luft, tonlos fast, tief und durchdringend. Noch in weiter Ferne. Sirenen, die heulen. Das Bild gerät in Bewegung, wie durch kleine Erschütterungen gestört und wird undeutlich. Das muß nachher gewesen sein, denn der kleine Junge und sein Großvater sind verschwunden... Langgezogenes Pfeifen. Der kleine Laden der Eisverkäuferin fliegt in die Luft. Genau wie die elenden Hütten der russischen Bauern, dort... Holzplanken – sie sind blau gestrichen – wirbeln umher. Panik ergreift die Kaiserstraße. Alle rennen, stoßen einander um, stolpern übereinander und schreien... Die ersten Häuserfassaden stürzen in sich zusammen. Zunächst die am unteren Ende der Straße. Diese Bewegung scheint sich die ganze Straße entlang fortzupflanzen, eine Fassade nach der anderen fällt, als werde ihr Zusammenstürzen von einem ausgeklügelten und minutiös eingestellten Mechanismus gesteuert. Eine Straßenbahn – die Nummer 17 – durchquert in voller Fahrt die Straße. Wieder ein höllischer Lärm. Man kann das Bimmeln der Straßenbahn nicht mehr hören. Die Fassaden fallen in sich zusammen. Die Gleise werden aus dem Boden gerissen und in die Luft geschleudert. Auch die Bahn wird hochgerissen, erklimmt quasi die Trümmerhaufen, fällt auf die Seite und bleibt schließlich liegen. Die letzten Fassaden zerschellen auf dem Pflaster. Dichte Staubwolken steigen auf. Totenstille... Endlich hat das Bild aufgehört zu zittern. Welch eine Überraschung! Der kleine Junge und der Großvater gehen die Straße wieder hinauf, suchen sich einen Weg zwischen Steinen, Balken und Schutt. Der Kleine sieht nicht mehr ängstlich und unruhig aus, er trägt auch nicht mehr die blaue Wollmütze, sondern einen Helm der deutschen Wehrmacht. Warum zum Teufel trägt er diesen Helm? Er kommt schnell voran, der Kleine; sein Großvater kann nur mit Mühe folgen, ist schweißüberströmt. Immer größer wird die Distanz zwischen ihm und dem Jungen, der ohne erkennbare Schwierigkeiten über die Ruinen klettert und sich um den Alten nicht mehr zu kümmern scheint... Das war nicht vorher! Nachher auch nicht! War das niemals, nie...

- „Fehlt Ihnen etwas? Möchten Sie ein wenig Wasser trinken?“ Eine alte Frau stand vor mir. Sie hatte ihren Koffer abgestellt und holte aus einer großen schwarzen Tasche eine Wasserflasche und einen Becher hervor.

- „Ich nehme immer etwas Wasser mit, wenn ich verreise“... Sie erinnerte mich an Großmutter, die Art, wie sie ihr Kopftuch umgebunden hatte. Ich

wischte mir übers Gesicht und trank den Becher Wasser, den sie mir reichte.

- „Man darf nicht zu genau hinsehen“, sagte sie, auf die Stadtweisend. „Es führt zu nichts und tut so weh. Es mußte so ausgehen. Das Böse in den Menschen. Verstehen Sie? Gott hat es so gewollt! Haben Sie hier Verwandte, Freunde oder sonst jemanden?“

Ich schüttelte den Kopf und dankte ihr. Ich sagte, ich müsse nun gehen, nach Hause, daß man mich zu Hause erwarte.

- „Sie haben großes Glück. Gehen Sie schnell heim. Wie glücklich sind die, die noch jemanden haben, der auf sie wartet. Auf mich wartet niemand mehr. Mein armer alter Hans ist in Kaiserslautern in der Nacht vom 13. auf den 14. September umgekommen. Viele sind in dieser Nacht ums Leben gekommen. Meine kleine Erika, ihr Mann und die beiden Mädchen liegen dort irgendwo unter den Trümmern; sie wurden nie gefunden... Auf mich wartet niemand mehr. Also fahre ich hin und her, von Kaiserslautern nach Saarbrücken und von Saarbrücken nach Kaiserslautern. Ich nehme immer ein wenig Wasser mit“... Die Frau nahm ihren Koffer auf und ging in die Stadt davon.

Ich beschloß, nicht auf den Zug zu warten, der erst spät in der Nacht nach Forbach fuhr, sondern den Rest des Weges zu Fuß zu gehen: ich mußte über die Grenze und dann waren es noch etwa 30 Kilometer oder etwas weniger, wenn ich querfeldein ging. Der Fußmarsch machte mir keine Angst; das hatte ich in der Wehrmacht gelernt, zu marschieren. Es ist im Grunde nichts anderes als eine Geschichte des langen Atems. An der Front waren wir viel marschiert, auch gerannt, vor allem gegen Ende. Unglaublich, wie ein Mensch unter bestimmten Bedingungen laufen kann. In zwanzig Jahren war ich nicht soviel gerannt, wie in diesen drei letzten Tagen... Sogar Unteroffizier Bollmann, der doch ziemlich fett war. Er lief sogar noch schneller als wir und trietzte uns auf einmal nicht mehr. Es war nicht leicht im Schnee und im eisigen Wind. Man kam nicht vorwärts. Vor allem wegen der Schneeverwehungen; die lassen einen in die Knie gehen, unterbrechen den Laufrhythmus. Drei Tage und drei Nächte rannten wir so über die Schneefelder hin. Im Morgengrauen erreichten wir ein kleines Dorf, das von seinen Bewohnern verlassen war. Unteroffizier Bollmann war schon da. Er war noch schneller gerannt als wir. Die Russen dagegen hatten sich gar nicht bewegt. Das ganze Tal war voll von Panzern und Truppen. Sie hatten nur auf uns gewartet. Ich brach zusammen,

fiel mit dem Gesicht in den Schnee. Das alles war nutzlos gewesen! Wir waren umsonst gerannt... Ich nahm meinen Rucksack hoch und ging in die Stadt, in dieselbe Richtung wie die alte Frau. Es wurde Abend. Immer dichter werdender Nebel hüllte die Trümmerhaufen ein, auf denen sich schemenhaft Gestalten bewegten, Trümmerspenster, Frauen und Kinder mit großen Säcken und Körben in den Händen, die zwischen den Steinen nach Dingen suchten, die sich noch gebrauchen ließen.

Durch die Straßen, die man ein wenig vom Schutt geräumt hatte, zirkulierten amerikanische Militärfahrzeuge mit aufgeblendeten Scheinwerfern. Überall patrouillierten die „Weißhelme“ der amerikanischen Militärpolizei. Ich wechselte auf die andere Straßenseite, als sie auf mich zukamen. Nicht, daß ich mir etwas vorzuwerfen gehabt hätte! Meine Papiere waren in Ordnung. Ich prüfte übrigens oft nach, ob sie noch an ihrem Platz waren, in meiner linken Jackentasche, der einzigen, die kein Loch hatte. Ich war wie verfolgt von der Vorstellung, die Papiere zu verlieren, oder daß man sie mir stahl. Es kam jetzt häufig vor, daß in den Zügen und auf den Bahnhöfen Papiere gestohlen wurden. Fast hätte man glauben können, daß viele Leute in Deutschland gerne ihre Identität geändert hätten. Ich hingegen war darauf bedacht, die meine zu behalten. Während der unzähligen Kontrollen wiederholte ich unablässig: „Martin Joseph, geboren am 6. Januar 1923 in Cochen (Frankreich), Sohn von Martin René, Friseur, und Marie, geborene Neu, Hausfrau, wohnhaft in der rue de Théling 4 in Kochen (Deutschland)...“ Das verfehlte seine Wirkung nie! Argwöhnische Blicke der Kontrolle, die mich lange musterten und zu sagen schienen: „Irgendwas stimmt hier nicht. Kochen kann nicht gleichzeitig in Frankreich und in Deutschland liegen.“ Der Kontrolleur vertiefte sich auf's neue in meine Papiere, drehte sie hin und her und gab sie mir zurück, fast als ob er dies bedauere. Aber ich konnte doch nichts dafür! Cochen war vor dem Kriege französisch und 1940, als die Deutschen Lothringen annektierten, fand sich das Dorf wie durch Zauberei in Deutschland wieder, und von einem Tag zum anderen waren wir deutsche Staatsbürger, ohne daß man uns nach unserer Meinung gefragt hatte. Und aus Cochen wurde Kochen, weil die deutsche Verwaltung germanisierte, wo es nur irgend etwas zu germanisieren gab. Aber wie sollte man das Polizisten klar machen! Im Gefangenenlager wollten mir die Russen schon nicht glauben, wenn ich ihnen sagte, daß ich kein Deutscher sei, sondern Franzose, genauer gesagt

Lothringer; daß ich vorübergehend Deutscher geworden sei, und ganz sicher wieder Franzose werden würde. Ich wiederholte dies bei jedem Verhör und schrieb es in die Formulare. Es war die Wahrheit; ich hatte nichts anderes zu sagen! Sie lachten mir ins Gesicht, wenn sie mich da stehen sahen in meiner Uniform eines Gefreiten der deutschen Wehrmacht. Ich verlor die Nerven, es kam sogar vor, daß ich vor Wut losheulte. Manchmal wußte ich selbst nicht mehr, war ich nun Franzose oder Deutscher.

Es waren diese uneindeutigen Antworten, weshalb sich meine Sache so lange hinzog. Man gab vor, mein Fall wäre nicht geklärt! Der Unteroffizier Bollmann wurde vor mir freigelassen: sein Fall war klar. Bollmann war ein Deutscher aus Deutschland. Nach dem Frankreichfeldzug wurde er an die russische Front beordert, wo er sich als äußerst tüchtig in der Jagd auf Partisanen erwies und sich schnell seine Streifen als Unteroffizier erwarb – darauf war er stolz und damit brüstete er sich. Unteroffizier Bollmann war verantwortlich für zahlreiche Erschießungen von russischen Partisanen, aber sein Fall war klar!... Ich hätte mir gewünscht, mein Großvater wäre bei den Verhören dabeigewesen. Er hätte ihnen alles in Ruhe erklären und mit Namen und Daten untermauern können; er hätte ihnen von den Sprachgrenzen gesprochen, von dem einen Lothringen, das französisch spricht und vor allem von dem anderen Lothringen, dem unseren, wo man deutschen Dialekt spricht, von diesem kleinen Fleckchen Erde, das die deutsche Grenze im Rücken hat und das seit Jahrhunderten von den Franzosen wie von den Deutschen heftig begehrt wurde; er hätte ihnen gesagt, daß es nicht die Schuld der Lothringer sei, wenn sie jedes halbe Jahrhundert die Nationalität wechselten... Großvater hätte sich das getraut. Er hatte mir vor dem Kriege oft davon erzählt, aber ich hatte kaum zugehört. Es hatte mich nicht wirklich interessiert.

Als ich beim Grenzposten „Goldene Bremm“ anlangte, war es stockfinstere Nacht. Der Regen hatte wieder eingesetzt, fein, kalt und durchdringend. Ich zitterte in meinen durchnästen Kleidern. Ein amerikanischer Militärkonvoi stand aufgereiht entlang der Straße. Die Motoren liefen, die Scheinwerfer tauchten die nasse Chaussée in ein fahles Licht. Schwach erleuchtete Baracken kamen im Nebel nach und nach zum Vorschein.

Dann sah ich am Ende der Straße die Schranke. Eine letzte Kontrolle, ein letzter mißtrauischer Blick des Polizisten. Nochmals das Warten, die Angst, die einem die Kehle zuschnürt, wenn die Papiere zu lange in den Händen der Kontrolleure verweilen. Alle Stempel waren da, alle Unterschriften; es war alles voll davon, aber man kann nie wissen: es gab immer noch diese Geschichte mit Cochen in Frankreich und Kochen in Deutschland! Solche Dinge bemerken Polizisten sehr schnell.

Sie waren zu zweit und haben sich meine Papiere kaum angesehen. Einer von ihnen hat mir mit müder Geste bedeutet, zu passieren, und sie haben sich beilegt, in die Baracken zurückzukommen, um vor dem Regen geschützt zu sein.

Ich ging durch die kleine Eisentür links neben der Schranke. Ich war zu Hause, in Lothringen, nach drei Jahren Abwesenheit, und es geschah gar nichts, als ich den Fuß auf den Boden meines Landes setzte. Was hatte ich denn erwartet? Bei mir zu Hause regnete es genauso wie auf der anderen Seite der Grenze: ein feiner, kalter und durchdringender Regen. Ich ging vielleicht etwas schneller, mein Herz klopfte vielleicht etwas heftiger, aber sonst geschah nichts.

Aus dem Französischen
von Mechtild Grandmontagne

Vorabdruck aus der Anthologie „Zwölf lothringische Beziehungen“

„Meine Zähne klappern im Shimmytakt“

Ein Dadaist in Saarbrücken: Erwin Schulhoff

Von Tobias Widmaier

Erwin Schulhoff stand im Mittelpunkt des diesjährigen, vom Saarländischen Rundfunk veranstalteten Festivals *Musik im 20. Jahrhundert*. Der Name dürfte den meisten Konzertbesuchern zuvor nicht allzu geläufig gewesen sein. Dabei zählt Schulhoff zu den schillerndsten Musikergestalten der klassischen Moderne. Daß er erst in letzter Zeit wiederentdeckt wird – und ich vermute: der große Schulhoff-Boom in Konzertsälen und auf Schallplatte steht noch bevor –, hängt wohl damit zusammen, daß man sich hierzulande lange nicht den Opfern des Dritten Reichs widmete, um nicht an eine Schuld erinnert zu werden (Schulhoff starb am 18. August 1942 im bayerischen Internierungslager Wülzburg). Unbestreitbar ist allerdings auch, daß die musikhistorischen Ereignisse und Errungenschaften der 20er Jahre bis in die jüngste Zeit aus recht einseitigem Blickwinkel betrachtet wurden. Die Fixgrößen hießen Schönberg und Strawinsky, an denen sich vieles andere messen lassen mußte. Wer, wie Schulhoff, ganz eigene Wege beschritt, hatte es schwer, Verständnis zu finden (und findet es erst aus heutiger, 'postmoderner' Perspektive). Übrigens fühlte Schulhoff selbst sich immer als unbequemer Außenseiter des Musikbetriebs. Zu seinen wenigen publizistischen Förderern gehörte der Prager Musikkritiker Erich Steinhard, der ihn 1925 wie folgt charakterisierte: „Klaviervirtuose von Rang, insbesondere für Neue Musik geeicht, mit blendender Technik, beispiellosem Gedächtnis und radikalen Manieren der Auffassung; ein revolutionärer Komponist, der mit beiden Füßen auf der Erde steht“⁽¹⁾. Vor allem eine Phase seines Schaffens soll im folgenden in den Blick genommen werden: die dadaistische der Jahre um 1920. Und das auch deshalb, weil Schulhoff damals einige Zeit in Saarbrücken ansässig war. Er fand hier – soviel schon vorweg – „zum Kotzen!“

Geboren wurde Erwin Schulhoff am 8. Juni 1894 in Prag. Die begüterte deutsch-jüdische Kaufmannsfamilie hatte zur Musik eine starke Beziehung. Der Großvater mütterlicherseits war Kapellmeister in Frankfurt, der Urgroßonkel, Julius Schulhoff, ein um die Mitte des 19. Jahrhunderts berühmter Klaviervirtuose. Als man die einschlägige Begabung des kleinen Erwin entdeckte – kein geringerer als Dvořak soll es gewesen sein – erhielt er systematisch Unterricht an den Konservatorien in Prag, Wien, Leipzig und zuletzt in Köln, wo er 1913, 19jährig, sein Klavier- und Kompositionsstudium erfolgreich abschloß. Im gleichen Jahr gewann er den renommierten Mendelssohn-Preis im Fach Klavier, denselben 1918 auch für

Komposition. Zwischen diese Jahre fällt: der Erste Weltkrieg.

Wie so viele seiner Generation erlebte auch Schulhoff ihn als Katastrophe. „Es ist eine förmliche Sintflut hereingebrochen“, schrieb er Anfang 1916 in sein Tagebuch⁽²⁾, „ein zerstörendes Element, welches alle erworbene Kultur der europäischen Menschheit zu vernichten droht. (...) Es ist ein Paradoxum, Kultur zu verteidigen mittels Kriegführens. Ich kann behaupten, daß die Jahre 1914, 15, 16 auf dem niedrigsten Niveau stehen und geradezu hohnsprechend für das 20ste Jahrhundert sind.“ Das Ende des Krieges besiegelte den Zusammenbruch alles bisher Gültigen. „Es sind entsetzliche Spannungen in dem momentanen Dasein“, ist im Tagebuch unter dem 2. Dezember 1918 zu lesen, „fürchterliches Chaos überall!“ Aber am Alten hing er nicht. Er stehe nun „am Eingange des Zukunftslandes, elend und trotzig!“ Das war nicht bloß auf sein eigenes Metier bezogen. Zur Attitüde des 'angry young man' gehörte eine „potenzierte Linksianergesinnung“ – sie schrieb Schulhoff sich in einem Brief an Alban Berg zu (15.8.1919) -, gehörte die grimmige Hoffnung auf radikale Umwälzungen in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht.

Im Januar 1919 siedelte Schulhoff nach Dresden über, bezog mit seiner Schwester Viola, die an der dortigen Kunstgewerbeschule studierte, eine Wohnung (und im Juni ein gemeinsames Atelier), alsbald Zentrum eines regen künstlerischen und geselligen Verkehrs. Schulhoff, erinnert sich der Maler Otto Griebel, hielt „in kleinerem Kreis literarische Vorlesungen“ ab (über Werke von Henri Barbusse, Leonard Frank, Karl Kraus, Christian Morgenstern, Georg Trakl...). „Zugleich wurden wir durch Erwin in das Musikschaffen Arnold Schönbergs, Alban Bergs, Anton von Weberns, Alexander Skrjbins und sein eigenes eingeführt.“ Dem Kreis gehörten u.a. die Maler Lasar Segall, Alexander Neroslow und Otto Dix an (den für einige Zeit eine Liebschaft mit Viola Schulhoff verband). „Wir trafen uns immer wieder, diskutierten bis tief in die Nacht hinein über derzeitige politische und künstlerische Probleme.“⁽³⁾ Im Frühsommer 1919 konzipierte Schulhoff gemeinsam mit dem Opernkapellmeister Hermann Kutzschbach eine Konzertreihe mit „Werken der Zukunftsmusik“, nahm deswegen Kontakt mit vielen namhaften, der Moderne verpflichteten Komponisten auf: Schönberg, Berg, Webern, Joseph Matthias Hauer, Artur Schnabel, Egon Wellesz, Eduard Erdmann. Das Dresdner Publikum solle mit der „Musikrevolution“ bekanntgemacht werden, heißt es in einem Manifest

Schulhoffs (und „Umsturz“ auf musikalischem Gebiet bedeute z.B. „völlige Loslösung von imperialistischen Tonalitäten und Rhythmen“).⁽⁴⁾ Unter dem Motto *Fortschritts-Konzerte* wurden im Herbst dann vier Kammermusikabende durchgeführt.



Kurt Günther: „Boxkampf“ (1919/20) – im Publikum Erwin Schulhoff (1. Reihe, 4. von links)

Am 24. Mai 1919 fand im Berliner Meistersaal eine der berühmt-berüchtigten öffentlichen Dada-Spektakel mit Simultangedichten und Maskentänzen, lauten Manifestationen, dadaistischen Couplets und einem „Keuchmanöver“ statt (beteiligt waren u.a. George Grosz, Raoul Hausmann, Richard Huelsenbeck, Walter Mehring).⁽⁵⁾ Es war wohl bei dieser Gelegenheit, daß Schulhoff mit den Berliner Dadaisten (und insbesondere mit Grosz) „Führung genommen“ hat: Griebel erwähnt dies in seinen Lebenserinnerungen, weil die Debatten im Dresdner Freundeskreis damit neue Nahrung erhielten. Schulhoff nämlich habe aus Berlin Dada-Zeitschriften mitgebracht, „die kriegsgegnerische Zeichnungen von

Grosz enthielten. Das von Richard Huelsenbeck verfaßte Dadaistische Manifest, in dem er seine Gegnerschaft zum Expressionismus bekanntgab, ging unter uns von Hand zu Hand.“ Die Botschaft der Berliner Dadaisten fand in Dresden begeistert Aufnahme. Etwa, was Raoul Hausmann in seinem *Pamphlet gegen die Weimarer Lebensauffassung* (April 1919) formuliert hatte: Dadaisten wollten „die Geißel“ des „beruhigten Menschen“ sein: „wir leben dem Unsicheren, wir wollen nicht Wert und Sinn, die dem Bourgeois schmeicheln – wir wollen Unwert und Unsinn.“⁽⁶⁾ Unter den Malern wandten Griebel und Dix sich dem Dadaismus zu. Und Schulhoff: er plante, im Rahmen der Fortschritts-Konzerte auch einen Dada-Abend zu veranstalten (der dann allerdings nicht stattfand)⁽⁷⁾; er begann, 'dadaistisch' zu komponieren; erhalten geblieben ist schließlich auch ein Heft, das er in dieser Zeit anlegte. Auf die Vorderseite klebte er zwei aus Berlin mitgebrachte Zettelchen mit Dada-Parolen (für die der *Propagandada* Grosz verantwortlich zeichnete⁽⁸⁾), LERNT DADA sowie DADA SIEGT, und hinein eine Reihe skurriler Zeitungsartikel und -annoncen aus der Dresdner Tagespresse. Bemerkenswert aber sind vor allem die darin enthaltenen selbstverfaßten Texte, zu denen auch der hier erstmals publizierte zählt.⁽⁹⁾ Siehe Kästchen!

Der Dadaismus entstand als „Reaktion auf die Wolkenwanderertendenzen der sogenannten heiligen Kunst, deren Anhänger über Kuben und Gotik nachsannen, während die Feldherren mit Blut malten.“⁽¹⁰⁾ Hugo Ball notierte 1916, kurz nach Gründung des Zürcher *Cabaret Voltaire* in sein Tagebuch: „Was wir Dada nennen, ist ein Narrenspiel aus dem Nichts (...); eine Gladiatorenengeste; ein Spiel mit den schäbigen Überbleibseln“. Jedes „Versteckspiel“ sei dem Dadaisten willkommen, dem „eine düpierende Kraft“ innewohne.⁽¹¹⁾ Dieser Bewegung von 'Anartisten' – ein Wort Marcel Duchamps – ist auch Schulhoff zuzurechnen.

Seine erste dadaistische Komposition, die *Fünf Pittoresken* für Klavier (das Autograph trägt das Datum 18. August 1919), widmete er George Grosz „in Herzlichkeit“, stellte ihr als Motto zudem ein Gedicht von Grosz voran⁽¹²⁾. Die Forderung Dadas nach „Erneuerung der Ausdrucksmittel“ in einer Weise, die mit dem „Bildungsideal des ordnungsliebenden Bürgers“ nichts mehr gemein habe⁽¹³⁾, setzte Schulhoff hier unmittelbar und in kompositorischer Hinsicht radikal um. Die Satzbezeichnungen *Foxtrott*, *Ragtime*, *One-Step* und *Maxixe* (als Tanz damals ähnlich populär wie der Tango) verweisen darauf, daß

Marschall Grosz der Metamusiker Colonel Schulhoff, Musikdada

Ich, der bedeutende Dadanolaspieler der Gesamtheit, lege besonderen Wert darauf, dass meine Schüler in der erotalen Rhythmik sulfoganen Individualismusses ginotapide Leistungen vollbringen, die jeden ersten Sonntag Nachmittag jedes Monats als Produktion vor der Tante zu Tage treten, die Wirkung der Ginotapiden ist der dadagonische Zustand der allgemeinen Gemeinheit, der Schüler aber muss zum Typus der Dadapathen herangezogen werden. – Mein Lieblingsschüler ist der Dadapath Marsch. Grosz, dessen pantoidale Begabung mir gewissermaßen ein metamusikalisches Rätsel ist, die nicht anders als durch seine hypersexualität zu erklären ist, Grosz ist der typische Dadasexuelle, die melledale Empfindung ist dadametrischste Auslösung und zugleich 175te Potenz von Püppchen plus Gaby-Glide! Seine metamusikalische Leistung ist nebenbei durchaus lyrisch (Grosz ist *der* Berlinwestamerikanische Kontra-Naturfagottist, dessen popoistische Intensität un-gemein ist) am stärksten äussert sich diese nach dem Genusse malapotistischer Kohlrüben mit Reis in den Abendstunden von 10-1h, ich möchte speziell auf diese näher eingehen. Ich habe neulich im engeren Kreise meiner Schüler Dixtaturmaldadadix, Monteurdada H. u.s.w. Grosz als status quo vorgeführt. Er reproduzierte meine „Symphonia germanica“, als er am Dadanola saß und interpretierte liess er das Odeurdadaphone in Tätigkeit treten und zwar trat dies als straff-rhythmische Beigabe in Erscheinung. Die Wirkung war horrend, und alle ergriff Polymanie, die façonale Zustand war erzeugt, – stärkster Popoismus! Hier tritt also die Dadagonie ein! Demnächst werde ich Grosz auf dem nach meinen Angaben vom Monteurdada konstruierten „Dadanolacent“ (hunderthändigen Etagenklavier mit Paternoster) mit meiner „Sonata erotica“ der Öffentlichkeit anvertrauen. Man gehe an dieser metamusikalisch-popoistischen Begabung nicht achtlos vorbei, die von stärkster Melledalistik spricht und den individuellen Syndikalismus deutschen Vereinswesens zur Förderung des Kulturlebens markiert, denn Grosz wird einst als bedeutender popoistischer Dadanolaspieler eine Rolle spielen!

hier die Sphäre der hohen Kunst und abendländischer Tradition verlassen wird. Das Aufgreifen (afro-)amerikanischer Tanzmusik war mit Sicherheit von Grosz inspiriert. „Zum Einschlafen gib'ts genügend Musiken! Daher diese Gesänge der Amerikaner, wie spitzige Widerhaken immer wieder ins Gehirn hakend (man kann von Unkunst sprechen – bitte! Ich hab überhaupt mit der Kunscht nichts Intimes)“, schrieb Grosz um diese Zeit seinem Schwager Otto Dadaoz Schmalhausen.⁽¹⁴⁾ Das dürfte sich ganz mit Schulhoffs Ansichten gedeckt haben. Aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist sein vermutlich Ende 1919/Anfang 1920 skizzierter (und bislang unpublizierter) Essay *Revolution u. Musik*⁽¹⁵⁾: Kunst (ohne Anführungszeichen) sei „Charlatanerei und Lüge, weil sie die Dinge anders gibt als sie in Wirklichkeit sind, (...) idealisiert, verziert“. Dagegen stehe eine 'Kunst' (eine Anti-Kunst) „gänzlich aus dem realen Erlebnisse heraus“, eine 'Kunst' als „Addition aller Dinge“, als Collage von Realitätspartikeln, von alltäglichen Materialien. Während er dies bereits in der „Malerei“ etwa eines George Grosz in der Form umgesetzt sah, „mittels aufgeklebter Briefmarken, Zeitungen, Postkarten etc. etc. dem Unsinn den Sinn zu geben, d.h. alle diese realistischen Dinge einem bestimmten Rhythmus unterzuordnen“, sei die Musik auf diesem Weg zurückgeblieben. Sie besitze keine „geil-rhythmisch-aufpeitschende Gewalt mehr“, sondern sei „Klangbrei“ bis zur „lächerlichsten Decadenz“ geworden (Wagner und Schönberg stünden da in einer Linie). Musik aber solle – und damit formulierte Schulhoff ein kompositorisches, von dadaistischem Geist inspiriertes Credo – „in erster Linie durch Rhythmus körperliches Wohlbehagen, ja sogar Ekstase erzeugen, sie ist niemals Philosophie“. Bemerkenswert der hier geschaffene Zusammenhang zwischen dadaistischen Collagetechniken – die durchaus etwas von visueller Synkopierung an sich haben, von 'rhythmischer' Brechung überkommener (künstlerischer) Werte – und der kompositorischen Adaption von Idiomen damaliger Jazz- und Unterhaltungsmusik. Die kompositorische Orientierung am 'Realen' (am „Dreck“, wie es Schulhoff auch nennt) ist Ausdruck des Wunsches, die Verhältnisse in der „Kunscht“ wie im Leben zum Tanzen zu bringen. Noch auf den 3. Satz der *Pittoresken* soll kurz eingegangen werden (vgl. Notenreproduktion). Nichts anderes ist er als eine Aneinanderreihung von Pausen verschiedener Werte (einschließlich einer *Marschall Pause*, eine weitere Verbeugung vor Grosz). Die vorangestellte Spielan-

weisung „Tutto il canzone con espressione e sentimento ad libitum, sempre, sin al fine“ ist zu verstehen als halb augenzwinkernde, halb höhnische Attacke gegen eine (seinerzeit) verbreitet gefühlsselige Musikrezeption. Umgesetzt findet sich hier auch der Wille zur „Vernichtung jedes Sinnes bis zum absoluten Blödsinn“, wodurch – nach Raoul Hausmann – ein Dadaist sich auszeichne⁽¹⁶⁾: Produktion von Unsinn als Hinterfragung des Sinnes von Kunst.

Vom Ansatz her ganz anders konzipiert ist eine Dada-Komposition Schulhoffs aus dem Jahr 1922, die drei „Vortragsstücke“ für Kontrafagott solo mit dem schönen Titel *Bassnachtigall*.⁽¹⁷⁾ Dabei handelt es sich – um Hugo Ball aufzugreifen – um ein spöttisches „Spiel mit den schäbigen Überbleibseln“, ein Spiel mit Sinn-Ruinen. Der erste Satz (*Melancolia*) schlägt einen seufzend-sentimentalen Klage-ton an (aber es sind keine Nachtigallen-Flötentöne, sondern hier brummt und quäkt es). Es folgt, beginnend mit den Tönen B-A-C-H, *Perpetuum mobile* in hastigem Leerlauf. Schließlich ein *Fuga* überschriebener Satz, der sich als grotesk-ironischer Rückgriff auf barocke Stilelemente und Versatzstücke erweist. Daß mit der Wahl des Instruments die Vorstellung einer metaphysischen Quelle musikalischer Inspiration ins Lächerliche gekehrt werden sollte, geht unmißverständlich auch aus Schulhoffs Epilog zu *Bassnachtigall* hervor, aus dem hier eine Passage zitiert sei: „Für Allgemeinverständlichkeit als Bekenntnis: Der göttliche Funke kann wie in einer Leberwurst auch in einem Kontrafagott vorhanden sein. Lyrischen Freunden und Aestheten daher zugeeignet, – kurz, – allen Zartbesaiteten als ‚Erlebnis‘. Wenn alle anderen in süßen Tönen auf den Geigen schluchzen, dann – merkt euch, – tue ich immer das Entgegengesetzte um euch aufzupeitschen ihr kleinen Marionetten, Seelengigerl, hornbrillige Salonintellektualisten, ihr pathologischen Teepflanzen und verweste Expressionisten. – Ich bekenne schamlos aus Dreck geschaffen zu sein und Dreck zu lieben!“ – *Bassnachtigall* übrigens ist, wie eine weitere Komposition aus Schulhoffs Dada-Phase: *Die Wolkenpumpe*, eine Vertonung von Gedichten Hans Arps, gerade in einer hörenswerthen Produktion auf CD erschienen (*harmonia mundi*).

Doch zurück ins Jahr 1920. Im Sommer kam es zum Bruch zwischen Schulhoff und seinen Eltern, die sich die musikalische Laufbahn ihres Sohnes sicherlich ganz anders vorgestellt hatten. Schulhoff, der offenbar bis zu diesem Zeitpunkt von zu Hause finanziell unterstützt wurde – mit den Dresdner *Fortschritts-Konzerten*, den modernen Klavierabenden an-

derswo ließen sich Reichtümer ja kaum verdienen –, mußte nun nach einer Möglichkeit suchen, seinen Lebensunterhalt selbst zu bestreiten; „leider“, schrieb er am 10. Oktober in einem Brief an Alban Berg, sei „bei dem blut- und temperamentlosen sowie skeptischen Menschenschlag in Sachsen nicht viel Existenzmöglichkeit vorhanden“. Eine Gelegenheit zu geregelter Einkommen bot sich ihm damals nur abseits der kulturellen Metropolen, in Saarbrücken. „Inzwischen hat sich bei mir viel geändert“, schrieb er Alban Berg nach einer längerer Pause am 5. Februar 1921, „meine Eltern zogen ihre Hand von mir zurück, weil ich für die Moderne eintrete, was ihrer Meinung nach ‚Propaganda für den Bolschewismus‘ bedeutet, seit dieser Zeit schlage ich mich als Leiter der Klavieroberklassen am hiesigen Conservatorium durch, von meiner Idee kann und will ich nicht lassen, lieber verrecken als Konzessionen der Masse machen, Kettenverträge ich nicht und ich gebe Stunden,- Stunden,- Stunden, bis zum Wahnsinne, während meine Eltern in Millionen wühlen und die Bürger mich für einen Hanswurst halten, (...) trotzdem, lieber guter Herr Berg – je mehr Hemmnisse von aussen, desto mehr Freiheit innen!“

Wie sehr Schulhoff die neue Lage frustrierte – immerhin hatte er einen Ort verlassen müssen, wo er in an- und aufregenden Kreisen verkehrte –, spiegelt sich auch in seinem Tagebuch. Unter dem 9. November 1920 ist zu lesen: „Saarbrücken! Bornscheins Conservatorium der Musik!! Anfangsgehalt 12.000 M-! Schülermaterial Scheisse! Diese soll Klavierspielen lernen, Musika machen! Zum Kotzen!!! (...) Bornschein, – der Dilettant, – haha, – ich soll dem Bürger Konzessionen machen? Lieber meine Exkremente fressen!!!“ Das Gefühl von Isolation hielt sich fast während des gesamten Aufenthalts: „Ich sitze noch immer in Saarbrücken, lese Strindberg (das rote Zimmer), lese Lambrosco (Genie und Irrsinn), ich warte auf ein Ereignis, – ich bin ein einsamer Schaukelstuhl“ (13.6.1921). Wenigstens gab es eine längere Konzertreise im Frühjahr 1921 – und es gab Alice Libochowitz, die er am 6. August in Prag heiratete. Sie zog (wie die im Saarbrücker Stadtarchiv bewahrte Meldekarte Schulhoffs – Berufsangabe: Komponist – belegt) am 7. Oktober nach Saarbrücken zu.

Eduard Bornschein, Schulhoffs Saarbrücker Arbeitgeber, war 1911 als Musikdirektor des Vereins *Harmonie* hierher gekommen und hatte im Jahr darauf ein Privatservatorium gegründet, das rasch expandierte (im Schuljahr 1921/22 besuchten es 762 Schüler und Schülerinnen, 26 davon das angegliederte

meistens im Saargebiet und dortselbst interessanter reiste um mir möglichst viele, von Frankreich dorthin importierte, von Negern und Mulatten gespielte 'Jazz'-bands anzuhören⁽²⁰⁾.

Eine eigene Untersuchung wäre es wert, den 'authentischen', d.h. von schwarzen Musikern dominierten Jazzkapellen nachzuspüren, denen Schulhoff während seiner Saarbrücker Zeit möglicherweise begegnet ist. Dabei dürfte die besondere politische Lage des Saargebiets eine wichtige Rolle gespielt haben. Während das Deutsche Reich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg in kultureller Hinsicht relativ isoliert war – was als 'Jazzband' dort sich formierte, bestand überwiegend aus einheimischen Musikern, die eine zumeist nur ziemlich vage Vorstellung davon hatten, was 'Jazz' bedeutete –, bildete Paris das europäische Zentrum afro-amerikanischer Musiker. Diese waren entweder bei Kriegseintritt der USA als Truppenmusiker herübergekommen – einen Namen machte sich vor allem die %Infantry („Hellfighters“) Band unter Leitung von James Reese Europe – und nach Kriegsende dageblieben. Oder sie gehörten einer der vielen Show- und Tanzkapellen

an, die Paris damals besuchten und hier sich niederließen (wie etwa die *Jazz Kings* um den Schlagzeuger Louis Mitchell, den Jean Cocteau als „barman de bruits“ feierte).⁽²¹⁾

Doch zurück zu Schulhoffs in Saarbrücken komponierter *Suite*, von deren Uraufführung am 24. April 1922 in Berlin berichtet wird, daß sie „die sehnstüchtig erwarteten Demonstrationen nicht hervorgerufen“ habe.⁽²²⁾ Das mag u. a. darauf zurückzuführen sein, daß das großstädtische, mit der Musikmoderne ständig konfrontierte Publikum für dieses Werk (samt den darin mitschwingenden Untertönen) durchaus empfänglich war. Typisch war eine solche Reaktion nicht. Für heutige Ohren ist es kaum mehr nachvollziehbar, welche umstürzlerischen Beiklang Tanz- und Jazzmusik-inspirierte Kompositionen in den frühen 20er Jahren hatten. Für die selbsternannten Hüter abendländischer Werte, für die in den Traditionen des 19. Jahrhunderts verhafteten Konzertbesucher waren es dreiste Provokationen, wenn dergleichen erklang. Exemplarisch ist die Reaktion der *Zeitschrift für Musik* (die sich 1923 den bezeichnenden Untertitel „Kampfblatt für deutsche



Kurt Günther: „Viola und Erwin Schulhoff“ (1921)

Musik und Musikpflege“ gab) auf die *Kammermusik Nr. 1* von Paul Hindemith, der im Schlußsatz einen damals populären Foxtrott aufgriff. Alfred Heuß, der „Hauptschriftleiter“ der *Zeitschrift für Musik*, glaubte hier nichts anderes als „barbarische Laute halb verzierter, im Taumel sich ergehender Menschen“ heraushören zu können und erklärte kategorisch: „Wer den Foxtrott und was mit ihm alles zusammenhängt in den Konzertsaal hineinpeitscht, hat die idealischen Gefühle einer beglückenden Kunst nie geschaut und spricht sich von ihren Gesetzen frei, indem er sich einem eisernen Materialismus verschrieben hat.“⁽²³⁾

Zur Saarbrücker *Suite im neuen Stil* für Kammerorchester verfaßte Schulhoff einen dadaistischen Prolog. Solche Prologe – im Falle von *Bassnachtigall* ist es ein Epilog – sind das verbindende Element seiner Dada-Kompositionen (zu denen noch die im Januar 1920 entstandenen *Ironien* für Klavier zu vier Händen zu zählen sind). Übernahm er im Fall der *Fünf Pittoresken* noch ein Gedicht von Grosz, so stammen die weiteren Texte von ihm selbst. Möglicherweise hatte er dabei Vorbilder – etwa die Gedichte und Couplets von Walter Mehring –, doch kann man die Schulhoffschen Schöpfungen ohne Übertreibung den originellsten Dada-Produkten dieser Art an die Seite stellen:

Bierhaussuchen ist meine Seele
 und meine Zähne klappern im Shimmytakt.
 Grossstadtresonanzen durchziehen
 meine Gehirne und brüllen:
 Heil Dir im Siejakranz
 ach mein Liebchen. Du kannst nicht
 in die Diele (die kiehle)
 schlafend trägt man mich, in die Heimat ... in die
 Heimat!
 Denn ich bin besoffen wie ein Vieh und denke
 deutsch!
 Kennst Du meine Farben? – ? – !!! – ? – !!!
 ich genieße Sekt und das weib sperma.
 Grammophon seufzen, schluchzen Vaterlandslieder –
 und,
 wo man singt, da lass Dich nieder, – denn,
 böse Menschen haben keine Lieder (siehste woll)
 in meinen Eingeweiden kräuseln süsse Kakophonien ...
 schreien nach Leben, ... lechzen nach Manoli und ab-
 synth.
 Dreckbande!!!
 Sch.....kerle!!!! – schafft mir die unerhörtesten poten-
 zen,
 ich will euch alle fressen,

in die Wurschtmaschine mit Euch,
 Saubande!!!

Dann, – Dann kommt der Augenblick im Kosmos

B
 a
 dann werde ich mich in „Bayer Aspirin“
 e
 r
 verwandeln! -

Noch ein paar Bemerkungen zum Pianisten Schulhoff. Man habe es mit 'neuartiger' Musik zu tun gehabt, bemerkte ein Kritiker nach dem erwähnten Saarbrücker Konzert: „Ein elementares Wühlen und Toben und Ueberstürzen auf der einen Seite wird durch lässig und doch äußerst raffiniert hingeworfene Töne auf der anderen Seite abgelöst. Einen Ruhepunkt in dieser Musik gibt es nicht. Weder eine formelle, noch eine ideelle Harmonie wird angestrebt, dagegen sinnliche Ausdrucksmöglichkeit bis ins Bizarre gesteigert. (...) Der Beifall war meist recht freudig. Daneben fehlte es nicht an Zweiflern und Kopfschüttlern“ (*Saarbrücker Landes-Zeitung*, 8.12.1920). Das war die reservierteste lokale Kritik – nicht zu vergleichen mit dem, was Schulhoff für seine kompromißlos modernen Klavierabende manchmal andernorts zu hören bekam. So mokierte sich etwa ein Berliner Musikreferent der *Zeitschrift für Musik* in der Ausgabe vom 22. April 1922 über ein „Schreckensprogramm des Pianisten Erwin Schulhoff“ mit Werken von „modernen Musikbolschewisten“, ein Schlagwort, das damals gebräuchlich war in Kreisen, die alle neuen Tendenzen auf dem Gebiet der Musik (und nicht nur dort) bekämpften. Die von Schulhoff bei dieser Gelegenheit vorgeführten Stücke (u.a. Erik Saties *Description automatique sur un casque*, Strawinskys *Piano Rag Music*, Felix Petyreks *Wurstelprater* sowie seine eigenen *12 Inventionen*), würden, so der erboste Kritiker, in „einer Beziehung“ eine „geschlossene Kette“ bilden: „im Hange zum Häßlichen und Verzerrten, sodann in der Unkenntnis des Wesens der tondichterischen Aufgabe oder in der vollkommenen Impotenz ihr gegenüber.“ Und: „Dekadent wie diese sogenannte Musik selber war ihre 'Aufmachung': ein stockfinsterner Saal, auf dem Flügel eine grünbeschirmte Lampe. Ja, die modernen 'Ästheteten' sind geistige Gourmets!“ Auch ein Monokel soll Schulhoff bei Konzertauftritten in dieser Zeit getragen haben⁽²⁴⁾ (wie es ja eine Reihe von Dadaisten trugen, Tzara und Hausmann etwa): „Will ich Distanz zwischen mir und Euch halten, dann klem-

me ich mein Monokel fest und ihr habt Respekt vor mir!!!“, heißt es im Prolog zu *Bassnachtigall*, aus dem oben schon zitiert wurde.

Anfang 1922 verließ Schulhoff Saarbrücken und zog mit seiner Frau nach Berlin. Mit dem Wechsel von der Provinz in die Metropole verband er sicherlich große Hoffnungen, die sich allerdings nicht erfüllten. Dada war zu dieser Zeit in Berlin bereits Schnee von gestern. Und auch sonst fand er nicht viel Anschluß. Doch Anpassung an den Kunstbetrieb kam für ihn nicht in Frage: „Ich bekenne mich nicht zu der verbürgerten Sorte der expressionistischen

Verwesungstypen, Alleinsein ist Persönlichkeitsbeweis“, notierte er ins Tagebuch, und: „man hat mich beim Tonkünstlerfest wieder nicht aufgeführt, mir fehlen die 'göttlichen' Eingebungen, weil meine Werke nach Erde stinken“ (11.6.1922). Nur die Geburt seines Sohnes Peter am 10. Juli machte ihn „wahn-sinnig glücklich“. Für Künstler, die sich der „Musikrevolution“ verschrieben hatten, war in einer krisengeschüttelten Zeit selbst in Berlin wenig zu holen. Im Herbst 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, kehrte er mit seiner jungen Familie nach Prag zurück. Aber das ist schon ein anderes Kapitel.⁽²⁵⁾

(1) Erich Steinhard, Aus einem Prager Musikmilieu, in: Musikblätter des Anbruch 7 (1925), S. 260.

(2) Über die im folgenden häufiger zitierten Quellen – Schulhoffs Tagebuch sowie seine Briefe an Alban Berg – soviel: von ersterem ist derzeit nur eine diplomatisch getreue Abschrift verfügbar (Dr. Josef Bek, Prag), der Verbleib des Originals ist unbekannt. Die noch unpublizierten Briefe befinden sich in der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (F 21 Berg 1333).

(3) Vgl. Otto Griebel, Ich war ein Mann der Straße. Lebenserinnerungen eines Dresdner Malers, Frankfurt a.M. 1986 (edition aurora), S. 76 sowie ergänzend ders., Begegnungen mit dem Komponisten E. Schulhoff (mschr.; Griebel-Nachlaß, Dresden).

(4) Das Manifest ist dokumentiert in Ivan Vojtech, Arnold Schoenberg, Anton Webern, Alban Berg, Unbekannte Briefe an Erwin Schulhoff, in: *Miscellanea Musicologica* 18 (1965), S. 66f.

(5) Vgl. Hanne Bergius, Das Lachen Dadas. Die Berliner Dadaisten und ihre Aktionen, Gießen 1989, 339-343.

(6) Vgl. Raoul Hausmann, Bilanz der Feierlichkeit. Texte bis 1933, Bd. 1, hg. von M. Erllhoff, München 1982 (Frühe Texte der Moderne), S. 41.

(7) Von seinem Plan berichtete er Alban Berg in einem Brief vom 27.6.1919.

(8) Vgl. George Grosz, Ein kleines Ja und ein großes Nein. Sein Leben von ihm selbst erzählt, Hamburg 1955, S. 131.

(9) Eine Kopie des kürzlich aus Privatbesitz erworbenen Heftes wurde mir freundlicherweise von der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek angefertigt.

(10) George Grosz/Wieland Herzfelde, Die Kunst ist in Gefahr. Ein Orientierungsversuch (1925), zit. nach: Pass auf! Hier kommt Grosz. Bilder, Rhythmen und Gesänge 1915-1918, hg. von W. Herzfelde u. H. Marquardt, Leipzig 1981, S. 100.

(11) Hugo Ball, Die Flucht aus der Zeit (1927), Luzern 1946, S. 92.

(12) Die Fünf Pittoresken (vorweg die Grosz-Dichtung „Welten! Gluten! Ihr taumelnden, torkelnden Häuser!!!/ Cake-walkt am Horizont...“) sind neuerdings in einem Sammelband mit Klaviermusik Schulhoffs wieder greifbar (Verlag Ries & Erler, Berlin).

(13) Hausmann (wie Anm. 6).

(14) George Grosz, Briefe 1913-1959, hg. von H. Knust, Reinbek 1979, S. 60. Ausführlicher auf Grosz' Begeisterung für 'syncopated music' sowie seinen möglichen Einfluß auf Schulhoff geht der Verf. in einem Beitrag ein, der in einem Sammelband der Reihe Verdrängte Musik (von Bockel Verlag, Hamburg) im Herbst 1993 erscheinen wird („In meinen Eingeweiden kräuseln süße Kakophonien“ – Erwin Schulhoffs Dadatöne).

(15) Schulhoff-Nachlaß im Prager Archiv des Museums der Tschechischen Musik, Inventar-Nr. 303.

(17) Die erste Edition von *Bassnachtigall* wurde 1980 von William Waterhouse herausgegeben (Emerson Edition, Ampleforth/Yorkshire).

(18) Vgl. Robert Hahn, Eduard Borschein, sein Leben und Schaffen, in: Saarbrücker Hefte 19 (1964), S. 7-11 sowie den 1922 ausgegebenen Bericht des Borschein-Konservatoriums, den die Mappe Borschein im Saarländischen Landesmusikarchiv (Hahn-Archiv) am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität bewahrt. Das Hauptgebäude des Konservatoriums befand sich zum damaligen Zeitpunkt in der Roonstr. 22, eine „Zweiganstalt“ in der Winterbergstr. 10.

(19) Erich Steinhard, Erwin Schulhoff, in: Musikblätter des Anbruch 10 (1928), S. 288. Vgl. auch Schulhoff-Nachlaß (wie Anm. 15), Inventar-Nr. 371-373.

(20) Erwin Schulhoff, Eine Jazz-Affaire, in: *Der Auftakt* 5 (1925), S. 221.

(21) Vgl. u.a. Ekkehard Jost, Le Jazz en France, in: *That's Jazz. Der Sound des 20. Jahrhunderts* (Ausstellungskatalog), Darmstadt 1988, S. 313f.

(22) Steinhard (wie Anm. 19).

(23) Alfred Heuß, Der Foxtrott im Konzertsaal, in: *Zeitschrift für Musik* 90 (1923), S. 54f.

(24) Steinhard (wie Anm. 19).

(25) Hingewiesen sei auf die im nächsten Jahr erscheinende Schulhoff-Monographie von Josef Bek (Verlag B. Schott's Söhne, Mainz).

Weitere Bilder von Kurt Günther sind einer Monographie über den Künstler von Claus Baumann entnommen. (Berlin/DDR 1979)

Fimland Luxemburg?

Von Hans W. Giessen

I.

Daß Luxemburg ein *Medienland* ist, scheint eindeutig zu sein; daß es ein *Fimland* sein soll, erregt Verwunderung. Wenn es denn in jüngster Zeit tatsächlich zum *Fimland* geworden sein sollte, dann – unter anderem – deshalb, weil Luxemburg als Medienland an seine Grenzen gestoßen ist.

Rückblickend betrachtet, liegen die Grenzen in der Struktur des Medienlandes – und in seinem Erfolg – begründet. Die Entwicklung zum Medienland begann mit einem Gesetz aus dem Jahr 1929. Es setzt das Großherzogtum in einen gewissen Gegensatz zu seinen Nachbarländern – einen zunächst notwendigen, bald aber auch (für den Staat) sehr lukrativen Gegensatz. Das Gesetz regelt das Rundfunkwesen im Land und verzichtet darauf, für Luxemburg eine staatliche oder öffentlich-rechtliche Struktur des Rundfunks festzuschreiben, wie sie die umliegenden Staaten (damals noch ausschließlich) aufzuweisen hatten. Die »Société Luxembourgeoise d'Etudes Radiophonique« war von Anfang an, seit ihrer Gründung im Jahr 1930, ein staatlich abgesicherter privater Rundfunkmonopolist; sie war die direkte (Rechts-) Vorläuferin jener »Compagnie Luxembourgeoise de Télédiffusion« (CLT), die seit 1938 bis heute als Dachgesellschaft der verschiedenen »RTL«-Aktivitäten fungiert.

Die Regelung schien notwendig zu sein, weil das Land Luxemburg als zu klein empfunden wurde, um sich einen durch Steuern oder Gebühren finanzierten Sender leisten zu können. Luxemburg hat fast exakt die Größe des Saarlandes – aber die Einwohnerzahl des Großherzogtums beträgt nur rund ein Viertel von der unseres Landes; zu wenig, um sich einer ausreichenden Finanzierung gewiß sein zu können. So wurde aus der Not eine Tugend: Die ‚nationale‘ Rundfunkanstalt sendete großteils ins Ausland, kümmerte sich um den Werbemarkt der Nachbarregionen und holte so das Geld ins Land, das ihre Existenz in Luxemburg erst ermöglichte. 1984, in einem der besten Jahre, verdiente die CLT 98,6 % ihres Gewinns im Ausland. Nicht nur in Deutschland, auch in anderen europäischen Staaten haben die Luxemburger nationale Symbole durchbrochen, sei es mit ‚RTL-4‘ in den Niederlanden oder mit RTL-TVi (»Télévision indépendante«, eben im Kontrast zu den staatlich überwachten Landessendern) in Belgien. Viele Programme sind zunächst in Luxemburg produziert worden; natürlich auch mit Einheimischen, so daß medieninteressierte Luxemburger im Land selbst Erfahrungen sammeln und arbeiten konnten.

Bekanntestes Beispiel ist hier Désirée Nosbusch-Becker, die, damals 13jährig, vom vor allem nach Deutschland sendenden »RTL-Radio« entdeckt wurde – und die inzwischen, neben manch mittelmäßigem, auch in so beeindruckenden Produktionen wie »Good Morning Babylonia« von Paolo und Vittorio Taviani (1986) zu sehen war.

Freilich: Dieser ‚Entdeckungs‘- und ‚Erfahrungs‘-Aspekt darf auch nicht überschätzt werden. Die kommerziell ausgerichteten RTL-Programme sind schon immer wesentlich preisgünstiger und deshalb ‚schlanker‘ produziert worden als etwa deutsche Programme, vor allem auch ohne deren Kulturauftrag. Dazu kommt ein weiterer Aspekt: Als die CLT mehr sein wollte (oder, aus ökonomischen Gründen, sein mußte) als ein erfolgreicher regionaler Sender, mußte sie in die jeweiligen anderen Staaten ziehen, um dort ihre Programme zu produzieren. In Luxemburg erfolgte also jeweils (nur) die Aufbauarbeit; danach verließen die Programme – und ihre Produzenten – das Land. ‚RTL plus‘ wechselte nach Köln; das Frühstücksfernsehen, lange noch aus politischen Gründen in Luxemburg verblieben, ging letztendlich nach Berlin. »RTL TVi« zog nach Brüssel um, und »M6« (»Métropole 6«) etablierte sich als CLT-Ableger in Paris. Aufgrund der nationalen Rundfunkgesetze war die CLT jeweils nur minoritär beteiligt – anders hätte die Expansion nicht organisiert werden können; ohne das Ausland aber wäre die CLT nicht lebensfähig. Um als Luxemburger Rundfunkgesellschaft existieren zu können, mußte die CLT Luxemburg überwinden und hinter sich lassen.

II.

Die Regierung hat den Verlust als schmerzhaft empfunden und nun fieberhaft versucht, die Infrastruktur für den Medienstandort zu bewahren und weiter aufzubauen – mit dem Ziel, Luxemburg als Dienstleistungszentrum in verschiedenen Bereichen, nicht nur im Bankensektor, zu etablieren. Ein Aspekt ist dabei auch, ein *Fimland* Luxemburg zu schaffen.

So gelang es 1986, das »Eureka«-Projekt »Cerise« (»Centre Européen de Recherche d'Images de Synthèse«, »Europäisches Forschungszentrum für Bildbearbeitung mittels Computertechnik«) ins Land zu holen, das mit dreidimensionalen Computeranimationen interessante Experimente durchführt. So konnte im Oktober 1990 in einer Schule auf dem Luxemburger Limpertsberg ein Ausbildungsgang für die Gestaltung von Zeichentrickfilmen anlaufen. Ziel verschiedener Aktivitäten ist es, die Infrastruktur für

den Post Production Bereich zu entwickeln, die entsprechenden Fachleute heranzulocken und heranzubilden. Das 'Tax Shelter'-Gesetz vom 13. Dezember 1988 soll Anreize schaffen, Filme im Land zu machen, indem es Steuerermäßigungen für Produktionen ermöglicht, die im Großherzogtum erfolgen – von besonderer Raffinesse ist, daß diese Vergünstigungen an Dritte, etwa Banken, abgetreten werden können: Ausländische Firmen, die ansonsten von einem Steuerbonus in Luxemburg wenig hätten, können dadurch leicht Co-Financiers aus dem Land finden und so zu Produktionen im Großherzogtum verführt werden. Schließlich ist vor etwa zwei Jahren noch ein nationaler Film-Förderungs-Fonds eingerichtet worden. Es handelt sich also um eine Melange aus finanziellen und qualitativen Maßnahmen, die Luxemburg zu einem europäischen Film-Dienstleistungszentrum werden lassen sollen.

Vor allem das 'Tax Shelter'-Gesetz hat viele Produzenten und Filmemacher ins Land gelockt. Bereits kurz nach Inkrafttreten des Gesetzes fiel 1990 die erste Hollywood-Produktion ins Großherzogtum ein, um dort mit Christopher Lee und Morgan Fairchild eine „Sherlock Holmes“-Verfilmung vorzunehmen. Gleichzeitig wurde Lees klassische 'Dracula'-Rolle von einer kanadischen Produktion ins Luxemburger Licht gesetzt. Dabei geben solche internationalen Teams wiederum vielen Luxemburgern die Möglichkeit, Erfahrungen im Filmgeschäft zu sammeln. So hatte bei der kanadischen 'Dracula'-Serienproduktion eine junge Luxemburgerin einen Job als Regie-Assistentin erhalten: Geneviève Mersch. Im darauffolgenden Jahr drehte sie ihre Dokumentation »Le pont rouge« für die Luxemburger Produktionsgesellschaft ‚Samsa-Film‘, die es als einziger Beitrag aus Luxemburg sogar zu einer Aufführung bei der Berlinale 1992 brachte.

III.

Der Film »Le pont rouge« befaßt sich mit Merschs Luxemburger Heimat. Er berichtet vom Pfaffenthal, jenem Teil der Hauptstadt, über den sich eben jene ‚rote Brücke‘ spannt, die das Stadtzentrum mit den Europäischen Behörden auf dem ‚Kirchberg‘ verbindet. Er beschreibt eine bizarre Realität: das, was im wahrsten Sinne des Wortes *abfällt* für die (eher sozial Schwachen) da unten im Pfaffenthal, wenn die da oben zu ihren Europäischen Behörden rasen – etwa Frittentüten und Abfall aller Art; aber auch die Verzweifeln, die es da oben nicht mehr aushalten. Etwa

100 Selbstmörder haben sich seit dem Bau der Brücke, 1966, ins Tal gestürzt.

Die Realität des Landes einzufangen, die Beschäftigung mit Sprache und Gewohnheiten, auch die Kritik an der oftmals als selbstgerecht empfundenen Bürgerlichkeit im Großherzogtum: Die neuen Filme drücken auch ein neues Selbstbewußtsein aus; eine kritische Auseinandersetzung mit der Heimat, die erst Voraussetzung dafür ist, daß sich ein neues Heimatgefühl entwickeln konnte.

Der erste Film aus Luxemburg in ‚Lëtzebuergesch‘, gleich ein Überraschungserfolg (17.000 Zuschauer) war ‚Waat huet e gesot‘ (Regie: Paul Scheuer) aus dem Jahr 1980, der drei Jahre später mit dem Luxemburger Krimi ‚Congé fir e Mord‘, ebenfalls auf ‚Lëtzebuergesch‘, noch eins draufsetzen konnte: Mehr als 30.000 der rund 200.000 Lëtzebuergers sind in diesen Film ins Kino gegangen; er wurde auch auf Festivals in München und Washington gezeigt und drückte jetzt das neue Heimat- und Lebensgefühl aus.

IV.

Das war nicht immer so, im Gegenteil. Viel früher hatten Luxemburger nämlich schon Filmgeschichte geschrieben, mittelbar wie Norbert Jacques, und unmittelbar, wie etwa René Deltgen. Beide aber mußten sich von ihrem Heimatland lossagen – es war ihnen zu eng. Norbert Jacques, am 6. Juni 1880 in Luxemburg geboren, zog sofort nach dem Abitur nach Deutschland, wo er Mitarbeiter der anspruchsvollsten journalistischen wie literarischen Periodika wurde und später zum erfolgreichen wie einflußreichen Schriftsteller avancierte. Er verzichtete offenbar ohne Bedauern auf seine Luxemburger Staatsbürgerschaft und wurde ein stolzer Deutscher. René Deltgen (1909-1979) erreichte gar den Titel des deutschen ‚Staatsschauspielers‘ und forderte seine (ehemaligen) Landsleute auf, in den Schoß des Großen Tausendjährigen Reiches zurückzukehren – die Luxemburger haben ihm dafür nach dem Krieg seine Staatsbürgerschaft aberkannt.

Aber auch ganz andere, etwa der Dokumentarfilmer Gordian Troeller – wer weiß schon, daß sie Luxemburger sind? Entwickeln konnten sie sich (damals) nur in der Fremde. Noch Marco Serafini, geboren 1956, mußte nach Deutschland gehen, um als Regisseur erfolgreich arbeiten zu können: Er zog 1976 nach München und studierte an der HFF in der Abteilung Film und Fernsehspiel, ist seither für deutsche Fernsehanstalten überwiegend im Serienge-

schäft sowie für's Fernsehspiel tätig und hat beispielsweise 1984 die Konsalik-Verfilmung „Liebe läßt alle Blumen blühen“ vorgelegt. Andere, wie die Schauspielerin Juliette Faber, sind nach Paris gegangen. Oftmals kam es da im Ausland auch zu bizarren Konstellationen – so, als die Schauspielerin Germaine Damar, von der kaum jemand die Luxemburger Herkunft kannte, 1957 in der Werner Jacobs-Verfilmung des „Graf von Luxemburg“ agierte.

Was die mittelbare, dafür aber um so größere Bedeutung von Norbert Jacques betrifft, den heute kaum jemand noch als Person, geschweige denn als Luxemburger identifizieren kann: Er war der Erfinder und Autor von „Dr. Mabuse, der Spieler“ – einer Figur, die dank der Filme von Fritz Lang zum Mythos wurde. Heute ist man sich auch in Luxemburg dieses Autors kaum mehr bewußt.

Luxemburger Stars. Herr van Werveke...

V.

Was geschah inzwischen im Großherzogtum? Ein schleichendes Kinosterben, wie ansonsten in Europa auch. 1967 gab es 48 Lichtspielhäuser im Land – zwanzig Jahre später waren es noch 17. Der erste lange Luxemburger Kinofilm ist 1970 entstanden, »L'amour oui! Mais ...« von Philippe Schneider, eigentlich einem Dokumentarfilmer, dem man mit diesem alleinigen Hinweis auf seinen Ausrutscher ein wenig Unrecht tut (der Film war ein Soft-Sex-Streifen, der nahtlos in die damals populäre Welle paßte und dementsprechend in Deutschland auch unter dem Titel »Sekretärinnenreport 2« vertrieben wurde; in England hieß er übrigens »Love Life in Luxembourg«). Ansonsten hörte Andy Bausch, geboren 1959, damals noch Rockmusik und ging ins »Lutétia«-Kino in seiner Heimatstadt Dudelange, das inzwischen ebenfalls nicht mehr existiert, sich damals aber überwiegend dem populären amerikanischen und französischen Film hingeeben hat, wie die meisten Häuser des Landes auch.



VI.

Andy Bausch ist Autodidakt und Ausnahme in einem Land wie Luxemburg; daß er hiergeblieben ist, spricht immerhin für die geänderten Verhältnisse.

Bausch kommt von der Rockmusik, dem klassischen Medium derjenigen, die herauswollten aus den festgefahrenen Verhältnissen der fünfziger und sechziger Jahre. Mit ersten Filmversuchen begann er 1979; und 1981, gerade 22 Jahre alt, realisierte er bereits seine erste größere Super 8-Produktion, „When the music's over“. Auch seine nächsten, kürzeren Super-8-Filme (er nennt sie „Short Movies“) beschäftigen sich thematisch mit amerikanischem Lebensstil, der (auch) als ein Stil der Halbwelt erscheint und damit gleichzeitig dem Bedürfnis des Ausbruchs aus den braven Luxemburger Verhältnissen entgegenkommt. „Stefan“ (1982) ist ein Film über einen jungen Homosexuellen; „Lupowitz“ (aus demselben Jahr) parodiert Elemente des amerikanischen Film noir. Mit diesen Super-8-Filmen legt Andy Bausch auch den Grundstock für seine späteren Produktionen. Die Hauptrollen spielt sein Szene-Freund Thierry van Werveke; er wird auch weiterhin Bauschs Lieblingschauspieler bleiben, später von ihm eingesetzt bei großen Produktionen für das deutsche Fernsehen bis hin zu seinem neuesten Kinofilm, der zur Zeit (1993) in Luxemburg gedreht wird – interessant damit auch für andere Regisseure und Produzenten in Luxemburg, Belgien und darüber hinaus. Überhaupt ist Bauschs Treue zu seinen ‚festen Luxemburgern‘ (die gar nicht immer aus dem Großherzogtum kommen müssen, wie die Saarbrücker Klaus-Peter Weber, Kamera, oder Jochen Senf beweisen) sprichwörtlich.

1983 dann Andy Bauschs erste Filme auf 16 mm, „Die letzte Nacht“ (45'), inspiriert von Charles Bukowski, und „Cocaine Cowboy“ (30'), wieder mit Thierry van Werveke. Nach drei weiteren Kurzfilmen wagte Bausch sich 1987 an seinen ersten ‚langen‘ Spielfilm, „Gwyncilla, Legend Of Dark Ages“, erneut mit ‚amerikanischem‘ Motiv: dem des europäischen Mittelalters, das zum Magic Kingdom einer Fantasy-Welt mutiert, in der im übrigen erneut die Halbwelt dominiert, die Abenteuer von Gauklern und Taschenspielern.

Mit „Troublemaker“ ist Bausch an den Grenzen seiner Luxemburger Möglichkeiten angelangt. Der Spielfilm sollte unter professionellen Bedingungen erstellt werden, aber das war zu seiner Entstehungszeit – 1987 bis 1988 – im Großherzogtum rein aus Geldmangel (noch) nicht möglich. Das Projekt war

am kippen, da sprang der SR ein – und ermöglichte so den ersten kommerziellen Erfolg Andy Bauschs. Sicher hat ihm dabei auch der Außenseiter-Effekt geholfen, die Überraschung seiner Luxemburger Herkunft; verglichen gerade mit seinen darauffolgenden Produktionen für das ZDF ist der Film noch holperig, im Timing nicht immer überzeugend. Die Geschichte aber ist so charmant erzählt, daß sie formale Mängel (fast) vergessen läßt. „Troublemaker“ bilanziert auf verschiedenen Ebenen Bauschs damaliges Leben: Er hat einen Gangsterfilm »à la americaine« geschaffen, der in seiner Heimat spielt; der deshalb konkret wie gleichzeitig auch auf einer Metaebene die Amerika-Sehnsucht thematisiert. Andy Bauschs Sehnsucht aber erfüllte sich zunächst in Deutschland. In der Folge arbeitete er fürs ZDF.

War die erste ZDF-Produktion noch fürs ‚Kleine Fernsehspiel‘, stieß Andy Bausch in der Folge gleich

...und Frau Nosbusch-Becker



in die 'Prime Time' vor. Die beiden Produktionen „A Wopbopaloobop A Lopbamboom“ (1989) und „Ex und hopp“ sind Bauschs beste Arbeiten bisher, obgleich recht unterschiedlich, was Thema und Machart betrifft. „Wop“ (mit Thierry van Werveke) ist der ‚Kleine Fernsehspiel-Film‘, dicht und expressionistisch, in düsterem Schwarz-Weiß, Anfang der sechziger Jahre spielend. Der Film ist in Bauschs Heimatstadt Dudelange angesiedelt, an der Grenze zu Lothringen. Jugendliche aus dem Nachbarland kommen ins Großherzogtum; es geht um Mädchen (Désirée Nosbusch-Becker) und Musik. Rational nicht nachvollziehbar, aber zwangsläufig und logisch entwickelt sich aus dem pubertären Spiel die sexuelle Konkurrenz und schließlich die soziale Gewalt, die sich an den Franzosen auslebt – und die im Mord endet. „Wop“ ist ein Heimatfilm, der nicht mehr auf eine Flucht angelegt ist, dessen Sehnsüchte sich im Land verwirklichen wollen, aber nicht können. Damit dokumentiert Bausch, der bis dahin auch das Buch zu jedem seiner Filme geschrieben hat, eine Wandlung.

Mit „Ex und hopp“ (1990) hat Andy Bausch zum ersten Mal ein fremdes Drehbuch (Peter Zingler) verfilmt, aber auch dieser Film kann als Beleg für das neue Heimatverständnis gesehen werden. Zwar spielt er – die Erstaussstrahlung erfolgte um 20:05 im ZDF – in Deutschland, aber die Kreise Kusel und St. Wendel sehen hier nicht nur landschaftlich so aus wie die Luxemburger Region um Diekirch, in der die Dreharbeiten stattgefunden haben (eine Folge des 'Tax Shelter'-Gesetzes). Es ist Andy Bauschs erster Film mit ‚Starbesetzung‘; Mario Adorf spielt die Hauptrolle, daneben sind Maja Maranow, Rainer Hunold und Désirée Nosbusch-Becker, Thierry van Werveke, Fernand Fox und Marie-Paule von Roesgen zu sehen. Der Film schildert die skrupellosen, aber höchst erfolgreichen Machenschaften eines Bierverlegers, spannend und stilsicher inszeniert.

An diesen Film reichen die Folgearbeiten nicht heran. So „Mit tödlicher Sicherheit“ (1991 – wieder für die Hauptsendezeit im ZDF), mit Schauspielern wie Hark Bohm, Gudrun Landgrebe oder Sabine von Maydell (und mit erneuter Unterstützung von Luxemburger Bekannten wie Gast Waltzing, der die Musik komponiert hat); hergestellt nach der Deutschen Wiedervereinigung und in einem fiktiven Berlin die Geschichte eines Fernsehjournalisten erzählend, der den Tod seines Sohns rächen will und dazu eine Allianz mit einer Untergrundorganisation eingeht. Der Film wirkt, obgleich handwerklich ge-

schickt, doch beliebiger als die Vorgänger. Ähnlich verhält es sich mit einer ebenfalls 1991 fürs ZDF produzierten Wiedervereinigungs-Komödie „Struppi und Wolf“, die bei Bausch zur klischeehaften Burleske gerät (mit Lena Stolze, Michael Degen, Jochen Senf und Elisabeth Volkmann). Offensichtlich spricht nicht jedes Thema und jedes Genre den Regisseur gleichermaßen an, obgleich er selbst dann, wenn er nicht mit eigenen Büchern und ihn vorrangig interessierenden Geschichten arbeitet, noch immer routinierte Unterhaltung bietet. – Gerade hat Bausch aber wieder einen Spielfilm in Luxemburg abgedreht, der seinen Interessen mehr zu entsprechen scheint: „Three Shake-a-leg Steps to Heaven“ – mit Thierry van Werveke und Jochen Senf sowie mit Edie Constantine in seiner letzten Rolle.

VII.

Das Vorbild Andy Bausch mag ein Grund für das immer stärker werdende Interesse junger Luxemburger am Medium Film sein; die staatlichen Fördermaßnahmen sind ein zweiter. Als dritter Aspekt muß ein Phänomen beschrieben werden, auf das bereits hingewiesen worden ist. Es handelt sich um die Entwicklung eines neuen Heimatbewusstseins, das nicht mehr rückwärtsgewandt und affirmativ, sondern kritisch und gegenwartsbezogen erscheint. Das ist kein spezifisch Luxemburger Phänomen – es hat im Gegenteil Luxemburg eher später erreicht als andere Regionen Westeuropas –; aufgrund der staatlichen Eigenständigkeit des Großherzogtums hat es hier freilich einen besonderen Stellenwert. Das Phänomen hat nahezu alle Bereiche des künstlerischen Lebens erfaßt: die Musik etwa durch Folkgruppen wie „Dullenmajik“; vor allem aber die Literatur. Bedeutende ‚neue‘ Literaten sind etwa Guy Rewenig oder Roger Manderscheid, die nun nicht mehr auf Deutsch oder Französisch, sondern auf „Lëtzebuergesch“ schreiben und deren Themen nun Behinderte (Rewenig, „Geméschte Chouer“, 1987), Ausländer (Rewenig, „Grouss Kavalkad“, 1991) oder die angstvolle Kindheit während der Deutschen Besatzungszeit (Manderscheid, „Schacko Klak“, 1989) sind. Auch der Luxemburger Film hat sich dieser Themen angenommen; selbst das Luxemburger RTL-Hei Elei-Fernsehen mit bemerkenswerten Produktionen im Dialekt. Damit kam ein Prozeß ins Rollen: Das Fernsehen und der Film haben die Entwicklung verstärkt; die ‚neuen‘ Themen, das ‚neue‘ Heimatbewusstsein haben gleichzeitig den Luxemburger Film selbst neu inspiriert. „Congé fir e Mord“ wurde be-

reits genannt; im selben Jahr (1983) produzierte RTL-Hei Elei den Luxemburger Krimi „E Fall fir sech“ und 1985 „Déi zwee vum Bierg“, der sich ebenfalls mit dem heiklen Thema der Okkupation durch die Deutschen und den Folgen für Luxemburg – Widerstand, Kollaboration, die Zwangsrekrutierungen – befaßt; 1988 folgte „E Liewe laang“, eine Geschichte aus der Minette-Region. 1990 verfilmten Paul Kieffer und Fränk Hoffmann schließlich, emotional sehr anrührend, „Schacko Klak“, das Buch Manderscheids über die Zeit, als die ‚Preisen‘ (Deutschen) Luxemburg „iwwerfall hen“ – mit bemerkenswertem Anklang bei der Bevölkerung.

VIII.

Aber kann man deshalb von einem „Filmland Luxemburg“ sprechen? Der Prozeß ist an diesem Punkt nicht stehengeblieben. Aber gleichgültig, ob kritischer Blick auf die Heimat – wie Pol Cruchten etwas zu ästhetisierende Verfilmung „Hochzäitsnuecht“ mit Thierry van Werveke, dessen Thema der Drogenkonsum im Großherzogtum ist und der mit dem diesjährigen Max-Ophüls-Preis ausgezeichnet wurde – oder literarisch ambitionierte Literaturverfilmung – wie Paul Kieffers und Fränk Hoffmanns „Schacko Klak“-Vorgängerfilm „Die Reise das Land“, ein irritierendes, auf Motive von Poe und Turgenjew zurückgehendes Projekt -: Die Luxemburger Filmemacher haben inzwischen einen Grad an Professionalität erreicht, der in anderen Regionen mit vergleichbarer Bevölkerungszahl sowie ähnlichem filmhistorischen (Nicht-)Hintergrund so nicht existiert. Entsprechend strahlt der Luxemburger Film aus: Thierry van Werveke dreht inzwischen beispielsweise auch in Österreich („Dead Flowers“ von Peter Ily Huemer, 1992), und ‚Samsa-Film‘, die Produktionsgesellschaft von Paul Kieffer und Fränk Hoffmann, ist mittlerweile an internationalen Produktionen beteiligt, die in Belgien („Je pense à vous“ von Luc und Jean-Pierre Dardenne, 1992) oder den ehemaligen Babelsberger Ufa-Studios gedreht worden sind („Anna annA“ von Greti Kläy und Jürgen Brauer, ebenfalls 1992). Natürlich spielen die alten Beziehungsgeflechte noch immer eine Rolle (so, wenn die ‚Samsa-Film‘ den Belgischen Spielfilm „Abracadabra“ von Harry Cleven, erneut aus dem Jahr 1992, mitproduziert, in dem dann auch der allgegenwärtige Thierry van Werveke eine tragende Rolle übernimmt), und auch die Beschäftigung mit der Luxemburgischen Heimat spielt immer wieder eine Rolle (so in »Terre Rouge« von Jani Thiltges aus dem Jahr

1989, der sich atmosphärisch dicht und in der Farbkomposition sowohl realistisch als auch poetisch dem ‚Land der roten Erde‘ im Süden des Großherzogtums und seinen von sozialen Spannungen zuwendet, oder in „Dammentour“ des „Congé fir e Mord“-Regisseurs Paul Scheuer, der die Luxemburger Bankerwelt auf eine bösen-ironische Schippe nimmt). Aber was ist an Andy Bauschs Fernsehproduktionen, was ist bei den immer zahlreicher werdenden jungen Luxemburgern, die in Belgien, Frankreich und Deutschland Film studieren und oftmals innovative Abschlußfilme erstellen (wie Geneviève Mersch mit »La Ballade de Billie« aus dem Jahr 1989) – zwar angeregt durch die Luxemburger Verhältnisse, aber nicht auf sie bezogen -, was ist an Marco Serafinis TV-Serienfolgen (wie seine 1990 in Luxemburg gedrehte „Jolly Jocker“-Sequenz) ‚typisch Luxemburgisch‘?

Vielleicht ist dies aber auch nur Ausdruck für Normalität; dafür, daß die Anfangsphase, das vorsichtige Sich-Herantasten ans ‚neue Medium‘ und an die ‚neue‘ Beschäftigung mit sich selbst vorüber ist. Im Gegenteil würde dann gerade dieser Sachverhalt für eine Professionalisierung der Filmszene des Großherzogtums sprechen; die Pläne der Regierung wären demnach erfolgreich gewesen. Das hat wohl auch Marco Serafini, der gegenwärtig routinierteste und erfolgreichste Luxemburger im deutschen Seriengeschäft, dazu bewogen, eine Produktionsgesellschaft in seinem Heimatland zu gründen, die LFP (Luxemburger Film- und Fernseh-Produktionsgesellschaft). Aus der „Festung Luxemburg“ („Luxembourg Ville Forteresse“, Produktion der »Studio V Luxembourg«, 1985) ist nicht nur ein reiches, sondern auch ein für Filminteressierte interessantes Ländchen geworden, „Somewhere in Europe“ (Pol Cruchten, 1987).

Ophüls – die Vierzehnte. Eine Petitesse

Von Achim Huber

Immer schon haben wir uns bang gefragt wie eines der wichtigsten deutschen Filmfestivals mit seiner Resonanz in der deutschen Presse zurechtkommt. Die jährlich wiederkehrende Ignoranz der ZEIT, der herablassende Einspalter in der FAZ, die berliner Rotzigkeit der taz, die braven Mitleidsbekundungen der FR, die tagelange Hofberichterstattung in der Saarbrücker Zeitung. Schafft das nicht psychisches Leid? Entstehen Haß und Aggressionen? Droht Drogenabusus? Sind gar Arbeitsplätze gefährdet? Diesmal wollten wir es genauer wissen: Wird diese Presse überhaupt noch zugelassen, weist man ihr nicht besser gleich die Tür, darf sie am Ende auch noch umsonst die besten Plätze besetzen und anschließend schweigen oder feixen? – Gleich unser erster Versuch, in der Manier von Verstehen Sie Spaß? dabei zu sein, war von Erfolg gekrönt.

Herrschaftsfreier Diskurs – Meldungen der Festivaldirektion I

Aus Saarbrücken schreibt uns Herr A. Stuby folgendes: „...wir sind etwas verwundert, daß die SAARBRÜCKER HEFTE beabsichtigen, über 'das Festival der kleinen Geister' zu berichten. Der den SAARBRÜCKER HEFTE zur Verfügung stehende Platz sollte doch besser genutzt werden für kulturelle Großereignisse und nicht für ein 'Festival des schlechtesten Films'. So wie Ihr Platz außerordentlich beschränkt ist, so sind auch unsere Kapazitäten außerordentlich beschränkt, denn wir verfügen auch nur über sehr kleine Kinos mit 'schlechter Projektion, schlechtem Service' usw... Leider ist das Publikum noch immer an diesem Festival interessiert und erträgt alle diese Zustände klaglos, so daß wir echte Platzprobleme haben. Da wir die SAARBRÜCKER HEFTE ansonsten aber sehr schätzen, werden wir Ihnen die Möglichkeit einer Teilnahme am Festival ermöglichen.“ – Das war nobel gedacht und die so ermöglichte Möglichkeit, alles kostenlos zu gucken, haben wir denn auch weidlich ausgenutzt, damals in jenen häßlichen Wintertagen, die uns regelmäßig nur (naja, fast nur) vom kalten Strahlen stahlblauer Herzen beleuchtet werden.

Die erste Lehre heißt also: In der Kultur ist es wie in der Kindererziehung, geschlagen wird wieder mal nur daheim und logisch nur die Schwächeren. Ist aber so erst einmal das Anspruchsdenken geweckt und die Teilhabe selbst an kleinen Privilegien errungen, wollen wir sie naturgemäß auch behalten und sind deshalb gewillt, unsere Berichterstattung entsprechend zu flexibilisieren und auf neue Erfordernisse einzustellen.

Also bitte, nicht mehr hauen, war doch alles nur ein Irrtum. NATÜRLICH haben wir Platz für UNSER Größtereignis, soviel Sie wollen! Fangen wir an: Es war wieder TOLL, echt RIESIG! DAS Erlebnis! – Stimmung? Ja, Typ: „familiäre Atmosphäre“ (FR). Vielleicht ... karnevalesk? Genau! So war's, irgendwie ... und außerdem gab's noch FILME. Sicher, ein paar Kleinigkeiten laufen gerade deswegen schon mal schief. Da muß eine Vorführung durch Intervention des Regisseurs abgebrochen werden, weil der Streifen nicht im korrekten Format gezeigt werden kann. Da sind die alten Tonprobleme. Da ... Na, was soll's, das ändert doch nichts, es war einfach – SUPER! Beziehungsweise: „charmant provinziell“ (Saarbr. Ztg.) – also eindeutig KLASSE! Der Ministerpräsident wie immer fast zum Anfassen. Richtige RegisseurInnen. Überhaupt das ganze bunte Durcheinander. Das ECHTE Gespräch. Dabei alles so kleinräumig, eine quasi dichte PRÄSENZ. -

Ist es wirklich das, was sie hören wollen, Sie, liebe Leserin, Sie, lieber Herr Albrecht Stuby? Wollen Sie wirklich diesen Binnenblick? Diese distanzlose Selbstbestätigung? Diese (Un-) Bescheidenheit, die wenigstens im eigenen Biotop Anerkennung will? Und das ganze noch charmant provinziell hingeschmiert, im Superlativ-Stil der werbetreibenden Stadtmagazine? Na sehen Sie, das wollen Sie doch eigentlich auch nicht.

Filme, Programme und Probleme

Nehmen wir's also ernst, *Ophüls* hat es nach wie vor verdient. Der Wettbewerb, diesmal mit zwanzig Filmen, war aufs Ganze gesehen besser besetzt als in den Vorjahren, da war die vollmundige Ankündigung einer „starken“ Jahresproduktion (Kulturdezernent Silkenbeumer) nicht völlig danebengegriffen und der Hinweis auf die Katastrophe des deutschen Films und seiner Förderung (Festivaldirektor und Filmamt-Leiter Stuby) ein Leichtes. Gleich mehrere Beiträge hatten durchaus Kinoqualitäten, annehmbare Geschichten, eine ordentliche technische Umsetzung. Das heißt, sie hätten echte Chancen, wenn denn solche Filme überhaupt am Markt mithalten könnten. Allesamt sind sie jedoch erzählerisch ziemlich konventionell und in ihrer Bildsprache kaum einen Fußbreit außerhalb des jeweiligen Genres. Das gilt für die beiden luxemburger Mitbewerber (wobei Scheuers *Dammentour* formal mehr überzeugen konnte), für *Krücke*, *Der Nachbar*, *Durst*, für *Frankie*, *Jonnie und die anderen*, und auch für Lars Beckers *Schattenboxer*, der als originelle Krimi- und Milieuge-



Paul Scheuer: *Dammentour'*, Luxemburg 1992 – preiswürdig

schichte noch jeden alten WDR-Tatort schlägt (von anderen reden wir nicht) und mein heimlicher Favorit war. Daß schließlich Pol Cruchten's *Hochzäitsnu-echt* den Preis kassierte, hat künstlerisch weiter nichts zu bedeuten. Es war allerdings richtig, dem neuen Teilnehmerland gleich jetzt einmal den Preis zu geben; spätestens im nächsten Jahr hätte es die Kunst der Kulturdiplomatie sowieso verlangt und wer weiß wie die luxemburger Streifen dann aussehen. (Das Anleger-Dorado übrigens hat natürlich Geld für seine Filme und nicht nur idiotisch besetzte Fördergremien!) Der Rest des Wettbewerbs war Betroffenekino – *Langer Gang* (Behinderte), *Prinz in Hölleland* (schwule berliner Pseudo-Alternative) sowie diverse (nicht-feministische?) Frauenfilme -, oder gescheiteres Kunst-Wollen – etwa *Averills Ankommen* von Michael Schottenberg, der vor drei Jahren mit *Caracas* intelligent-geschmacklos und unpräzise war, und jetzt ein bißchen viel Inzest, Kafka und Wirrnis lieferte -, schließlich Peinlichkeiten – z.B. *Schatten der Liebe* – und schlichter Schrott – *Ebbys Bluff*.

Die Frage bleibt, nach welchen Kriterien die Zusammenstellung des Wettbewerbs erfolgt oder überhaupt erfolgen könnte. Was sich aus den Entscheidungen der letzten Jahre rekonstruieren läßt: Es werden nicht Experimente und Exoten belohnt, sondern eher der glatte, zuschauerfreundliche Film, der nicht völlig anspruchs-, aber schon mal harmlos sein darf. Am liebsten also Komödien, gefolgt von nicht sozialarbeitermäßig angelegten Problemfilmen. Zu professionell, gutgeraten oder offensichtlich verwertbarer *mainstream* darf es auch nicht sein; ist schon ein Verleih bei der Hand, entfällt letztlich der Fördergrund. Circa ein halbes Dutzend der diesjährigen Filme kam danach wirklich für die Hauptpreise in Frage, das konnte noch jede Auswahlkommission sehen. – Sind die übrigen Beiträge bloße (eben nicht immer schlechte, aber chancenlose) Staffage? Soll außerdem das Schaffen von Leuten dokumentiert werden, die keinen Hinweis darauf liefern, daß sie jemals einen entweder künstlerisch bewertbaren oder kommerziell erfolgreichen Film machen werden? Geht es darum, jungen Menschen Mut zu machen, sich auszudrücken? Es ist nicht nachvollziehbar. Wenn in den

„deutschsprachigen“ Ländern keine zwanzig Filme gemacht werden, die irgendwelchen ernstzunehmenden Kriterien standhalten, sondern höchstens noch Befindlichkeiten ausstellen, dann hat ein derart aufgezogener Wettbewerb keinen Sinn. Er denunziert nur noch. So wäre *Ophüls* eine Chance, die Krise wirklich einzugestehen, die am deutschen Film zehrt: Es wird so gut wie nichts produziert, was über das Kleine Fernsehspiel im ZDF hinaus gerät. Das ist inzwischen leidlich bekannt, und die Crux dieses Festivals besteht darin, es einerseits zu belegen und gleichzeitig inszenatorisch immer wieder bestreiten zu müssen.

Bei dem – um es vorsichtig zu sagen – schwankenden Zustand des Spielfilm-Nachwuchses geben die um den Wettbewerb gruppierten Programme dem Festival reichlich Gelegenheit, sich als sinnvolle Einrichtung zu profilieren, wenn es denn Filme sind, die man sonst so gut wie gar nicht zu sehen bekommt. Kurzfilme kommen im Kino nicht vor, der Kurzfilmwettbewerb und die Programme sind schon darum notwendiger Bestandteil und ein gut etablierter Standard. (Hier in der kleinen Form gelingt jedenfalls häufiger etwas; der alte, biedere Rat, nicht immer gleich das Drei-Einfälle-Exposé ins 90-Minuten-Werk umsetzen zu wollen, ist vielleicht gar nicht mal so dröge.) Die Idee, die kurzen Wettbewerbsbeiträge jeweils vor Langfilme zu plazieren, gefällt natürlich und sollte beibehalten werden. In einer neuen Reihe, betitelt „Perspektiven des jungen deutschsprachigen Films“, läßt sich so ziemlich alles unterbringen und so war es dann auch. Was ich davon gesehen habe, war durchweg mit guten Gründen auf dem Festival vertreten. Das sozialkritische Klappern der Festivalleiterin Christel Drawer für diese Reihe ist gar nicht nötig: es ist die Jahresproduktion und wo bitte soll sie sonst gezeigt werden, wenn nicht hier. Problematisch sind wiederum die „Saarbrücker Premieren“, die anscheinend mit Blick auf ein breiteres Publikum zusammengestellt werden und wohl auch die Besitzerin der UT-Kinos zufriedenstellen sollen: *Luna Park* und *Romper Stomper* sind Filme, die es nicht einfach haben werden und sie passen zu anderen Programmschwerpunkten. Warum man aber *Glengary Glen Ross*, *Leolo* und *Sneakers* auf dem Festival zeigen muß, bliebe ansonsten unerfindlich. Die Vorstellung, hiermit (oder mit Winkelmanns *Nordkurve* in den „Perspektiven...“ – der Mann ist 46, ist das wirklich noch „junger Film“?) würden neue Interessenten fürs Festival gewonnen, ist bestimmt etwas blauäugig; die Konsumenten sind das Auswählen gewohnt.

Die zweite Lehre ist, daß *Ophüls* sich entscheiden müßte: *Gegen* das Schielen auf die großen Festivals, das Imitieren von Oscar-Verleihungen und das Fischen nach immer mehr Publikum (Platzprobleme!). *Für* eine Beschränkung, die konsequent den Wettbewerb verkleinert, ihn nicht als Sprungbrett in die Vermarktung darstellt und damit nur scheinbar entwertet. (Was dabei herausfiele natürlich trotzdem zeigen, man kann es dann ruhig auch „Perspektiven so und so“ nennen!) *Für* Reihen, die an Themen orientiert sind (dort wird manches akzeptabel, was unter anderer Verpackung bloß enerviert) und mehr Regisseur-Retrospektiven. *Für* Dokumentarfilm, Computer-user und den publikumsfeindlichen Außenseiter (nein, Schlingensiefel ist das nicht, aber gut, daß er gezeigt wurde). Schließlich *für* Premieren, die nicht den Start von Hollywood-Produkten ankündigen, sondern – was gerade hier nötig wäre – Filme wenigstens einmal aufführen, die sonst garantiert wieder knapp an Saarbrücken vorbeisegeln werden. (Oder wenn schon Hollywood, dann, bittschön, etwas origineller: die director's cut-Version von Ridley Scotts *Blade Runner* zum Beispiel hätte man doch schon kriegen können?!) – *Ophüls* wird sich nicht so entscheiden, weil das unter den Bedingungen des eingespielten Kulturbetriebes gar nicht mehr möglich ist. Und weil es dem lokalpolitischen Wunschbild, unbedingt bedeutende Ereignisse produzieren zu wollen, die vor allem sich selbst bedeuten, entschieden widerspräche.

Diskurs über Herrschende – Meldungen der Festivaldirektion II

Bei immerhin einigen guten und interessanten Angeboten hatten wir uns manchmal doch etwas geniert, daß wir das alles eher unverdient umsonst konsumieren durften und schon überlegt, ob wir im nächsten Jahr nicht freiwillig ins zahlende Publikum zurückkehren sollten – als ein weiterer offizieller Bescheid uns unter die Augen kam, der nun wirklich die Gelegenheit gibt, aktiv eine Akkreditierung endgültig zu verspielen, weil er einfach nicht unkommentiert bleiben kann. Die dritte Lehre lautet mithin: Wie gewonnen, so zerronnen.

Die Sache mit Stubys Dank an Honecker ging eigentlich schon genug durch die hiesige Presse, sorgte für künstliche Aufgeregtheit und verdient aus zweierlei Gründen verteidigt zu werden, bevor wir schließlich auch noch über das inkriminierte Schriftstück herziehen: Erstens ist es allemal lobenswert, wenn ein Amtsleiter frech den disziplinarischen Zorn seines



Zwischen Kulturimperialismus und 'riskanten' Filmen – ratlos

Dienstherrn und die blöde Empörung der Opposition einkalkuliert oder gleich ganz ignoriert. Zweitens hat er es damit immerhin zu einer Erwähnung im SPIEGEL gebracht, was bekanntlich sonst nur dem Sonnenkönig selbst gelingt. – Drittens aber war es ein wirklicher Tiefschlag. Alles daran ist falsch. Nur brauchte es bei mir erst eine Weile, für den zunächst intuitiven Befund die Erklärung zu finden.

Da sah sich also Festivaldirektor Albrecht Stuby genötigt, seinen Dank an den letzten echten Herrscher des untergegangenen Staates (Ost) öffentlich zu machen, dazu noch eine Breitseite gegen Justiz und Politik des Siegerstaates (West) abzugeben und seinen Ekel vor dem gesunden Volksempfinden (West und Ost) auszudrücken. Gegen „honorige Biedermänner“, „pharisäerhafte Politiker und Kommentatoren“ verteidigt er einen, der, wenn schon nicht honorig, so zumindest selbst Biedermann mit „silbrigem Haar, korrekten Anzügen und weißen Hemden“ – plus diesem genialen Pepitahütchen – ist, der dieses beängstigende deutsche politische Biedermannstum über Jahrzehnte lebte und an den seiner Herrschaft Unterworfenen auslassen konnte.

Und wofür dankt Stuby diesem Ex-Herrscher? Dafür daß er – echter Herrscher, der er war –, als aus der alten Heimat der Wunsch nach Bestückung des wichtigsten Kulturereignisses kam, seiner eigenen sklerotischen Bürokratie mal eben zeigte, wer letztlich das Sagen hat. Dafür daß er seinen untergeordneten Schreibtischtätern, die doch, wenn sie „mauern“, nur meinen, den Herrscherwillen zu exekutieren, seine Macht zeigte, die darin bestand, ihnen jederzeit auch eine beliebige andere Willensäußerung aufnötigen zu können und ausführen zu lassen.

Damit wir auf so eine Interpretation nicht kommen, hat Stuby – Filmmann, der er ist – seiner Danksagung ein Foto beigefügt. Es zeigt, in den typischen Profil- und *en face*-Bildern aller Polizeiorgane dieser Welt, den jungen Erich Honecker – als Häftling der Gestapo. Diese Visualisierung soll mehr als tausend Worte sagen und uns eine andere Interpretation unterschieben: Honecker war Gegner und Opfer des deutschen Faschismus und als solcher ist er per definitionem Kulturmensch, der, Heimat und Kunst im Herzen verbunden, „'riskanten' Filmen“ allemal den Vorrang vor der Staatsraison gab. Einem so dem Wahren, Schönen und Guten Verpflichteten Dank zu sagen, trägt vielleicht ein wenig zum Erhalt der „Menschenwürde“ am „hoffentlich langen Lebensabend“ bei – und ist notfalls auch durch das Berliner Verfassungsgericht gedeckt.

Das allerdings ist perfide.

Diese absichtsvolle, aber gedankenlos verquaste Unterschiebung, die in ihrer „schon widerlich zu nennenden“ Verklärung (und eigentlich Instrumentalisierung) des Opfers Honecker ganz heftig an x-beliebigen 70er-Jahre-DKP-mäßigen Schwachsinn gemahnt, damit aber auch schon wieder so langweilig erscheint, daß sie eher nicht mehr von „der Geschichte“ (sic!) „gewichtet wird“, macht uns schließlich doch noch ganz gespannt, ob zunächst beim Festival ein anderer Wind wehen wird, wenn eine der „Verlorenen der Postmoderne“ (so Festivalleiterin Drawer über sich selbst, Jahrgang '58) auf den Chefsessel klettert. – Dann aber, wertere Frau Drawer, dürfen Sie als echte Postmoderne das Wort „authentisch“ nicht mehr benutzen. Versprochen?

Geronnene Augenblicke, wie Bilder von Edward Hopper

Alfred Gulden: Silvertowers, List Verlag, München, Leipzig 1993.

Wer hat sich an dieser Stadt nicht schon versucht? Truman Capote, Henry Miller und Ernest Hemingway schrieben und schimpften über sie, Holden Caulfield, Salingers „Fänger im Roggen“ und Selbys Harry Black aus „Letzte Ausfahrt Brooklyn“ trieben sich in ihr herum, John Dos Passos hat ihr mit „Manhattan Transfer“ ein gewaltiges Denkmal gesetzt. Auch Max Frisch – um wieder die Kurve Richtung Heimat zu kriegen – war in New York und hat sich in seinen Tagebüchern mit dieser Stadt beschäftigt.

Und nun also Alfred Gulden. Gulden, New York, Amerika? Ist das nicht, erinnert sich sicher der eine oder andere mit Schrecken, der Autor dieses quälenden Greyhound-Romans, dieses Bandwurmsätze-Romanungeheuers über einen Streß-Trip per Bus durch die Staaten? Doch keine Angst, das ist lange her. Der Greyhound erschien 1982.

Diesmal präsentiert sich Gulden seiner Leserschaft bei weitem bekömmlicher. Er mußte keine endlosen Highway-Strecken zurücklegen, er mußte keine verkorkste Beziehungskiste austragen, sondern wohnte ganz bequem in New York City, in den Silvertowers Apartments der New Yorker University, mitten in Manhattan. Möglich gemacht hatte diesen Aufenthalt ein dreimonatiges Stipendium der Kranichsteiner Literaturtage. Und siehe da: Der Maniak des Endlosatzes, der Zuchtmeister schwindelerregender Wortkaskaden – in seinem letzten Roman „Ohnehaus“ – zeigt sich diesmal von einer ganz anderen Seite: als

Freund und Meister kleinteiliger Formen.

Silvertowers, so lautet Guldens neues Buch, ist eine Sammlung von Kurzgeschichten, alle nicht länger als zwei bis drei Seiten und alle in hundsgewöhnlichem Normalsatzstil verfaßt. Es sind „Geschichten aus New York“, so der Untertitel, genaugenommen fünfzig Geschichten und sechs Bildbeschreibungen von Bildern des amerikanischen Malers Edward Hopper. Die Geschichten heißen „Staubige Tauben, schläfrige Katzen“, „die Sach- und-Pack-Leute“, „der New Yorker Blick“ oder „Little Odesa“ und sind manchmal richtige kleine Erzählungen, manchmal auch nur kurze Beschreibungen, Berichte, Notizen. In ihnen geht es um Taxifahrer, jüdische Emigranten, U-Bahnerlebnisse, schwarze Bettler, einen Bauerngarten an der Ecke Bleeker Street/La Guardia und um den Uni-Sportplatz und seine Benutzer auf dem Hochhausdach gegenüber. Ab und zu schweift Guldens Blick auch zurück zu seiner ersten USA-Reise und noch weiter zurück in die Kindheit, zum Großvater, zum Te Deum im Hochamt und den Bonbons aus Frau Wöflers Kolonialladen. Halb Tourist, halb Einwohner, wandert Gulden durch die Stadt, fährt mit der U-Bahn, macht Ausflüge in die Umgebung, beobachtet und schreibt auf.

Das Andeuten und das Weglassen beherrscht er ebenso wie das Zusammenfassen und das Die-Dinge-auf-den-Punkt-Bringen. Mit wenigen Sätzen kann er ein Gespräch skizzieren, eine Szene illustrieren. Seine Dialoge sind zupackend und treffsicher, seine Formulierungen prägnant, unpräntiös, oft lakonisch

knapp. In Guldens Geschichten löst sich die verwirrende und überwältigende Bilderflut der Mega-Stadt New York in überschaubare Einzelbilder auf. Kühl, ungeschminkt, unaufgeregt halten sie fest, was er sieht, was ihm begegnet. Ob ihm drei finstere Typen in einsamer Gegend entgegenkommen, ob sich Jugendbanden auf der Straße die Köpfe einschlagen oder ob er mit einem Besucher bei einem Leseabend im Literarischen Verein im Liederkranz plaudert, ist eigentlich gleich. Gulden behält immer den Überblick, einen kühlen Kopf und die nötige Distanz.

In einem Museumskatalog im Whitney Museum of American Art entdeckt Gulden eines Tages die Bilder des amerikanischen Malers Edward Hopper. Er ist fasziniert von ihnen und empfindet sofort eine Art Seelenverwandtschaft zwischen sich und dem Maler. Gulden notiert: Die Bilder „sprechen mich sofort an, wecken etwas in mir, Widerhall, auch die Bilder selbst, jedes für sich genommen, sagen mir auf den ersten Blick zu: geronnene Augenblicke, 'stills', Szenenfotos ähnlich aus einem Film, aus einer fortlaufenden Geschichte herausgeschnitten: Exposés“. (143) Das, was Gulden über Hopper schreibt, paßt auch sehr gut zu ihm selbst, zu seinen Geschichten.

Auch sie sind ungeschminkt, unpathetisch, immer etwas unterkühlt und zeigen die Wirklichkeit als Schnappschuß, als Momentaufnahme. Auch sie sind, wie die Bilder Hoppers, geronnene Augenblicke, stills, Szenenfotos.

Gulden, der kühl-distanzierte Beobachter also, der als Person aber merkwürdig unbewegt und unbeteiligt bleibt? Da ist was dran.

Anklage, Entsetzen, Abscheu sind Guldens Sache ebensowenig wie Zustimmung oder Bewunderung. Schimpfen und sich aufregen über New York darf sich bei ihm lediglich Henry Miller, aus dessen „Klimatisiertem Alptraum“ er eine Passage zitiert.

Gulden selbst sieht sich jedoch keineswegs ausschließlich in der Rolle des kühlen Beobachters. Was er zu seinem 'Vorbild' Hopper gesagt hat, möchte er sicher auch für sich in Anspruch nehmen. Gulden schreibt: „Er sei ein Pessimist, heißt es ... Seine

Personen hätten keine Chance, einsam, aneinander vorbei, die Gesichter, der Blick, die Figuren: aussichtslos. Mag sein. Aber in einem verrät er, Edward Hopper, sich mir, nämlich in diesem Rot, das fast immer irgendwo in seinen Bildern auftaucht in Kleinigkeiten, oft nur in Randerscheinungen, in Details, in der Kleidung der Frauen oft, verrät, daß da noch Leben ist, eine Glut, wenn auch unter der Oberfläche und nur als kurzer Moment, als Augenblicksglück.“ (143-144)

Wer in Guldens neuem Prosa-

buch die intellektuelle oder emotionale Auseinandersetzung mit dem Moloch New York, mit dieser verwirrend zwiespältigen und vielfältigen Stadt sucht, wird sicher nicht auf seine Kosten kommen.

Wer jedoch die abwechslungsreichen, fast spielerischen Skizzen eines genauen Beobachters der Stadt und ihrer Bewohner zu schätzen weiß, wird mit Guldens kleinen New Yorker Geschichten gut bedient sein.

Dietmar Schmitz

Auf Wiedersehen, Palü!

Bernd Nixdorf: Salli Palli. Der erste Fall eines Saarbrücker Kommissars, Logos Verlag, Saarbrücken 1993

Da schien den Tatort-Machern beim Saarländischen Rundfunk etwas gelungen zu sein, was zunächst hierzulande und ebenso über die Grenzen hinweg wohlwollend und mit Sympathie von der Kritik aufgenommen wurde. Der neue Kommissar fährt Fahrrad, trinkt gerne guten Wein und bekämpft erfolgreich seine Machoallüren mit dem Kochen von aufwendig ausgeklügelten und arbeitsintensiven Gerichten, kurzum: er ist bewandert in den Dingen des *Savoir vivre*, ein beamteter Bonvivant.

Im Gegensatz zu seinem Kollegen aus dem krisengeschüttelten Duisburg ist Palü eine Figur, die weniger die Ausbrüche einer stellvertretenden maskulinen Aus-

nahmeexistenz verkörpert als vielmehr den Durchschnittssaarländer: „Hauptsach, gudd gess!“ Unbestritten sind gerade die positiv-identifikationsstiftende Typisierung und das vertraute Klischee die Garantien für erfolgreiche Fernsehunterhaltung. Aber ähneln die Außenaufnahmen nicht allzusehr den Bildern der Hochglanz-Werbebrochüren des Landes, mit deren Hilfe die Ansiedlung von neuen Unternehmen forciert werden soll, und ist denn Kommissar Palü wirklich der Typ Mann, mit dem der Mann im Mann noch etwas auszuhandeln hätte? Oder verkörpert er nicht vielmehr die Erscheinung jenes Leidensgenossen, der die Erfahrungen allzu häufiger und wesentlicher Niederlagen lediglich durch die Inszenierung sublimen Formen der Zubereitung und des Verzehrs von Eßbarem zu bewältigen weiß?

Die Macher kennen das Problem. Deshalb mußte auch Max Palü mit Gudrun Landgrebe unter die Decke und dort das versuchen zu tun, was von vornherein zum Scheitern verurteilt war: Die Szene mißbriet zur plumphen Lüge.

Marcel Palli jedenfalls ist eine vernünftige gescheiterte Existenz. In losen Szenenfolgen, die sich sowohl zur Drehbuchvorlage als auch als Bühnenanweisung sowie zum Nachspielen an WG-Abenden oder Belegschaftsfesten eignen, begegnen wir dem notorischen Trinker, Ex-Ehemann, Ex-Lover und zeitweilig zum Hilfspolizisten herabgestuften Kommissar bei seinem verzweifelten Versuch, den Mord an einer Prostituierten aufzudecken.

Die Chancen stehen von Anfang an schlecht, nicht ausschließlich der mäßigen Intelli-

genz des Protagonisten wegen, sondern vielmehr aus Gründen, die eindeutig auf eine politische Motivation der grausigen Bluttat verweisen. Gewisse Vertreter der USA, Frankreichs und bundesrepublikanischer rechtsradikaler Gruppierungen sind im Rahmen einer undurchsichtig konzertierten Aktion für den Mord an einer Hure, die zuviel wußte, verantwortlich und zielen letztendlich auf die Beseitigung der Existenz eines unabhängigen Saarlandes.

Die Verschwörung entbehrt nun aber nicht jeglicher Notwendigkeit, stellt sich doch im Laufe der dramatischen Ereignisse immer deutlicher heraus, daß das *Principium Sarraviensis* („Hauptsach, gudd gess unn imma e bissje drunge“) zunehmend expandiert und existentielle Lebensnerven friedvoller Bürger und Nationen, selbst die einer Großmacht wie der USA, zu zersetzen vermag. Spätestens an dieser Stelle fragt

sich der Leser zu Recht, wie überhaupt ein solch immenses inhaltliches Programm formal zu bewältigen ist.

Zum einen sind da die sehr hilfreichen und gelungenen Illustrationen von Jeanne Klöpfer. Zum anderen bedient sich Bernd Nixdorf altbewährter Kunstmittel: der Typisierung und des Klischees. Es versteht sich von selbst, daß wir es in „Salli Palli“ aus einer ex-negativo-Perspektive mit einer radikalen Umwertung und gleichzeitig bis an die Schmerzgrenze gehenden Übertreibung des allzu Saarländischen (natürlich in der Landessprache und in anspruchsvollem Französisch!) zu tun haben. Es ist die einzige Gewähr dafür, daß sich kein Verantwortlicher in der Staatskanzlei an dem Stück vergreift und daß der Saarländische Rundfunk daraus keinen neuen „Tatort“ macht. Die radikale Absage an jegliche positive

Aussage rettet den Inhalt in jene Region der Imagination, die für den Zugang zur Wahrheit noch offen steht.

Letztlich bleibt es den drei Pennern auf dem Dach der Saargalerie, dem Ort des show down, überlassen, sich auf der Suche nach der Wahrheit in Heideggerien zu ergehen und die Qualität des Rotweins zu lobpreisen!

Was einzig noch den Siegeszug der Groteske hinauszögern könnte, wäre der Umstand, daß sich die ehemals fortschrittlichen und potentiellen Leserkreise im Saar-Lor-Lux-Raum neuerdings verstärkt mit dem seienden Da-Sein des 1. FCS abmühen und ontologisch besehen momentan besetzt sind für die Herausforderungen der Zeit.

Thomas Klein

Außenpolitik als autonome Sphäre

*Ulrich Pohlmann:
Die Saarfrage und die Alliierten,
1942-1948, Verlag Peter Lang,
Frankfurt/Main 1993, 261 S.*

Ein kleines Stückchen Land, kaum von der Größe eines französischen Departements, beschäftigte die Außenminister der Großen Vier bei ihren Konferenzen der Jahre 1945 bis 1947 mit schöner Regelmäßigkeit. Georges Bidault, der französische Außenminister, soll die Saarfrage vierzehn Mal auf den alliierten Konferenzen ange-

sprochen haben. Das Thema fesselte ganze Beraterstäbe, bildete Grundlage zahlreicher Papiere; mancher Aktenordner quoll trotz dünnen Durchschlagpapiers über.

Ulrich Pohlmann zeichnet die alliierte Saardiskussion detailliert nach. Er zitiert ausführlich die Quellen des Quai d'Orsay, des Foreign Office oder die Dokumente der Foreign Relations of the United States. Da ist viel von Plänen und Konzepten die Rede. Erwähnt werden etwa die

Empfehlungen des Konsuls Verdier, die Forderungen der Association Française de la Sarre oder die Konzepte des Mouvement pour la Libération de la Sarre. Von alliierter Seite finden die Planungsarbeiten des amerikanischen Außenministeriums und des britischen Foreign Office 1942/1943 Erwähnung, dazu der Morgenthau-Plan, die Churchill-Konsultationen in Moskau und Paris sowie die Konferenzen von Jalta und Potsdam. Zum großen

Teil ist das Material bereits bekannt oder doch leicht zugänglich. Deutlich wird, daß weder die französische Politik noch die Westalliierten der Saar besondere Bedeutung zumaßen. Daß die Saar von Deutschland abzutrennen sei, entsprach frühen britischen und amerikanischen Überlegungen. Andererseits gewann die Saar für die französische Deutschlandpolitik deshalb zunehmend an Bedeutung, weil sich herausstellte, daß an der Ruhr und in den Rheinlanden, für Frankreich eigentlich viel bedeutsamer, kaum etwas zu bewegen sein würde.

Nach weiteren Präliminarien mit den Kapitelüberschriften „Entfaltung des politischen Lebens im Saarland“ und „Wirtschaftliche Aspekte“ – ganz aus der Literatur gearbeitet, allerdings bleiben die Aufsätze von Franz Dingel zur saarländischen Parteiengeschichte unberücksichtigt – widmet sich Ulrich Pohlmann in der verbleibenden Hälfte seiner Dissertation dem eigentlichen Thema, den internationalen Verhandlungen um die Saarfrage. Er beginnt mit den bilateralen Gesprächen in Washington, läßt überraschenderweise die Rhein-Ruhr-Verhandlungen im Herbst 1945 nur knapp Revue passieren, ebenso wie die Industrieniveauperhandlungen in Berlin, die doch erst die Notwendigkeit für die Definition der französischen Saarpolitik auf internationaler Ebene begründeten. Es folgen die britischen und amerikanischen Antworten auf die französische Saardemanche vom 12. Februar 1946, auf vier Seiten ausführlich zitiert.

Am interessantesten im Rahmen der gesamten Darstellung sind ohne Zweifel die Ausführungen des Autors zur

Pariser Außenministerkonferenz im Sommer 1946. Um Frankreichs Position zu stärken, wäre der englische Außenminister, Ernest Bevin, bereit gewesen, die französischen Saarforderungen zu unterstützen. Er bedeutete Paris, es möge die Saarfrage aus dem Gesamtblock der Deutschlandthemen herauslösen. Gleichwohl hielt Bidault an der Trias von Ruhrseparierung, Ablehnung deutscher Zentralverwaltungen und Saarwirtschaftsanschluß fest. Grund waren innerpolitische Überlegungen, wonach eine rasche Abkehr von de Gaulles Maximalforderungen (Dietmar Hüser) nicht durchzusetzen war. Andererseits sah auch Bevin keine Möglichkeit, sein Konzept zu ändern. Für ihn ging es darum, jeder Diskussion um die Ruhr auszuweichen. Deshalb verwies er darauf, alle Deutschland betreffenden Fragen müßten zusammen behandelt werden. Das zielte vor allem gegen die Sowjets, traf nun aber auch den französischen Außenminister.

Die weiteren Ausführungen folgen dem chronologischen Rahmen. Es geht um die „mesures conservatoires“, die die Verhandlungen im Herbst 1946 bestimmten, die Moskauer Außenministerkonferenz im Frühjahr 1947 und die Grenzkorrekturen im Sommer 1947. Pohlmann verweist auf Bevins Drängen für eine Dreierregelung der Saarfrage Mitte 1947, berichtet auch, daß das State Departement zögerte, sich der englischen Position anzuschließen, aber dann fehlen Hinweise auf die Hintergründe der unterschiedlichen Strategien, obwohl die Ursachen von Martina Kessel deutlich herausgearbeitet wurden.

Die Darlegungen des Verfassers enden im Frühjahr 1948. Techni-

sche Abkommen zwischen den Westalliierten legten seither fest, wie denn die Ausgliederung der Saarkohle aus dem deutschen Kohlenpool zu vollziehen sei. Dazu trat eine Verabredung über die Anrechnung des Saarvermögens auf dem französischen Reparationskonto und eine Vereinbarung zur Eingliederung der Saar in den französischen Zollraum.

Ulrich Pohlmanns Darlegungen und Analysen sind der klassischen Diplomatiegeschichte verpflichtet. Es geht um das Feilschen von Spezialisten miteinander. Außenpolitik erscheint als autonome Sphäre. Handlungsmuster und Sprache erhalten ihre Deutungen aus dem Zusammenhang alliierter Diskussion. Da gibt es sicherlich Brüche und Hinweise auf innenpolitische Rückkopplungen – im Zusammenhang mit der Pariser Außenministerkonferenz war davon schon die Rede. Aber diese werden nicht systematisch untersucht, nicht aufgeschlüsselt, nicht diskutiert. So schildert Pohlmann ausführlich, wie Bidault anlässlich der Moskauer Außenministerkonferenz geradezu flehentlich versuchte, die Sowjets für eine Zustimmung zu seinen Saarplänen zu gewinnen. Er zögerte nicht, darüber der Heimat ausführlich zu berichten. Aber spielte Bidault mit offenen Karten, wie Pohlmann unterstellt? Martina Kessel hat überzeugend argumentiert, daß der französische Außenminister das Scheitern seiner Saarvorschläge in Rechnung stellte, ja darauf hinarbeitete. Bidault sei es darum gegangen, der eigenen Öffentlichkeit nachzuweisen, daß mit Moskau nicht zu verhandeln sei. Nur die Westalliierten brächten Verständnis für die französischen Belange auf. So diente die Saar im

Frühjahr 1947 im wesentlichen der innenpolitischen Verankerung der Westbindung Frankreichs.

Wie schwierig eine Interpretation des Quellenmaterials ist, wenn lediglich Texte nach ihrem äußeren Inhalt befragt werden, zeugt die Darstellung eines Memorandums der Wirtschaftsabteilung des Quai d'Orsay im Dezember 1944. Tatsächlich ist dort von Annexion und Ausweisung die Rede. Der eigentliche Tenor zielt indes auf das Gegenteil. Für Pohlmann ist der Text Dokument einer französischen Annexionspolitik, die auch vor Deportationen nicht halt machte. Für mich beweist die zitierte Quelle, wie schwer sich Paris tat, selbst unter Annahme radikaler Maßnahmen, eine kohärente Saarpolitik zu formulieren. Im Winter 1944/45 votierte eine große Mehrheit der französischen Öffentlichkeit für eine politische Annexion der Saar, ohne groß nach möglichen Komplikationen und Hintergründen zu fragen, und noch im Mai 1945 schloß sich eine Mehrheit des außenpolitischen Ausschusses der Beratenden Versammlung der Forderung an. Den Autoren der Direction économique ging es

darum nachzuweisen, daß jede Saarpolitik mit erheblichen politischen Risiken behaftet sein würde. Selbst ökonomisch mache ein Saaranschluß nur begrenzt Sinn. Da aber ein Verbleib der Saar bei Deutschland ein noch größeres Risiko beinhalte, votierten die Verfasser für eine möglichst stimmige französische Position.

Inwieweit haben die Verhandlungen zwischen den Alliierten die Geschicke der Saar beeinflußt? Nur wenige Punkte lassen sich nennen, wie im übrigen auch Ulrich Pohlmann hervorhebt. Die Einführung der Saarmark im Sommer 1947 wurde aus Rücksichtnahme gegenüber den Verbündeten hinausgezögert. Britische Einwände zwangen Frankreich, die Gebiete um Saarburg und Konz wieder vom Saarland abzuspalten. Aber mit Ausnahme dessen zog Frankreich seine Saarpolitik ohne allzu große Rücksichtnahme oder Behinderung seitens der Alliierten durch. Insofern erweist sich Pohlmanns einführende Fragestellung zumindest als irreführend. Paris mußte seine Saarpläne gegenüber den Alliierten nicht „durchsetzen“. Frankreich erhielt den Wirt-

schaftsanschluß der Saar, ohne dafür beschränkten Handlungsspielraum in der Deutschlandfrage einzutauschen. Andererseits unterzeichneten die Westalliierten lediglich technische Abkommen und übernahmen keine weiteren Verpflichtungen. Die Saarfrage diente ihnen der innenpolitischen Stabilisierung Frankreichs und als außenpolitische Manövriermasse gegenüber Bidault. Ulrich Pohlmann schildert auf 261 Seiten Streben und Handlungen von Politikern, die tatsächlich kaum etwas bewegten, nicht einmal bewegen wollten, dazu aber gehörige Zeit benötigten.

„Die Saarfrage und die Alliierten“ stellt eine gut geschriebene, übersichtlich strukturierte, auf knapper Quellen- und Literaturgrundlage basierende Zusammenfassung von außenpolitischen Grundsatzpapieren, Memoranden, Protokollnotizen und Schreiben zur Saarfrage dar, eine präventionslose politikwissenschaftliche Dissertation, um den Titel eines „Dr. phil.“ zu erlangen, nicht mehr und nicht weniger.

Armin Heinen

Zuckerbrot und Peitsche eines Industriemagnaten

Richard van Dülmen und Joachim Jacob (Hrsg.): *Stumm in Neunkirchen – Unternehmerschaft und Arbeiterleben im 19. Jahrhundert*, Röhrig-Verlag, St. Ingbert 1993.

Die Autoren versuchen eine Gesamtschau der Unternehmerpersönlichkeit Stumm, der politischen und sozialen Lebensbedingungen der Hüttenarbeiterschaft im Stammwerk Stumms sowie der wirtschaftlichen und soziokulturellen Entwicklung des Industrie-

standorts Neunkirchen. Die zusammengetragenen „Bilder und Skizzen aus einer Industriegemeinde“, die als textliche Begleitung zur Ausstellung „Königreich Stumm“ (zu sehen in der Stummschen Reithalle auf dem Gelände des ehemaligen Eisenwerkes)

konzipiert worden sind, intendieren „ein differenzierteres Bild von Stumm (...), da sich die bislang verwendeten Charakterisierungen wie 'Ausbeuter' oder 'Sozialistenfresser' als unzureichend erwiesen haben“. Es wendet sich an ein breites, nicht unbedingt akademisches Publikum; dabei sollen über sieben Fragestellungen/Beiträge Annäherungen an die politische und die Alltagskultur der Industriegemeinde Neunkirchen vorgenommen und Lebenskontexte der dort sozialisierten Hüttenarbeiterschaft freigelegt werden.

Im Zentrum der Veröffentlichung steht der Beitrag des Mitherausgebers Joachim Jacob über „Karl Ferdinand Stumm – Hüttenbesitzer und Politiker“. Er beschreibt die familialen, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen und verknüpft dies mit den zentralen Fakten und Grundkonstanten im unternehmerischen Wirken Stumms, das so nachhaltig die Spezifität der saarländischen Industriekultur seit dem 19. Jahrhundert geprägt hat. Dabei entsteht das Bild der Unternehmerfamilie Stumm, die sich von den bescheidenen Anfängen einer Eisenhüttenbeständer-Familie (seit 1717 auf dem Hunsrück an der Eisenherstellung tätig) über die Niederlassung im Saarrevier (zu Beginn des 19. Jahrhunderts) zum größten privaten Arbeitgeber und Industriemagnaten entwickelt hat.

Weniger flexibel, wenngleich sehr engagiert, wird das schon sehr früh feststellbare Bemühen der Stumms um politischen Einfluß beschrieben, das in der Person des Reichstagsabgeordneten und Staatsratsmitgliedes Karl Ferdinand Stumm seinen Expo-

nenten fand und das gleichermaßen lobbyistisch wie gesellschaftspolitisch und ideologisch ausgerichtet war. Die Entwicklung des Neunkircher Eisenwerkes unter der Regie Karl Ferdinand Stumms zum schwerindustriellen Großbetrieb mit erheblicher wirtschaftlicher und sozio-kultureller Bedeutung korrespondiert in der Darstellung Jacobs mit einem enormen Machtzuwachs des „Eisenbarons“, der in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur absolut dominierenden Führungsfigur im Saarrevier („Königreich Stumm“) wurde; so wie er die saarländische Unternehmerschaft (auch gegen Widerstände, von denen leider nur zum Teil die Rede ist) auf einen protektionistischen und extrem anti(sozial-)demokratischen Kurs eingeschworen hatte, so zwang er mit Zuckerbrot (innerbetriebliche Sozialpolitik) und Peitsche (Arbeitsordnung für das Neunkircher Eisenwerk) seine Arbeiter und – über die Werksmauern hinaus – deren Familien in sein „System der milden und der strengen Hand“.

Das häusliche Leben der Hüttenarbeiter und ihrer Familien schildert Charlotte Glück-Christmann unter Bezugnahme auf Josef Ehmers Begriff der „Respektabilität“ als patriarchalisch und als „Entwicklungsstadium auf dem Weg von der traditionellen vorindustriellen zur modernen Familie des 20. Jahrhunderts, die in ihren wesentlichen Punkten mit der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts übereinstimmt“. Das in vorindustrieller Zeit stets an den Nachweis einer vollen (meist landwirtschaftlichen, gelegentlich handwerklichen) Erwerbsstelle gebun-

dene System von Heiraten und Familiengründung verlor durch die Verbreitung der Lohnarbeit während der Industrialisierung zunehmend den Charakter eines Privilegs besitzender Schichten; die damit verbundene Zunahme an freier persönlicher Lebensplanung führte dazu, daß sich die Kernfamilie (Vater, Mutter, Kinder) als dominierende Lebensform im Arbeitermilieu entwickeln konnte, allen romantisierenden und nostalgischen Vorstellungen von Großfamilie erteilt die Autorin eine klare Absage. Geprägt war der Familienalltag durch die lange Abwesenheit des Vaters von der Familie (12 bis 14 Stunden) bei meist starker körperlicher Belastung in der Industriearbeit, durch die Mehrfachbelastung der Mutter (Haushalt, Kinder, Nebenerwerbslandwirtschaft und evtl. Vermieter-Verantwortlichkeiten) und die Einbeziehung der Kinder in die Verantwortlichkeit der familiären Existenzsicherung.

Mit der grundlegenden Umstrukturierung des Alltagslebens und – damit verbunden – der Ausbildung einer strikten Trennung von Arbeitszeit und arbeitsfreier Zeit im Zuge der Industrialisierung beginnt der Beitrag „Nach der Schicht“ von Antje Fuchs, der sich mit der Freizeitkultur von Hüttenarbeitern beschäftigt. Dabei werden zunächst die verschiedenen Einschränkungen der lohnarbeitsfreien Zeit beschrieben – von der Notwendigkeit einer landwirtschaftlichen Subsistenzwirtschaft über Hausbau-Verpflichtungen bis hin zu staatlichen und unternehmerischen Kontroll-, Bevormundungs- und Bestrafungspraktiken. Die damit allerdings einhergehende „Schwarz-

weißmalerei“ (Arbeiterschaft – Bürgertum; Arbeiter(Trink-)kultur – Kultur des Bildungsbürgertums) und die Vielzahl spekulativer Formulierungen sind bisweilen eine Zumutung. Wenn aber die Autorin meint, sie müsse die Arbeiter pauschal gegen den Vorwurf der Trunksucht oder Arbeitsscheue (wie er in behördlichen oder Stummschen Anordnungen gelegentlich artikuliert wird) in Schutz nehmen, bewegt sie sich hart an der Grenze zur Unwissenschaftlichkeit.

Das Wachstum und die zunehmende Bedeutung des Wirtschaftsstandortes Neunkirchen schildert Joachim Jacob in seinem zweiten Beitrag „Auf dem Weg zur Stadt“ unter starker Gewichtung der kohlefördernden und -verarbeitenden Industrien (Verkokung). Entsprechend dem wirtschaftlichen Aufschwung stieg natürlich auch die Bevölkerungszahl: von 3.226 im Jahre 1850 auf 36.402 im Jahre 1910. Entscheidend dafür war allerdings nicht bloß der Geburtenüberschuß am Ort, sondern vor allem auch die enormen Wanderungsgewinne (Nah-Wanderung), die – neben der Ansiedlung – zu Tages- und Wochenpendlertum führten.

Daß dies alles ohne die kollektive Krisis der Massenverelendung von sich ging, ist nicht zuletzt in der Struktur des städtischen Wohnungswesens (hoher Eigenheimanteil, viele Werkswohnungen, ausgeprägtes Einliegerwesen, Schlafhäuser) begründet. Die durchschnittliche Behausungsziffer im Laufe der Jahrzehnte, die Verteilung der Räume in den jeweiligen Häusern und einige andere statistische Auswertungen bleiben aber (leider!) nur Faktensammlungen. Hier hätte man sich

Aussagen über den Pauperisierungsgrad und über eventuelle Phänomene einer Proletarisierung gewünscht; aber auch die sozialpolitische Relevanz und die ideologische Dimension des Stummschen Paternalismus hätten an dieser Stelle im Lichte der sozialen und kulturellen Entwicklung Neunkirchens diskutiert werden können.

Alles in allem: „Stumm in Neunkirchen“ trägt die wichtigsten Fakten über die direkten und indirekten Folgen des unternehmerischen Wirkens des Industriemagnaten im Neunkircher Raum zusammen. Als textliche Begleitung zur Stumm-Ausstellung ist die positivistische Grundtendenz der Beiträge verständlich; da die Herausgeber nicht unbedingt ein wissenschaftliches Buch für ein ausschließlich akademisches Publikum im Sinne hatten, sei auch eine gewisse Oberflächlichkeit beim Zustandekommen dieses Stumm-Potpourris gestattet: So fehlen z. B. gänzlich Aussagen über die religiös-konfessionelle Haltung Stumms (etwa in der Zeit des Kulturkampfes) und die soziokulturelle bzw. politische Bedeutung der Kirchen in der Industrieregion Neunkirchens. Ärgerlicher (weil vermeidbar) sind dagegen die vielen Wiederholungen einzelner inhaltlicher Segmente, die auf eine schlechte inhaltliche Abstimmung der Beiträge hindeuten.

Der Anspruch aber, ein differenziertes, über das gängige Patriarchen-Image hinausgehendes Stumm-Bild zu entwerfen, konnte nicht eingelöst werden. Die Reduzierung Stumms auf die patriarchalische Herrschaftspraxis („Ausbeuter“, „Sozialistenfresser“, „despotischer Patriarchalismus“, „Knutenwirtschaft“) wird auch

mit diesem Buch fortgesetzt; zusätzlich eingeschränkt durch die regionale Begrenzung auf Neunkirchen (und Umgebung), führt dies schon fast zwangsläufig dazu, daß die historischen Bewertungen dieser neuen Vorlage an kaum einer Stelle über die altbekannten Negativ-Bilder der zeitgenössischen Stumm-Kritik hinauskommen.

Was vor allem fehlt, ist eine ernsthafte und vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit der schon fast totalitären Ideologie des Stummschen Paternalismus, die im Saarrevier bzw. in Neunkirchen praktisch und auf der Bühne des Reichstages theoretisch zum Ausdruck kommt. Daß seine Herrschaftspraxis – und zwar nicht nur aus Nützlichkeitsüberlegungen, sondern auch aus einem extrem sozialharmonischen Gesellschaftsverständnis heraus – ganz wesentlich auf eine weitgehende Vermeidung von Proletarisierungs- und Pauperisierungstendenzen hin ausgerichtet war, wird – bezeichnenderweise – ebenso wenig beachtet wie die Frage untersucht wird, ob und inwieweit sich die soziale und kulturelle Realität in Stumms Wirkungsbereich tatsächlich von der anderer Industrieregionen unterscheidet. Erst sein Verhältnis zu den mit der Industrialisierung verbundenen gesellschaftlichen Brüchen und Verwertungen, seine bisweilen an mittelalterlich-zünftische Ordnungsvorstellungen erinnernde Sozialromantik („wir alle ... als ehrenwerter Stand der Hammerschmiede“) und seine Neigung zu adeligen Status-Symbolen (Titel, Schloß Halberg) führen letztlich zum Kern des Stummschen Selbst- und Gesellschaftsverständnisses.

Christoph Lang

Autorinnen und Autoren

Dr. Hans W. Giessen, geb. 1962, Journalist, Lehraufträge an der Universität des Saarlandes, Promotion über ein medienkundliches Thema.

Hans Günter Grewer, Soziologe, Mitarbeiter im ISO-Institut für Sozialforschung und Sozialwirtschaft, Saarbrücken.

Armin Heinen, geb. 19. 11. 1952, Studium der Geschichtswissenschaft, Politologie und Mathematik an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt. Staatsexamen. Promotion bei Wolfgang Schieder in Trier mit einer Arbeit zum rumänischen Faschismus. Externe Tätigkeit bei der Historischen Kommission, München. Seit 1984 in Saarbrücken, zunächst als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann als Hochschulassistent. Z. Z. beurlaubt, um unter Leitung von Prof. Dr. Rainer Hudemann an einem Projekt der VW-Stiftung zur Geschichte der Saar nach 1945 mitzuwirken. Arbeitsschwerpunkte: Internationaler Faschismus; neuere Geschichte Rumäniens; Außen- und Deutschlandpolitik Frankreichs und der Niederlande 1945–1955; Geschichte der Saar im selben Zeitraum; Umweltgeschichte; kulturelle Grundlagennationaler Mißverständnisse, soziale Innovation und moderne Informationstechnik, hochschuldidaktische Aspekte des EDV-Einsatzes in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Achim Huber, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, wissenschaftlicher Mitarbeiter am ISO-Institut, Saarbrücken.

Thomas Klein, geb. 1958, Studium der Germanistik und Evangelischen Theologie in Saarbrücken und Marburg, Lehrer am Willi-Graf-Gymnasium Saarbrücken.

Christoph Lang, M. A., studierte bis 1988 an der Universität des Saarlandes Geschichte und Politikwissenschaften und ist derzeit als Direktor der academie weiskirchen zuständig für Personal- und Entwicklungsfragen der Caritas-Trägergesellschaft Trier e. V.

Bernd Nixdorf, geb. 1961, kaufmännische Ausbildung mit anschließender Arbeitslosigkeit. Dem Saarland zum Trotz von Anglomanie besessen, studiert z. Z. Philosophie an den letzten Überresten des philosophischen Instituts der Universität Saarbrücken.

Denis Quiring, Jahrgang 1940, aufgewachsen in Cocheren, im deutschsprachigen Teil Lothringens. Lebt in Lothringen. Deutschlehrer, Autor von Erzählungen und Novellen über lothringische Stoffe. 1984 Prix Moselly für »La sorcière«. 1987 »L'arbre de rêve« bei Gallimard. Nächstes Romanprojekt ist die Geschichte von zugewanderten preußischen Arbeitern, in deren Mittelpunkt eine Mecklenburgerin steht, die in Lothringen eine neue Heimat findet.

Josef Reindl, Soziologiestudium in Regensburg. Seit 1983 wissenschaftlicher Mitarbeiter am ISO-Institut. Arbeitsschwerpunkte: Industrie- und Betriebssoziologie, Qualifikations- und Belastungsforschung. Veröffentlichungen zu Unternehmensberatung, Klein- und Mittelbetrieben und zu ausländischen Arbeitnehmern.

Sonja Röder, Germanistik in Mainz, just M. A., sucht Job und Fehler anderer, nach bestem Duden und Gewissen, korrigiert, was nichts besser macht; läßt Blei (los) auf Papier, am Ende heißt's: *Lebens(hin)länglich Lebens(ge)läufiges*, Teil I und II (Prosa, 1990, 1991), *NoName. Zweite Fassung: Extraausgabe* (Theaterstück, 1991), *Gegen-Druck* (Jugendtheaterstück 1992), *Ein Mann. Eine Frau.* (Prosa, 1992).

Dr. Dietmar Schmitz, politikwissenschaftliches und germanistisches Studium u. a. in Wien, Bern und Berlin. Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Presserat des Saarländischen Umweltministeriums. Seit 1988 Beschäftigung in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung. Journalistische Tätigkeit.

Dr. Tobias Widmaier, musikwissenschaftliches, volkskundliches und politologisches Studium in Freiburg. Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität des Saarlandes, Rundfunkautor.

Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm, Dipl.-Math., Studium der Mathematik und Informatik an der Westf. Wilhelms-Universität Münster, der TH München und der Stanford University, Promotion an der TU München, 1977, seit 1978 Professor für Informatik an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl.

